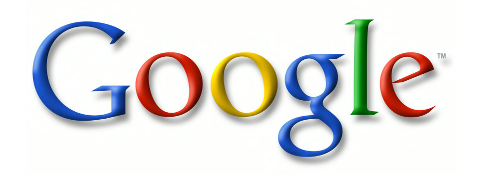


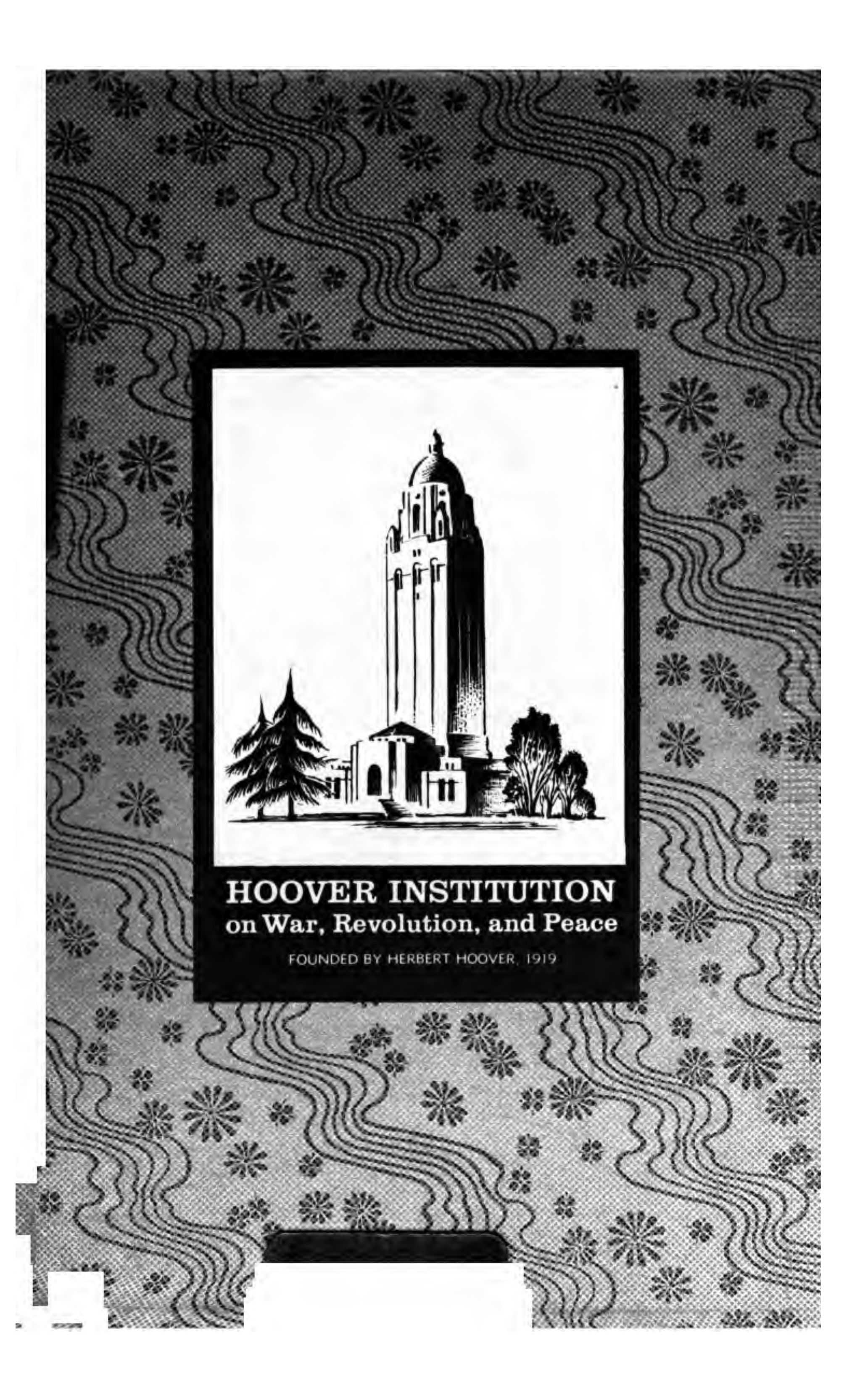


Süd-Afrika

Reisen, Erlebnisse und Beobachtungen

von

Dr. F. Bachmann


HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



Herrn
Prof. O. Rosenbach
in Verehrung und Hochachtung
überreicht vom
Verf.

[illegible]feld, im November 1900.



Süd-Afrika

Reiſen, Erlebniſſe und Beobachtungen

während eines sechsjährigen Aufenthaltes

in der

Kapkolonie, Natal und Pondoland

Von

Dr. F. Bachmann

z. Z. Physikus in Ilfeld.

Mit Titelbild



Berlin

Hermann Eichblatt, Verlagsbuchhandlung

1901.

Herrn

Dr. Friedrich Lange

zu Berlin,

dem eifrigen Wecker und Förderer des Deutschbewußtseins

ganz ergebenst gewidmet.

Der Verfasser.

Vorwort.

Um das viele Neue und Interessante, was ich während meines Aufenthaltes in Südafrika erlebt und beobachtet habe, in den engen Raum eines Buches zu verdichten, war ich darauf angewiesen, unter der großen Menge des für mich Bemerkenswerten eine sorgfältige Auslese zu halten und nur das Allerinteressanteste davon auszuwählen. Als Material dienten mir die Reisebriefe an meine Eltern sowie mein Tagebuch, also für mich selbst und meinen engeren Verwandten- und Freundeskreis bestimmte Aufzeichnungen. Aus letzterem Grunde tragen vorstehende Skizzen ein ausgesprochen-individuelles Gepräge und stellen den Autor mehr in den Vordergrund, als derselbe bei einer von ihm anfangs geplanten umfangreicheren, objektiven Darstellung der Natur und Kultur von Südafrika, unter Benutzung seiner zoologischen, botanischen und ethnographischen Sammlungen und wissenschaftlichen Aufzeichnungen, beabsichtigt hatte.

In der Hoffnung, für nachstehende Schilderungen Interesse zu erwecken, scheint den Verfasser besonders die Thatsache zu berechtigen, daß die bisherigen litterarischen Erscheinungen über Südafrika einerseits fast ausnahmslos die Emporien der Kultur und die an der großen Touristenstraße nach den Diamant- und Goldfeldern liegenden Gegenden behandeln, meist auf Grund nur oberflächlicher Kenntnisnahme, und andererseits, daß dieselben oft sogar rein kompilatorische Arbeiten sind. Demgegenüber hatte der Verfasser als Arzt und Naturbeobachter sechs Jahre lang Gelegenheit zu tieferen Einblicken in Land und Leute, dazu in Teilen Südafrikas, welche

weitab vom Verkehr liegen und kaum jemals vorher beschrieben worden sind.

Der tief-beklagenswerte Krieg, welcher von einer moralisch degenerierten Börsensippe veranlaßt wurde, die es leider zuwege brachte, die schnöde Gewinnsucht eines der ersten europäischen Kulturstaaten über dessen Volksgewissen triumphieren zu lassen, eine schamlose Politik der rohen Gewalt und Verletzung allen Rechts und menschlichen Gefühls einzuschlagen und dadurch vielleicht für lange Zeit der Welt ein böses Beispiel der Völkermoral zu geben, haben dem Verfasser, obgleich 12 Jahre seit seiner Rückkehr aus Afrika verflossen sind, die Feder in die Hand gedrückt und in ihm und seinem Verleger die Hoffnung erweckt, daß trotz der Hochflut südafrikanischer Litteratur die nachstehenden Zeilen beim gebildeten Publikum nicht unbeachtet bleiben und mit zum Verständnisse des Afrikandertums und südafrikanischer Verhältnisse dienen mögen.

Daß Südafrika noch auf lange Zeitläufe hinaus für Deutschland ein großes Interesse behalten wird, ja daß es trotz des jetzigen Unterliegens des Burentums — vielleicht gerade wegen dieses zeitweisen Unterliegens — in Zukunft noch einmal den Schauplatz eines Rassenkampfes zwischen Nieder- und Angelsachsen abgeben wird, welchem unbefangenen Beobachter der Weltpolitik könnte dieses verborgen bleiben?

Mögen daher unsere Kinder und Enkel aus meinen Schicksalen und Bestrebungen sowie aus meinen Irrtümern und Vorurteilen und den aus ihnen gewonnenen Kenntnissen und Lehren Nutzen ziehen.

Ilfeld, im Oktober 1900.

Dr. med. Franz Bachmann.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel.

Zweck und Vorbereitungen der Reise.

Gegen Ende der siebziger Jahre, in meiner späteren Gymnasial- und Universitätszeit, war die Sehnsucht des jungen Deutschlands und ganz besonders auch der jungen Deutschen nach fernen Ländern eine besonders rege; es war die Zeit des Vorfrühlings kolonialer Thaten! Die Anziehungskraft Nordamerikas mit seiner Indianerromantik wirkte nur noch auf die unreiferen Knabenjahre; desto mehr zogen uns damalige Jünglinge die Schilderungen von kühnen Reisenden aus Afrika und vor allem aus Südafrika an: Lichtenstein, Livingstone, Barrow, Baines, Chapman, Gordon Cumming, Fritsch, Holub, E. v. Weber, ganz besonders aber Karl Mauch's Reisebeschreibungen aus Transvaal und den Ländern zwischen Limpopo und Sambesi mit den Goldfeldern von Tati und den geheimnisvollen Ruinen von Simbabye, dem angeblichen Ophir der Bibel, übten deshalb auch auf mich und meinen Freund Fritz Wilms einen unbegrenzten Zauber aus.

Schon in den ersten Studienjahren stand daher der Entschluß in uns beiden Botanikern felsenfest, zusammen als Entdeckungsreisende, Sammler naturwissenschaftlicher Objekte und koloniale Erwerber nach den Gegenden von Matabele- und Maschonaland zu ziehen. Um unsere Exi-

stenz zu sichern, studierten wir Medizin bezw. Pharmazie. So hofften wir, von einem Platze in Transvaal aus, wo wir als Arzt und Apotheker uns Unterhalt und Mittel zu erwerben dachten, durch Entdeckungsreisen und koloniale Unternehmungen in dem noch wenig bekannten und herrenlosen Gebiet nördlich Transvaals für Wissenschaft und Vaterland uns Lorbeeren zu erwerben.

Konnte es doch auch kaum ein Land der Erde geben, welches für Kopf und Herz ungestümer Jünglinge in dem Maße geschaffen schien, das allen unseren turmhohen Wünschen und Plänen, unseren phantastisch-wilden, schier unersättlichen Gelüsten nach Befriedigung von Wissensdurst, nach Abenteuern, Ruhm, Ehre, Reichtum, dazu dem unbewußten Drange nach Austoben überschäumender Jugendkraft, in dem Grade Nahrung versprach, wie jenes Land mit seiner großartig wilden, einsamen und geheimnisvollen Natur und seinen Schätzen an Gold und Naturwundern!

Aber auch noch andere Gesichtspunkte, mehr oder weniger unbewußte Ziele der Selbsterziehung waren es, die wir dabei verfolgten. Uns trieb aus Europa hinweg der Ekel vor dem innerlich ungesunden, von uns Jünglingen in ihrer Sturm- und Drangperiode besonders stark empfundenen, unnatürlichen, ja heuchlerischen Wesen der europäischen Zivilisation, besonders auch vor einem verweichlichenden Leben der Großstädte, mit den leutnantsmäßigen Allüren der damals stets behandschuhten jungen deutschen Herrenwelt, welche nur nach Maßstab ihres väterlichen Geldbeutels und ihres Modeanzuges sich Geltung verschaffte; ferner die Mißachtung einer allein durch Bücherstudium, bei körperlicher und geistiger Kurzsichtigkeit erworbenen, meist sehr unpraktischen, in antikem Geiste und antiker Sprachform geschulten, innerlich vielfach unwahren Gymnasial- und auch Universitätsbildung,

welche uns in Unselbständigkeit erzog und unser geistiges Auge mit dem Nebel des Autoritätsglaubens umflorte; schließlich eine tiefe Verachtung der damaligen engherzigen, noch recht kleinstaatlichen, besonders in den bürgerlichen Parteien geübten Politik ohne weite Gesichtspunkte, eng verknüpft mit den im Bierdunst dumpfer Kneiplokale gepflogenen Kannegießereien.

Alles dieses war geeignet, uns Jünglinge, die wir schon neue Ideen sozialer, politischer und wissenschaftlicher Reform in unserer Brust trugen, mächtig anzuwidern, und deshalb hofften wir, in der befreienden und reinigenden Atmosphäre von Südafrika und im Zusammenleben mit dem von europäischer Ueberkultur verschont gebliebenen Volke der Buren, deren in ihrer Geschichte offenbarte schlichte Heldengröße uns schon als Knaben hochgradig begeistert hatte, alle Schäden der alten Kultur wie eine Infektion abzuwaschen und in Wind und Sonnenschein der großen südafrikanischen Natur uns gleichsam von dem Moderduft, den „Urväter Hausrat" uns angefügt hatte, einmal gründlich zu desinfizieren.

Schließlich war es aber noch ein spezielles, wenn auch nur halbbewußtes Ziel rein wissenschaftlicher Selbsterziehung, das mich nach den menschenleeren Gefilden jenes wunderbaren Landes zog. Nach den Universitätsjahren war in dem jungen Arzte der Gedanke sehr mächtig geworden, sich in der Stille einmal gründlich Rechenschaft über die Frage zu geben: „Was hast Du nun eigentlich bis jetzt für Deinen Beruf als Arzt Brauchbares gelernt?" Denn nur über das eine war ich mir sofort bei Beginn meiner Praxis mit Schmerzen klar geworden: ich sollte Krankheiten heilen, und hatte weder über die Ursachen derselben noch über ihr eigentliches Wesen etwas Befriedigendes gelernt. Ich sollte Krankheiten heilen, und wußte

1*

nicht, was eine Krankheit sei! Und wie Faust nach den lichten Bergeshöhen zog es mich nach der reinen Atmosphäre und der großartigen Einsamkeit Afrikas, — bewußt, denn ich hoffte dort, in mein Inneres tauchend, mir über manche grundlegende Frage klarer zu werden, — unbewußt, denn ich konnte vorher kaum wissen, wie geeignet zur geistigen Einkehr und Sammlung nächtliche Ritte und Fahrten durch die hehre Einsamkeit der Wüste sein würden. Erst in Afrika kam es mir zum Bewußtsein, was für eine unendliche Menge Spreu unsere heutige humanistische Bildung auf Gymnasium und Universität in uns aufhäufte, und daß besonders die viel gerühmte „exakte" Universitätsheilkunde unserer Tage eher mit einem großen Haufen ungeordneten Baumaterials als mit einem fertigen Monumentalbau zu vergleichen sei und ihren Jüngern gerade das innere Verständnis leider meist versagte. Aus all diesem Wust nun den Weizen von der Spreu zu sondern, die lebensfähigen Keime in philosophischer Ruhe zu hegen und zu pflegen, bis sie mir in gesundem Heranwachsen eine neue Welt besseren Verständnisses der wichtigsten Probleme der Heilkunde eröffneten, alles das erschien mir als mein großes, nur fern von der Unruhe der europäischen Kulturwelt zu erreichendes Lebensziel.

Wieweit nun all diese überschwenglichen Hoffnungen und Träume des jungen Mannes erfüllt wurden, wieweit sie unerfüllt blieben, das sollte die Zukunft lehren. In meinem vorliegenden Buche werde ich den Leser wenigstens das Milieu erkennen lassen, in welchem eine gewisse Klärung und Sammlung meiner Begriffe über das Krankheitswesen erfolgte.

Aus diesem Grunde hoffe ich auch bei den Herren Kollegen Interesse für mein Buch zu finden, obgleich dasselbe fast nichts speziell Medizinisches enthält. In der

Hauptsache wende ich mich an den Gebildeten jedes Standes, besonders auch an die herangewachsene Jugend, indem ich die Eindrücke schildere, welche das wunderbare Land mit seiner interessanten Bevölkerung in dem begeisterten Jünglinge hervorrief, jedoch auf das richtige Maß zurückgeführt durch die seither verflossene Zeit und die Kritik des jetzigen reifen Mannes.

Wenn auch mein Freund Dr. F. Wilms und ich, wie der Leser weiterhin sehen wird, mit unseren eigentlichen Plänen der Erforschung und kolonialen Erwerbung von Landstrichen nördlich von Transvaal Schiffbruch erlitten — schon aus dem einen Grunde, weil wir mit unseren Unternehmungen viel zu spät kamen — so hoffe ich doch, daß mein langjähriger Aufenthalt in Teilen von Südafrika, die bisher noch fast nie von Deutschen beschrieben wurden, nämlich den nordwestlichen Distrikten der Kapkolonie und dem „Pondoland" genannten Abschnitte Kaffrarias, dem Leser manches Neue und Interessante bieten wird.

Die Pläne für meine und meines Freundes Dr. Wilms' Afrikareise wurden in Form eines gedruckten Prospektes, welcher gleichzeitig ein Abschiedswort für unsere vielen Freunde und Bekannten darstellte, von uns mit großer Wichtigkeit hunderten von Personen zugesandt, von denen viele gewiß über unsere stolz-geschwellten Hoffnungen nur gelächelt haben werden. Alles entsprach so recht den idealen Bestrebungen humanistisch-gebildeter junger Deutscher. Natürlich beabsichtigten wir aber, in allem recht praktisch zu sein, nahmen uns hierin auch vielfach den Kaufmann zum Muster; doch blieb es naturgemäß hier meist beim guten Willen.

Alle unsere Vorbereitungen hatten wir schon seit Jahresfrist „auf wissenschaftlicher, möglichst exakter

Grundlage" und mit ziemlich bedeutenden durch väterliche Güte erhaltenen Mitteln betrieben. Besonders hatten wir natürlich die Litteratur über Südafrika im weitesten Umfange studiert und kannten das ganze Gebiet nach den besten deutschen Karten recht genau.

Da wir beide ja als Arzt und Apotheker — wie schön paßten wir unserer Ansicht nach zusammen! — als Jäger, Photographen, Händler, Kulturpioniere, vor allem aber als wissenschaftliche Reisende in fast unkultivierte Gegenden ziehen wollten, so brauchten wir zu unserer Ausrüstung nicht nur ein reiches chirurgisches Instrumentarium, Verbandmittel, Drogen und Apothekeneinrichtung, sondern auch Jagdwaffen und Munition, die verschiedensten wissenschaftlichen Instrumente, Bücher, Apparate, Werkzeuge; ja wir mußten auch fast von allem etwas haben, wenn auch nur als Proben, von dem verschiedensten Kram der europäischen Kultur! Konnte man nicht einmal in die Lage kommen, dieses oder jenes zu gebrauchen, was in Afrika nicht zu haben war? Unsere Pläne sowohl als unsere Ausrüstung waren also ein Abbild unserer in Familie und Schule erworbenen rein-idealen, weltfremden Erziehung und exakt-wissenschaftlichen Bildung mit all ihren Vorzügen und Fehlern, besonders auch jener nebelhaften Umflorung des Gehirns, welche wir in sehr berechtigtem, wenn auch unbewußtem Drange damals ja gerade in Afrika los werden wollten; kurzum, wir waren in einer Verfassung, die für das praktische Leben nicht recht tauglich war, die das Volk deshalb in instinktiv richtiger Erkenntnis mit den freilich etwas harten Worten kennzeichnet: „je gelehrter, desto verkehrter!"

So zogen wir beiden jungen Gelehrten hinaus in die weite Welt.

Es war am 29. Mai 1883, als wir Berlin verließen.

Dort hatte ich meine liebende Mutter zurückgelassen, die ohne Erfolg die Rolle einer Heldin zu spielen und den Trennungsschmerz von ihrem Erstgeborenen zu unterdrücken versucht hatte. In Hamburg verlebten wir noch einen halb fröhlichen, halb durch den Abschied wehmütigen Tag zusammen mit den Schwestern meines Freundes sowie mit meinem guten Vater, die es sich nicht nehmen lassen wollten, ihren Lieben so weit wie möglich das Geleit zu geben; auch verschönten uns einige Hamburger Freunde den dortigen Aufenthalt.

Von unserer Reise mit dem Dampfer „Arab" der Union Steam Ship Co. mit fünftägigem Aufenthalt zu Southampton bezw. London und kurzem aber desto interessanterem Besuche auf Madeira ließe sich über das viele für uns Neue, auch über das Leben an Bord sowie über Beobachtungen der Tierwelt des Ozeans und eigenartiger Wettererscheinungen vieles berichten. Indes darf ich mich hierbei nicht aufhalten.

II. Kapitel.

Kapstadt.

Am 4. Juli erschienen die weißen Häuser und grünen Gärten von Kapstadt, davor das blaue Meer, im Hintergrunde die bekannten Umrisse des Tafelberges. Hurrah Kapland!

Eine ziemliche Reihe zweisitziger und zweirädriger Droschken steht am Hafen bereit, von der originellen Form der Londoner Hansoms, jedoch mit farbigen Kutschern, meist Malayen. Die Pferde sind zwar ziemlich klein und unschön, traben aber ebenso gut wie Droschkengäule I. Kl. zu Berlin.

Nur mit unserem Handgepäck versehen, passieren wir die Zollwächter, welche ihr Augenmerk außer auf Früchte, Knollen und sonstige Pflanzenteile, die wegen der Reblaus und der Apfelsinenblutlaus vom Import gänzlich ausgeschlossen sind, besonders auf hochverzollte Zigarren, Revolver, Taschenuhren und Bijouterien richteten. Natürlich durfte man eine Taschenuhr frei einführen, sowie sonstige Gebrauchsgegenstände. Unsere Koffer und Kisten mußten wir später aus dem Zollhause in Empfang nehmen.

Wir nahmen mit noch einem jungen Deutschen eines jener oben beschriebenen Cabs, wobei einer von uns auf dem Schoße der anderen sitzen mußte, wie man dieses in Kap-

stadt in Droschken und Privatgefährten öfters sieht. Dann ging es im Trabe die roten schlammigen Straßen entlang, von denen nur wenige chaussiert, jedoch keine einzige gepflastert war. Nur im zentralen oder Geschäftsteile der Stadt hatte man einige Holzpflaster. Der Eindruck, den der Neuankommende von Kapstadt empfängt, soweit es sich nicht um die besseren Stadtteile handelt, ist der größter Unfertigkeit und Unsauberkeit. Die vielen Hütten und Unterschlupfe zweifelhaft aussehenden, zerlumpten farbigen Gesindels sind aus Schiffstrümmern und ähnlichen Abfällen europäischer Kultur notdürftig hergestellt und mit Dachpappe oder Wellblech gedeckt. Ueberall sieht man altes Material, besonders viel Blech und leere Konservenbüchsen herumliegen, welch letztere eine Art Wahrzeichen von Kapstadt zu bilden scheinen. Diese meist von Farbigen bewohnten Stadtteile, welche am Hafen und nach dem Salt River zu liegen, weichen zwar allmählich der Kultur durch Ausdehnung der europäisch gestalteten Innenstadt, schieben sich aber gleichzeitig immer weiter hinaus, sodaß Kapstadt auf jenen Seiten einen kaum beschreiblich unordentlichen und unfertigen Eindruck macht. Diese Beobachtungen machten wir gleich in den ersten Tagen, denn naturgemäß interessierten uns mehr die von Eingeborenen und Mischlingen bewohnten Stadtteile, als die kultivierten inneren Geschäftsviertel der Stadt oder die Villenstraßen nach den Abhängen des Tafelberges zu. Durch den rötlichen Schlamm, welcher in der trockenen Jahreszeit sich in den berüchtigten Staub verwandelt, fahren wir durch einige belebte, an London erinnernde Geschäftsstraßen nach einer ruhigen Nebenstraße, wo wir in dem Boardinghouse eines Schleswigers, Herrn Toms, einkehren.

Die Sonne geht jetzt hier um 7 Uhr auf und um 5 Uhr unter. Die Temperatur in dieser kältesten Jahres-

zeit, der Regenzeit des westlichen Südafrika, hält sich am Tage gewöhnlich innerhalb 10—25° C, also in sehr schönen Grenzen für das Wohlbefinden des Menschen. Zum richtigen Verständnis der jetzigen Jahreszeit sei aber gleich bemerkt, daß wir uns zwar im hiesigen Winter befinden, man dabei aber nicht an eine Ruhezeit der Pflanzenwelt, wie in Europa, denken darf, sondern im Gegenteil an die beginnende Vegetationszeit. Denn da hier, wie überall auf der Erde, neben Licht hauptsächlich Wasser und Wärme die Grundbedingungen des Pflanzenwuchses sind, so wird jetzt nach der verflossenen trocknen Jahreszeit durch die reichlich erfolgten Regen der Boden erweicht, die Keime sprossen hervor und es herrscht der Frühling der Pflanzenwelt, welche dann bei höher steigender Sonne und Tagestemperatur und unter dem Einflusse des durchfeuchteten Bodens, in den Pflanzensommer und endlich gegen Weihnachten hin in die heiße trockene Ruhezeit der Vegetation übergeht.

Kapstadt ist schon so oft beschrieben worden, daß eine ziemliche Bekanntschaft jedes Deutschen, der Reisebeschreibungen liest, mit dieser alten Hauptstadt Südafrikas, die inzwischen an Größe allerdings von der neuen Wunderstadt Johannesburg weit überflügelt wurde, vorausgesetzt werden kann. Mit den Vororten zählte es damals etwa 50 000 Einwohner, jetzt ca. 85 000. Kapstadt ist die einzige größere Stadt Südafrikas, welche eine etwas ältere Geschichte hat, also nicht als eine moderne Gründung imponiert. Am meisten Bewunderung nötigen dem Besucher die vielen Gegensätze und Mannigfaltigkeiten ab. Schon erwähnt habe ich den schroffen Gegensatz zwischen den unfertigen ärmlichen Vorstädten der farbigen Bevölkerung und den geraden breiten Straßen der europäischen Innenstadt mit ihren mehrstöckigen Geschäftshäusern und palast-

artigen öffentlichen Bauten. Die stattliche und ehrwürdige Eichenallee (Avenue) und einige behagliche alte holländische Wohnsitze versetzen uns nach Westfalen oder Holland; dicht daneben ragen einige hohe Dattelpalmen oder Drazänen neben modernen, englisch gebauten Häusern empor. Auf den Straßen begegnen wir städtisch gekleideten Herren im schwarzen Rock und Cylinder, neben dem Bur im lehmfarbenen Drillichanzug und Schlapphut, der in papageiartig vielfarbiger Seide aufgeputzten Malayenfrau und dem am Kai arbeitenden Kaffer, dessen herkulische Glieder in schäbigste Lumpen gehüllt sind. Ebenso ist die Umgebung von Kapstadt voller Gegensätze: die spiegelglatte oder leichtgekräuselte blaue Fläche der Bai, außerhalb der Mole die auch bei stillstem Wetter meist hohe Brandung der tobenden See. Auf der einen Seite schließen, jenseits der Bai, herrliche alpenartig geformte 6—7000 Fuß hohe Berge mit oft schneebedeckten Gipfeln die Landschaft ab. Auf der anderen Seite Kapstadts, gegenüber der Bai, ziehen sich die grünen Gärten und Weinberge der Stadt sanft hinauf bis an die Hänge des Tafelberges, dessen massiger Felskoloß, etwa von der Erscheinung des Wettersteins in Oberbayern, dicht über der Stadt in Höhe von über 1000 Metern drohend aufragt, wodurch die Szenerie Kapstadts, gewissermaßen die Kulissen des Straßenbildes, einige Aehnlichkeit mit Innsbruck erhält. Dann wieder die Kapsche Ebene (Kaapsche vlakte, Cape Flats), durch welche die Eisenbahn führt, mit ihren grauen Sträuchern und dem schwärzlichen, binsenartigen Riet um die eintönigen Wasserlachen, eine Landschaft, die lebhaft an Norddeutschland erinnert, zumal sie von hannoverschen Bauern besiedelt ist. Auch wird es auf der ganzen Erde nicht leicht eine Stadt geben, in deren Hauptstraßen aller Luxus Europas paradiert, während in den unzugänglichen

Felsklüften des Tafelberges, also sozusagen direkt über der Stadt, noch jetzt Leoparden neben Scharen von Pavianen ihr Wesen treiben.

Und welche Schönheiten enthüllt uns die Natur auf dem kleinsten Spaziergange! Vom botanischen Garten will ich nicht reden, obgleich er uns die Wunder aller Klimate nebeneinander vorzaubert und ich keinen verlockenderen Aufenthalt kenne, als seine schattigen Gänge und Lauben. Bäume giebt es in der wilden Vegetation, so z. B. an den Abhängen des Tafelberges, so gut wie gar nicht, aber desto mehr Büsche und Sträucher, von der Form der Oliven, Myrthen, Lorbeeren, Eriken. Und dazu die reizenden kleinen Kräuter, niedrig und farbenprächtig wie in den Alpen!

An Arten ist die hiesige Flora äußerst reich, man bedenke nur, daß Südafrika bis zum Wendekreise wohl gegen 12000 wilde Pflanzenarten beherbergt, ausschließlich der niederen Kryptogamen. Die nur wenige deutsche Quadratmeilen große Kapsche Halbinsel, die also zum größten Teile aus dem Tafelberge mit seinen Abhängen und südlichen Ausläufern besteht, soll allein über 2000 wildwachsende Pflanzen aufweisen, also etwa eben soviele, als ganz Deutschland bieten mag. Kein Land der Erde hat eine solche reiche ursprüngliche Pflanzenwelt aufzuweisen!

In der Stadt fanden wir einige europäische Pflanzenarten, wie Silberpappel, Eiche, eine Zahl mit der Kultur importierter Unkräuter, einige Kosmopoliten. Sonst aber giebt es hier fast keine einzige Pflanze, die mit Europa gemeinsam wäre. An den Abhängen des Tafelberges glaubt man auf Schritt und Tritt in einem botanischen Garten zu wandeln, so groß ist die Artenzahl all der Blütenpflanzen, die Einen zum Teil allerdings bekannt

vorkommen, da die kapsche Flora bekanntlich einen großen Bruchteil unserer Topf- und Gartenpflanzen liefert. Pelargonien, Eriken, Orchideen, Helichrysum kommen alle in hunderten von Arten vor, und die Felsritzen und schattigen Schluchten bergen die zierlichsten Farne. So wird man sich einigermaßen das Entzücken des Botanikers vorstellen können, der in diesem Paradiese zum ersten Male schwelgen darf. Dazu ist es eine Eigentümlichkeit von Südafrika, wenigstens der regenreichen südwestlichen Küstenzone, daß jedes Thal, jede Terrasse uns auch wieder ganz neue Pflanzenarten enthüllen, die oft einen sehr beschränkten Verbreitungskreis haben, also sehr selten sind.

Der Tafelberg wird verhältnismäßig wenig bestiegen, trotz seines ziemlich bequemen Aufstieges und seiner geringen Höhe von 3500 Fuß. Für den Kapstädter giebt es meist nur Geschäft, Geldverdienen. Gewöhnlich sind es nur frisch angekommene Europäer, besonders Deutsche, welche den Berg besuchen. Einige kapstädter Deutsche, unter ihnen besonders Herr Redakteur Michaelis, machten sich um uns sehr verdient, indem sie eine Expedition zur Besteigung des Berges ausrüsteten, denn so muß man die Partie nennen, indem wir bald nach Mitternacht aufbrachen und für uns 6 Teilnehmer ein Träger mit einer enormen Menge von Fleisch, Butter, hartgesottene Eier, belegte Butterbröde, gebratenes Geflügel und auch eine große Bratpfanne mitgenommen wurde. Oben auf dem Plateau, hart an steilen Felsen, die uns vor dem steifen Nordwest schützten, wurde dann ein Feuer angemacht und ein Lager hergerichtet. Die Aussicht ist geradezu entzückend, da man die zerrissene Küstenlandschaft, das brandende Meer, die wilden Felsmassen und Schluchten, die lieblichen Gärten, die Stadt mit dem lebhaften Hafen und vielen Segeln auf der blauen

Bai, die herrlichen violetten Berge und das geheimnisvolle in Dunst verschwimmende Hügelland nach Nordosten hin wie ein fein ausgeführtes Modell übersieht. Welche Plastik und welche Farbenpracht in dem Bilde!

Während uns nun im Fluge einige Wochen vergingen, die täglich des Neuen außerordentlich viel brachten, benutzten wir auch jede Gelegenheit, Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse in Transvaal zu erhalten. Und in dieser Beziehung erlebten wir große Enttäuschungen. Fast übereinstimmend wurde uns mitgeteilt, daß die Erwerbsverhältnisse dortselbst äußerst traurige wären; was insbesondere unsere in Deutschland gefaßten Pläne anging, dort zusammen als Arzt und Apotheker zu arbeiten, so wurde uns ganz allgemein davon abgeraten, da wohl jeder für sich, doch nicht beide zusammen an einem Orte, unseren Unterhalt verdienen könnten. Die weiße Bevölkerung sei eine sehr spärliche und die Anzahl der ärztliche Praxis treibenden Personen mit und ohne Qualifikation eine verhältnismäßig enorme. Von der Richtigkeit dieser Voraussage überzeugten wir uns immer mehr, sodaß wir schließlich den schweren Entschluß faßten, uns zu trennen. Mein Freund, der über mehr Baarmittel als ich selbst zu verfügen hatte, ging schließlich mit noch zwei Deutschen nach Transvaal, machte aber schlechte Erfahrungen und trennte sich dort von ihnen. In Lydenburg hat er dann 15 Jahre ausgehalten und sich um die Erforschung der Pflanzen- und Tierwelt jenes Teiles von Transvaal große Verdienste erworben; in Bezug auf die wirtschaftliche Entwickelung jener Gebiete hat er aber viele Enttäuschungen erlebt und ist schließlich nach Deutschland zurückgekehrt.

Mein Schicksal war also besiegelt. Ich mußte den Kampf um die Existenz als Landarzt aufnehmen, im großen und ganzen unter denselben harten Bedingungen, wie es mir

in Deutschland geblüht hätte. In der Kapkolonie mußte ich nämlich die Erfahrung machen, daß an allen Orten, wo etwas zu holen, die Konkurrenz eine übermäßig große war, und daß die Afrikander ihre Landsleute, selbst wenn dieselben nur eine ganz unzulängliche Ausbildung als Arzt erworben hatten, stets den Ausländern vorzogen, daß sie unter den letzteren freilich die Deutschen allen anderen Nationen bevorzugten.

III. Kapitel.

Darling.

Meine Lehrlingszeit, sozusagen, machte ich in Darling durch, einem lieblichen weizen- und weinbauenden Dorfe unweit der See und etwa 10 deutsche Meilen nördlich von Kapstadt. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß hier eine Arzt-Vakanz sei und deshalb folgte ich dem Rate des Herrn Kaufmanns Kehrmann aus Bremen, mich um diese Stelle zu bewerben und die Vergebung derselben durch die Gemeinde, welche für den Arzt ihrer Wahl eine Garantiesumme jährlicher minimaler Einnahmen gezeichnet hatte, in seinem Hause zu Darling abzuwarten. Ein mir bekannter deutscher Arzt, Dr. Hildebrand, hatte früher hier eine recht einträgliche Praxis betrieben und sich bei der Bevölkerung viel Ansehen erworben. Seit seiner Zeit hatten allerdings schon andere Aerzte dort praktiziert, und die Konkurrenz hatte schon einen guten Teil des früheren Praxisgebietes abgebröckelt. Immerhin galt Darling aber noch als eine beneidenswerte Stelle für einen Arzt.

Außer mir bewarben sich noch 18 Medizinmänner um die ausgeschriebene Stelle, fast alle Briten. Vor diesen hätte ich auf alle Fälle einen Vorsprung gehabt. Auch einem jungen Afrikander gegenüber, der in der Nähe praktiziert hatte und sich keines besonderen Rufes erfreute, brauchte ich nicht zurückzustehen. Die meisten Anwärter

hielten sich nur kurze Zeit in Darling auf, machten Besuche beim Pastor und einigen sonstigen einflußreichen Bewohnern des Ortes, und gingen dann wieder nach Kapstadt, um dort die Sache abzuwarten. Nur einer der Herren hatte flottweg Pferde, Karren, Apotheke und sonstiges Inventar des bisher in Darling ansässig gewesenen Arztes, welcher selbst in die östliche Provinz der Kapkolonie verzogen war, angekauft und fühlte sich seiner Sache sehr sicher, indem er wie der Drache Fafner sagte: Ich besitze. Des öfteren wurde nun ein meeting abgehalten, und immer hofften Herr Kehrmann und ich, daß es zur endgültigen Wahl kommen würde. Aber der Pastor loci und einige große Grundbesitzer, welche das Comité bildeten, hielten immer mit ihrer Entscheidung zurück. Warum wohl? Waren doch Bewerber genug da. Aber der Richtige fehlte eben noch, der wahre Jakob, wie ich später erfahren sollte. Dieser war ein junger Burensohn aus der Umgegend, welcher zur Zeit noch in Edinburgh weilte, wo seine medizinische Ausbildung durch Erwerbung eines degree von drei Buchstaben, welche dann hinter seinem Namen prangen sollten, einem gewissen Abschluß entgegengeführt wurde. Von seiner zahlreichen Vetterschaft war das Interesse an ihm durch hin und wieder in den kapschen Zeitungen erscheinende Notizen über den Fortgang seiner Studien und von ihm erworbene „Preise" in der grobreklamehaften Weise überseeischer Länder rege erhalten worden. Allmählich wurde es mir nun klar, daß die Hinzögerung der Vergebung der Stelle mit Absicht geschehe. Es war ja nicht schön und offen von den Herren, und nur vom egoistischen Standpunkt aus einigermaßen entschuldbar. Der Zweck war lediglich der, den Ort nicht ohne ärztliche Hülfe zu lassen und lieber zwei interimistische Aerzte an der Nase herumzuführen und schließlich unver-

richteter Sache abziehen zu lassen, als ihnen über ihre Aussichten reinen Wein einzuschenken. Ich war ja immerhin noch besser daran, als der englische Kollege, der schon einige hundert Pfund Sterling für seine Equipierung ausgegeben hatte, später aber doch das Feld räumen mußte.

Dennoch verlebte ich eine hübsche Zeit in Darling, wo ich auch recht liebenswürdige und umgängliche Menschen kennen lernte. Der etwa 25 Wohnhäuser Weißer und eine Anzahl Hütten Farbiger umfassende Ort liegt im Distrikt von Malmesbury an den östlichen und nördlichen Abhängen einer unbedeutenden Hügelkette, die ihn vor Seewinden schützt. Die Umgebung ist Buschfeld von etwa 3 bis 5 Fuß Höhe, bestehend aus immergrünen Sträuchern von meist etwas starrem, graugrünem Laube, an Lorbeer, Myrthe und andere Sträucher der Mittelmeerflora nach Wuchs und Blattform erinnernd. Dieses Buschfeld ist aber schon sehr gelichtet, teils durch Urbarmachung zu Kulturzwecken, teils durch den unbeschränkten Gebrauch von Brennholz.

Herr Kehrmann, in dessen Hause ich lebte, betreibt nach afrikanischer Art einen Handel und i s t und h a t alles, was man hier verlangt. Er besitzt zwei geräumige solide Häuser, von denen eines das Warenlager nebst Kantine, das andere das Wohnhaus darstellt. Ein bewässerter Gemüsegarten liegt daneben. Gegenüber befinden sich die Ställe, eine Dampfmahlmühle, sowie die Wohnungen seiner farbigen Arbeiter. Eine alte Farbige dient ihm als Haushälterin und kocht, was sie früher bei einer deutschen Hausfrau gelernt hatte. Alles, was zum materiellen Leben gehört, war also in dieser deutsch-afrikanischen Junggesellenwirtschaft im Ueberfluß vorhanden. Die Fleischkost bestand zwar meist aus Hammel in den verschiedensten Zubereitungen, doch lieferte

die Jagdbeute das ganze Jahr hindurch Abwechselung; zudem ist frisches Gemüse reichlich, da hier ja die Regenzeit länger anzuhalten pflegt, als in den mehr nördlich und östlich liegenden Distrikten, und die afrikanische Dürre sich nicht so sehr bemerkbar macht. Trotzdem werden viel Konserven gebraucht. Als Getränke dienen deutsches Bier und einheimische Weine, die aber im Preise gerade umgekehrt rangieren, als in Deutschland. Die Post verkehrt zweimal wöchentlich von und nach Malmesbury, der nächsten Eisenbahnstation.

Meine Zeit vertrieb ich mir am Vormittag meist mit Ausflügen in die Umgebung, gewöhnlich zu Pferde. Da Herrn Kehrmann's Haus weithin zu sehen war, so hatten wir verabredet, daß eine weiße Fahne am Giebel aufgesteckt würde, falls ich von Kranken verlangt würde.

So ritt ich meist am frühen Morgen in das neblige Buschfeld. Der afrikanische Nebel ist aber nicht dick und hängt nicht fest am Laubwerk und Grase, sondern liegt nur wie ein feiner Hauch über der Landschaft. Schon früh wich er der Sonne und die nun relativ feuchte untere Luftschicht bewirkte im allgemeinen, daß alle Gegenstände am Horizont des Morgens erhöht erschienen, gegen Mittag hin aber zusammenschrumpften. So ist es eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß man entfernte Ortschaften, Gehöfte, des Morgens hoch und deutlich am Horizont erblickt, Mittags und Abends hingegen, bei ebenso durchsichtiger Atmosphäre, keine Spur von ihnen wahrnehmen kann. Der Afrikaner sagt von einer solchen Morgenluft, sie „giebt auf" (opgeven). Oefters ist die feuchte Morgenluft aber nicht so regelmäßig über die Fläche verbreitet, sondern mehr lokal, strichweis, vielleicht durch tiefere, mehr feuchte Stellen des Buschfeldes verursacht. In diesem Falle bemerkt man noch wunderbarere Er-

scheinungen. Der dahinter liegende Teil des Horizonts ist über die seitlichen Partien hinausgerückt, emporgehoben. Oft schwebt ein abgeschnittenes Stück der Landschaft völlig in der Luft, so daß es erscheint, als ob um einen Berg gürtelförmig dichter Nebel lagert, und nur die Kuppe hervorragt. Häufig bemerkt man die Verzerrung nach der Höhe nur an einem einzelnen fernen Strauche, welcher dann in Baumhöhe erscheint, oder an einem einstöckigen Bauernhause, welches wie ein Turm dasteht. Später habe ich zur Regenzeit noch vielfach diese Luftspiegelungen in den verschiedensten Variationen beobachten können.

Recht mit Ernst der Jagd zu pflegen, gelang mir nicht, trotzdem ich stets meine zweiläufige Jagdflinte Kaliber 16 nebst Patronengürtel bei mir trug. Die vielen neuen prächtigen Pflanzen nahmen doch zuerst den Botaniker in mir gefangen. Da waren viele schönblütige Sauerkleearten, welche ganz besonders die Frühlingsboten der Vegetation darstellen, einige blühende Erica-Sträucher von über Manneshöhe, mehrere Pelargonien mit herrlichen Blüten verbergen sich in den Büschen oder klettern in ihnen empor, eine rosarote und eine gelbweiße Drosera wenden ihre großen, an wilden Mohn erinnernden Blüten der Morgensonne entgegen. Mehrere fremdländische Erdorchideen, vanilleduftende blühende Büsche der Diosmeen-Familie, viele Schwertlilien und sonstige den Lilien verwandte Blumen, zum Teil aus unseren Gärten und als Topfpflanzen bekannt, wie die Calla (Richardia) africana, welche hier besonders in feuchten Gräben wuchs, und als „Schweineblume" wenig Ansehen genießt, alles war mir höchst interessant. In wenigen Wochen hatte ich 3 bis 400 verschiedene blühende wilde Pflanzen gesammelt und zwischen Löschpapier getrocknet, obgleich die Vegetation erst im Frühlings-

stadium stand. Das Insektenleben war noch sehr sparsam, es hebt sich erst gegen den Sommer hin, ist aber ziemlich einseitig. Die Tagschmetterlinge fehlen hier so gut wie ganz, ich habe im Westen der Kapkolonie nur 1 bis 2 Dutzend Arten sammeln können; gewöhnlich bemerkt man im Sonnenschein nur einen Weißling, einen kleinen Bläuling und einige Kommafalter. Auch an Käfern bietet die Fauna nichts Hervorragendes; im Darlinger Feld lenkten besonders die großen Scarabaeen als Pillendreher meine Aufmerksamkeit auf sich, wie sie bei der Mittagssonne in großer Hast meist zu zweit ihre zollgroßen Mistkugeln formten, mit Eiern beschickten und im Sande vergruben.

Von Säugetieren fesselten mich am meisten die Klippdachse, von welchen auf den Felsplatten eines reichlich bebuschten Hügels eine kleine Schar wie die Murmeltiere lebten und bei jeder Annäherung des Menschen, wohl auf ein Zeichen des Wachtpostens, in ihre Löcher fuhren. Es gelang mir leider nicht, eines der fetten Tiere, die einen sehr schmackhaften Braten abgeben sollen, zu erlegen. Sie liefern auch die als Hyraceum capense bekannte Droge, die nach Aussage der Afrikaner dadurch entsteht, daß die Tiere stets auf dieselbe Stelle eines Felsens urinieren; hier trocknet der Harn unter dem Einfluß der Sonne und seine Rückstände bilden im Laufe der Zeit eine grünlichrote, völlig harte Halbkugel eines aromatischen Harzes, welches wohl aus der Pflanzenkost der Tiere stammt. Der Stoff spielt in Südafrika noch eine Rolle in der Volksmedizin, ist im deutschen Arzneischatz jedoch lange obsolet.

Auch sonst war die Tierwelt in dem beschränkten Gebiet des Darlinger Feldes noch ziemlich reichhaltig. Eine „steenbok" genannte kleine Antilopenart mit kurzem spitzen Gehörn war noch recht häufig; hin und wieder traf man einen „duiker", eine etwas größere Art mit enormen

Sätzen über das Buschfeld emportauchend. Das Erdferkel, welches ein sehr scheues nächtliches Leben führt, war nur an seinen Spuren, den Aushöhlungen der backsteinharten 2 bis 3 Fuß hohen Ameisenhügel bemerkbar. Von dem als „Eisenferkel“ bekannten Stachelschwein fand man hin und wieder einige seiner rasselnden abgeworfenen Waffen. Eine recht kleine Hasenart war häufig und bildete die Haupt-Jagdbeute. Vögel gab es besonders in der Nähe der kleinen als „vleys“ bekannten Regenlachen: „Dickköpfe“, wohl eine Art Ralle, Silberreiher, Wildenten, Schnepfen, von denen ich gleich in den ersten Tagen eine erlegte, Kibitze. Ferner traf man im Busch hin und wieder Trappen oder ein Völkchen Rebhühner. Auch Frankolinen, eine dort als „Fasan“ bekannte größere sehr hübsche Rebhühnergattung, die in Europa erst im 19. Jahrhundert ausgerottet wurde, waren weiter nach dem Bergflusse hin sehr zahlreich. Schließlich gab es im Darlinger Feld auch noch 5 bis 6 wilde Strauße, die aber geschont wurden. An eßbarem Wild fehlte es also nicht. Zu letzterem gehörten auch zwei Schildkrötenarten, eine im Buschfeld lebende stark gewölbte Testudo, der griechischen nicht unähnlich, und eine in den vleys lebende bis fußlange sehr flache Süßwasserschildkröte. Ganz besonders werden die Eier der ersteren, im Panzer des Tieres am Feuer geröstet, als Delikatesse geschätzt. Einige Male fand ich am Gebüsch ein Chamäleon, welches ich natürlich mitnahm und im Zimmer beobachtete, denn es giebt wohl kein wunderbareres Geschöpf als dieses. Es ist außerordentlich leicht zu halten, da man es nur auf ein am Fenster an Fäden aufgehängtes Brettchen zu setzen braucht, wo es ruhig sitzen bleibt und sich durch Fliegenfang nützlich macht.

Von Schlangen fanden sich jetzt zur Winterszeit nur hin und wieder einige kleinere Arten unter Steinen, ebenso

Skorpione. Diese Gifttiere, von denen ich später mehr erzählen will, hielten jetzt ihren Winterschlaf, während die ganze Pflanzenwelt und viele Tiere ihre Ruhezeit im Sommer, der trockenen Saison, abhalten.

Auf den haide- oder steppenartigen Flächen, die hier Buschfeld genannt werden, giebt es eine große Menge Wühlmäuse, die bis fußlang werden und eine enorme Fertigkeit im Auswerfen von Gängen besitzen. Dabei erfüllen sie die offenbar sehr nützliche Aufgabe, unterirdische Wasserdepots für die Vegetation anzulegen, und den tieferen Bodenschichten das für den Sommer so sehr begehrte Naß zuzuführen. Beim Fahren, Reiten und Gehen sind aber diese Gänge und Kessel, die man oberflächlich gar nicht wahrnimmt, sehr lästig und oft sogar gefährlich. Mehrmals sank mein Reitpferd bei Darling plötzlich über fußtief in den Boden und befreite sich erst nach vielen Anstrengungen. Es ist nichts seltenes, daß Pferde oder Wagenräder erst mit dem Spaten ausgegraben werden müssen, um sie flott zu machen. Auch passierte es mir einmal, beim Pürschen auf Knorrhähne, eine kleine Art Trappe, daß ich ahnungslos mit beiden Beinen bis fast zu den Knieen in ein mit Schlamm gefülltes Loch sank, so daß der braune Moder nach allen Seiten hinspritzte, und ich nur mit Mühe herauskrabbelte, während der Vogel mit knarrender Stimme davonflog.

Außer den gelben Webervögeln, welche an der vor Nordwestwind geschützten Seite von Dattelpalmbüschen oder von Trauerweiden, wie sie an Quellen hier gern angepflanzt werden, ihre beutelartigen Nester kolonieweis anhängen und dort einen tollen Lärm vollführen, fiel mir als besonders interessant der sogen. „Kapokvogel“ auf. Kapók heißt hier Baumwolle. Er selbst ist klein und unscheinbar, baut aber ein sehr kunstvolles Nest aus der Samenwolle eines

Strauches, einer Komposite. Das Nest ist für den kleinen Vogel verhältnismäßig groß und sein Gewebe ist kaum von Filz zu unterscheiden, dabei am Grunde mehr als zolldick. Das Merkwürdigste an ihm ist aber ein kleiner sauber angelegter Balkon, wie eine offene Tasche, welcher unterhalb des flaschenhalsförmigen, etwas seitwärts nach oben stehenden, engen Einganges zum Neste angebracht ist. Auf diesem Balkon soll das Männchen während des Brutgeschäftes des Weibchens seinen Sitz nehmen, und man kann sich sonst auch keinen anderen Zweck dieses kleinen, bei jedem Neste kunstvoll modellierten Vorbaues denken.

Herrliche Vögelchen, welche zur jetzigen Jahreszeit überall die blühenden Sträucher umschwirren und von jedem Fremden, welcher Laie in der Vogelwelt ist, ohne weiteres für Kolibris gehalten werden, sind die Nectariniae, in Südafrika allgemein als „Zuckervögel" bekannt. Offenbar besorgen sie die Befruchtung mehrerer großblütiger Straucharten, so besonders der Proteen oder Zuckerbüsche, mit denen sie also, wie viele Schmetterlinge und Bienen mit unseren Blumen, ein genossenschaftliches Leben führen. Wahrscheinlich saugen sie mit ihrer langen fadenförmigen Zunge den Nektar aus den Blüten, sicher ist es, daß ich bei mehrfachen Exemplaren einer ihrer Arten im Magen kleine Käfer (Meligetes) fand. Außer ihrer schwirrenden Flugweise erinnern auch die bei den Männchen auffallend prächtigen Farben, metallisch-grün oder blau, mit rotem oder gelbem Kehlfleck, durchaus an die Schwirrvögel Südamerikas, obgleich sie im System nicht zu diesen gehören, sondern mit dem Spechte zu den Klettervögeln gezählt werden.

Mein erster Winter in Südafrika war etwas abnorm. Erstens regnete es soviel, wie es seit Jahren nicht vorgekommen sein soll, was natürlich als günstigste Vor-

bedeutung für den Ertrag der jetzt noch jungen Saat galt. Zweitens aber war auch die Kälte so extrem, wie ich es in den folgenden fünf Wintern nicht erlebte. In den Zeitungen wurde von halb Zoll dickem Eis in der Nähe von Kapstadt berichtet. Aus den höher gelegenen Teilen des Landes wurde Hagel und Schnee gemeldet; so soll der Schneefall am Montagu-Paß 1/2 Fuß erreicht haben. Eines Morgens hatte es in Darling so gereift, daß es allgemeines Staunen erregte, wie der Boden unter den Füßen knisterte. Und als es eines Tages gar schneite, sodaß 2 bis 3 Stunden lang die ganze Landschaft weiß war, da gab es eine allgemeine Erregung, da die ältesten Leute so etwas noch nicht erlebt hatten. Die Hottentotten, und auch zum Teil die Weißen in ihrer naiven Mischsprache, nennen den Schnee Kapók; das holländische Wort sneeuw ist ihnen nur aus der Schriftsprache bekannt. Natürlich fallen solchen abnorm kalten Wintern stets eine Menge Hottentotten zum Opfer, meist allerdings nicht direkt der Kälte, sondern dem Schnaps, welchen diese Elenden, in der Absicht sich innerlich zu erwärmen, in zu reichlicher Menge zu sich nehmen und dann im Schlafe erfrieren. Also gerade, wie es bei uns auch oft das Schicksal armen verkommenen Volkes der Landstraße ist.

Eines Abends waren in dem sonst so stillen Darling wohl an hundert Menschen aus der Umgegend versammelt, die in stattlichen zweirädrigen Karren oder zu Pferde angeritten kamen. Auch einige Damen kamen zu Pferde. Es war nämlich eine Gesellschaft von Dilettanten-Sängern und -Komikern aus Malmesbury eingetroffen, welche zum Besten der hiesigen Schule eine Vorstellung gaben. Sie waren sämtlich als nordamerikanische Neger verkleidet und auch gefärbt und traten hier als Christy Minstrels auf, eine Art von Komödie von sehr geringem Kunstwert,

wie sie damals bekanntlich in der ganzen amerikanich-englischen Welt Mode war. Am interessantesten war mir die Zuhörerschaft; sah ich doch hier zum ersten Male die hiesigen Landwirte in größerer Menge beieinander. Zum Teil waren sie ganz modern gekleidet, zum Teil aber einfacher, in der bekannten Burenart. Es herrschte ein etwas steifer, doch später gemütlicherer Ton, da sich die Leute fast alle kannten, aber doch selten aus der Einsamkeit ihrer Gehöfte herauskamen. Erstaunt war ich über die modernen sogar eleganten Toiletten der jüngeren Damen, unter denen mir einige durch Wuchs und feinen Gesichtsschnitt, aber alle durch ihre Gesundheit imponierten. Besonders gefielen mir aber die Männer und jungen Leute, meist hervorragende Gestalten mit offenen Gesichtern, die verheirateten von ihnen meist in langem Vollbart, die unverheirateten mit Schnurrbart und englisch-zugestutztem Backenbart. An den beiden Kantinen und in den „winkels" (Läden) des Dorfes herrschte kurze Zeit vor und nach der an einem Nachmittage stattfindenden Vorstellung ein reges Leben. Doch fiel mir die Mäßigkeit, auch der jungen Burschen, auf, die wohl etwas mit englischen Bar-Sitten prahlten, thatsächlich aber nüchtern blieben und sich bald wieder auf ihre Pferde schwangen, um ihre oft recht entlegenen Heimstätten aufzusuchen.

Bei mehreren Besuchen, die ich den Honoratioren des Dorfes machte, lernte ich nicht viel Holländisch, da die Unterhaltung meist englisch geführt wurde, obgleich sie unter sich gewöhnlich das afrikanische Holländisch bevorzugten, welches die eigentliche Umgangssprache des Landes bildet. Am meisten übte ich mich im Holländischen des Abends, wo wir oft mit dem Schullehrer, einem jovialen Afrikander, zusammen waren. Auf dessen Wunsch brachten wir ihm das edle Skatspiel bei und fungierten

dabei als deutsche Kulturpioniere zweifelhaften Ranges. Dabei wurde dann natürlich manche Flasche „Bergedorfer" entkorkt, eine Biersorte, welche damals den kapschen Markt beinahe völlig beherrschte und beim Afrikander in hohem Ansehen stand, aber besonders weiter landeinwärts etwa die Rolle von Sekt spielte, da wegen des Preises von $1^1/_2$ bis 2 Schilling meist nur bei feierlichen Gelegenheiten einige Flaschen springen gelassen wurden. Auch bei unserem Skatspiel in Darling setzten wir die mit Bier begonnene Kneiperei gewöhnlich in Darlinger Wein fort, einem recht angenehm schmeckenden, roten oder weißen leichten Traubensafte, der an den Ober-Oesterreichischen Landwein erinnert und selbstabgefüllt etwa auf 10 deutsche Pfennige die Flasche zu stehen kommt.

Als es mir nun endlich zur Gewißheit geworden war, daß mich der „weledele" Herr Pastor ein wenig an der Nase herumführte, gab ich die Bewerbung um die Darlinger Praxis auf. Veranlassung zu meiner Weiterreise wurde direkt mein Besuch eines Picknicks zu Hopefield, etwa 4 Wagenstunden nördlich von Darling gelegen; bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft des dortigen deutschen Arztes Dr. Bremer. Auf dessen Einladung hin, zunächst zu einer gemeinsam auszuführenden großen Operation, hielt ich mich mehrere Wochen in Hopefield auf und half ihm in seiner sehr ausgedehnten Landpraxis.

So lernte ich wieder ein neues Gebiet mit anderen Menschen und auch verschiedener Natur kennen. Ich will Hopefield und seiner Umgebung hier kein besonderes Kapitel widmen, weil es das Schicksal fügte, daß ich später nach Jahresfrist, hier eine längere Spanne Zeit als Landarzt verleben sollte, vorher aber in entlegenen Gebieten des Nordens, an der Grenze von Klein-Namaqualand, weitere Studien von Land und Leuten machen konnte.

IV. Kapitel.

Die Reise nach dem „Onderveldt."

Meine Kenntnisse afrikanischer Verhältnisse, besonders von Sprache und Sitte des Buren, hatten in Hopefield unter Dr. Bremers Anleitung, der schon mehrere Jahre im Lande war, bedeutend zugenommen, so daß ich mir nun getraute, in einem entlegenen Orte, wo ich keinen Deutschen mehr zur Hand hatte, eine neue Praxis zu begründen. Der Umzug dahin war nicht einfach. Ich mietete in Hopefield einen Planwagen mit 7 Mauleseln und einem Pferde für den Preis von 35 Pfd. Sterl., welcher mich und meine Habseligkeiten in 5 Tagen nach Troe-Troe*) brachte, eine Entfernung von etwa 170 englischen Meilen.

Wenn man die Beschaffenheit des Weges, oder besser gesagt des Geländes berücksichtigt, durch welches das Maultiergespann oft seinen Weg suchen muß, so bekommt man alle Achtung vor der Leistungsfähigkeit der Maulesel. Wir fuhren durchschnittlich von morgens 3 oder 4 Uhr bis 8 Uhr abends, jedoch mit einer Mittagsrast von 6 bis 7 Stunden, waren also etwa 10 Stunden täglich in Be-

*) Zur richtigen Aussprache des Holländischen gelten folgende Hauptregeln: oe = u, y = ei, u = ü, g = ch (wie im Worte: Rachen), s, = ss, z = s.

wegung. Die durchschnittliche Geschwindigkeit mit knapp $3^1/_2$ englischen Meilen pro Stunde erscheint nach europäischen Begriffen allerdings eine geringe.

Am Tage vor der Reise hatte ich mich von vielen lieben Menschen zu verabschieden, denn in Hopefield war ich sehr freundlich aufgenommen worden und hatte in den 6 Wochen meines Aufenthalts eine Anzahl sehr netter Afrikanderfamilien kennen gelernt. Am Morgen der Abreise war das ganze Haus von Dr. Bremer beschäftigt, mir zu helfen und alles für die Reise bequem zu machen. Eine große Kiste war gepackt mit Brot, Butter, gebratenem Hammelfleisch, Wild, Konserven, Kaffee, Zucker, Wein und Bier. Nachdem ich von dem Kollegen und seiner lieben Frau Abschied genommen und die 6 kleinen Töchterchen, die sich im Wagen nach Kräften amüsiert hatten und alle mit dem Onkel Doktor mitreisen wollten, aus dem Wagen gehoben und abgeküßt hatte, ging es im Trab durchs Dorf. Hier wurde noch zweimal notwendigerweise angehalten, denn Kaufmann Stigling und sein Bruder der Gastwirt konnten nicht umhin, noch zum Abschiede von mir je eine Flasche Bergedorfer zu entkorken.

Dann endlich ging es hinaus ins weite Buschfeld, wo es doch immer am schönsten ist. Wenn auch der Weg vorläufig „goed en hard" ist, so ist doch eine solche Fahrt keine Annehmlichkeit für einen Europäer, welcher gewohnt ist, auf ebenen Chausseen, Asphalt oder Eisenbahnschienen zu fahren. Oft stößt es nämlich ganz entsetzlich, wie wohl zu erwarten ist, wenn ein solch federloser schwerer Wagen im Trab über felsigen Grund geht. Man muß sich mit Händen und Füßen anhalten, um seine Knochen vor Bruch zu bewahren, und deshalb sind die Muskeln bei solchen Fahrten in beständiger Anspannung. Im Anfange ist dieses äußerst anstrengend und ermüdend, viel-

mehr noch als das Reiten; ist der Körper aber erst in dieser Weise „getraint“, so sind solche Fahrten im Verein mit dem Genusse der herrlichen Luft und der steten Anregung der Nerven, welche dem Jäger und Naturfreund die immer neuen, ungewohnten Eindrücke bringen, eine wahre Quelle des Genusses und der Körperkräftigung. Es geht in dieser Beziehung nichts über das südafrikanische Reiseleben!

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich unsere Reise Tag für Tag beschreiben. Ich will dafür lieber Einiges herausgreifen.

Der erste Tag war für die Jahreszeit, da der Oktober unserem April an Sonnenhöhe entspricht, schon reichlich warm und es wehte im Zwartlande, am linken Ufer der Bergrivier, ein recht feiner Staub. „Op den dag zal ons lekker water kregen“ meinte Krause, unser von Deutschen abstammender Wagenführer, und so war es auch. Wir machten Halt und ließen die Zugtiere „lat blaas“, d. h. Luft holen. Am Wege befand sich ein vley, dessen Wasser aussah wie Kaffee mit recht vieler Milch, also völlig undurchsichtig, wie Lehmwasser. Doch war das Wasserbecken ganz flach, und trotz der Sonnenwärme gegen 10 Uhr vormittags hatte der darüber streichende Wind infolge Verdunstung des Wassers in ihm eine Temperatur erzeugt, die es Einem kühl erscheinen ließ. Ich trank das gelbe, trübe Naß in vollen Zügen, um ein rechter Afrikander zu werden. Sagte Krause doch, es sei „bain gezond“. Die Schwarzländer haben übrigens fast nur solch gelbes Vleywasser zum Trinken für Mensch und Vieh. Sie halten es für sehr „nahrhaft.“

Einige Stunden nachher kamen wir über einen Bach, dessen krystallklares Wasser mit Macht daherbrauste und tiefe Rinnen ins Gestein gegraben hatte. Ich war schon abgesprungen, um das Wasser zu versuchen, welches so ver-

führerisch hell und klar erschien, wie ein deutscher Felsquell. „T'is zout water, Dokter", meinte Krause, und richtig, es war stark brackisch und völlig ungenießbar. Abgelagerter Salpeter am Rande des Baches zeugte auch vom Salzgehalte des Wassers, welches neben Kochsalz auch Bittersalze in bedeutender Menge zu enthalten schien.

Außer Krause, zugleich Besitzer des Wagens, begleitete mich noch ein junger fideler Afrikander, der gut englisch sprach und mit Vorliebe Couplets zur Harmonika sang.

Natürlich blieben wir nachts stets im veldt und schliefen famos, nachdem wir ein großes Feuer angemacht und Kaffee gekocht, sowie unsere stets von den am Wege liegenden Bauerngehöften gratis erhaltenen Hammelrippchen auf dem Feuer gebraten und nebst den anderen Eßwaren verzehrt hatten. Ich schlief im Wagen, wo mir aus Strohsäcken ein Lager zurecht gemacht wurde, und vorn und hinten das Verdeck geschlossen. Ich zog mich bis aufs Hemd aus und schlief in meine wollene Decke gehüllt. Um in den Kleidern zu schlafen, war ich noch nicht Afrikander genug.

Eine Nacht schlief ich auf einer Farm, wo kranke Kinder waren, auf dringende Bitte des Buren, und verdiente dabei $2^1/_2$ Pfd. Sterl. für die verabfolgten Medizinen. Außerdem bekam ich ein ausgezeichnetes Abendessen mit reichlichem Obst, gutes Logis mit Bett und Frühstück. Der Bur aber war sehr glücklich, einen afrikanisch sprechenden Doktor im Hause gehabt zu haben, denn den englischen Arzt, welchen er neulich aus Clanwilliam hatte holen lassen müssen, konnte er nicht verstehen und derselbe hatte nach seiner Aussage seine Kinder sehr oberflächlich untersucht.

Die Jagd war leider nicht so, wie ich gehofft hatte.

Dieser Weg ist der große „Trekpad" nach dem Namaqualand und infolge dessen wird er viel befahren, und das Wild ist schon recht sparsam geworden. Denn jeder Weiße führt in Südafrika eine Flinte mit sich.

In dem bergigen Teile des Weges giebt es viele Paviane, die wir wiederholt an Felsen schreien hörten. Sie werden oft von Leoparden verfolgt, welche hier noch recht häufig sein sollen, und allgemein als tyger bezeichnet werden. Auch der afrikanische Luchs ist nicht selten. Wir sahen an Wild nur einige Enten und Wasserhühner am Elefantenflusse, dessen Laufe wir drei Tage lang folgten, sowie einige Wachteln und zwei Trappen. Alles Wild war hier sehr scheu und ich bekam nichts zu Schuß, besonders da ich wegen der Hitze keine Lust hatte, mich vom Wagen zu entfernen. Das unnötige Umherlaufen gewöhnt man sich in Afrika bald ab und macht die kleinsten Wege nur noch zu Pferde oder Wagen, besonders im Sommer.

Was mir auch lieber war, als Wild, das waren sieben Patienten, die ich an den verschiedenen Gehöften, in deren Nähe wir ausspannten, zu behandeln hatte und wofür ich ein gutes Stück Geld einnahm; für die Flasche Medizin rechnete ich 10 bis 15 Schillinge, ein Preis, der auch willig bezahlt wurde.

In der Gegend von Piquetberg passierten wir den Olifantsrivier auf einer schönen Brücke aus Fels und Eisen. Auch der Gebirgspaß Pikeniers Kloof ist eine schöne künstliche Gebirgsstraße mit großartiger Szenerie.

Bis zur Einmündung des Doornrivier ist der Elefantenfluß ein Gebirgsflüßchen und fließt in einem langen und tief ausgewaschenen, ziemlich gestreckten Thale. Er hatte augenblicklich reichliches Wasser, wie mir gesagt wurde. An einigen Stellen konnte ich beim Baden darin sogar schwimmen, was eine Seltenheit in Südafrika ist.

Die Gebirgsszenerie wurde noch großartiger, als wir uns weiter nördlich von den über 6000 Fuß hohen Bergspitzen entfernten und man die Berge besser übersehen konnte. Vom Flußbette aus wehte nun aber oft ein äußerst feiner, dichter Staub, der berüchtigte „Olifantsriviersche stoff", mit dem ich später noch oft Bekanntschaft machen sollte. Bei allem Staub und aller Hitze gab es auf dem Wege aber hin und wieder großartige Erfrischungen, die mich mit dem Lande wieder aussöhnten. So hatte ich eines Tages Gelegenheit zu einem Bade in einem herrlichen Gebirgsbache, der mit Recht „Hexrivier" genannt wird, denn wie ein Zauberquell erscheint derselbe dem Reisenden nach trostloser Oede und Dürre.

An der Stelle, wo ich badete, ist der Bach tiefer als breit, und führt sein kaltes krystallklares Wasser in reißendem Strome bergab. Nur eine „Palmiet" genannte Pflanze (Prionum Palmita) von Drazänen-artigem Wuchse, welche im Bette des Bächleins wächst, ermöglichte mir das Baden an dieser Stelle, indem ich mich an ihren Stämmen festhielt und so das schönste Wellenbad nahm.

An einigen Bauernplätzen, die jetzt schon völligen Oasencharakter trugen, wurden wir mit den herrlichsten Früchten bewirtet. So sah ich Orangen (Lamoentjes) von der Größe eines Kinderkopfes und prachtvoll saftig, süß und wohlschmeckend. In einem Pfirsichhain mit einer Unmenge der herrlichsten Früchte mästete sich eine Heerde Schweine. Unbeschreiblich ist das Vergnügen, nach einem Reisetage in der sonnenverbrannten Felswüste des Elefantenflusses auf eine Farm zu stoßen, wo ein Wald herrlichster, alter Eichen sich befindet, wundervoll saftig grün und so üppig an Laub, daß kaum ein Sonnenstrahl hindurchdringt; daneben ein Orangenhain, voll grüner und goldiger Früchte, während gleichzeitig die lieblichen Blüten die Luft durch-

würzen, ein sanfter Windhauch dem Reisenden die brennenden Wangen kühlt und die Turteltaube ihren melancholischen Ruf ertönen läßt.

Auch Clanwilliam, die Hauptstadt des gleichnamigen nicht sehr großen Distrikts, ist eine Oase, welche reichlich Wasser und daher die üppigste Vegetation hat. So befinden sich hier förmliche Dickichte von 30 Fuß hohem Bambus. Früchte und Gemüse reifen in vollkommenster Qualität das ganze Jahr hindurch. Der Ort hat nur den Nachteil, vor den erfrischenden Seewinden geschützt und daher im Sommer unerträglich heiß zu sein. Er ist eine Brutstätte endemischer Fieber, deren Natur mir trotz vielfacher Beschreibungen jedoch nie ganz klar wurde. Diese von afrikanischen Aerzten als „Malaria-Typhoid" bezeichnete Krankheit verdient gewiß noch weitere Untersuchung; ich habe jedoch nie an solchen Orten länger verweilt und kenne diese Endemie daher nicht näher.

Nachdem wir im Thale des Doornrivier das richtige Karrufeld kennen gelernt hatten, teils aus Steinwüsten ohne jede Vegetation außer vereinzelten Aloëbüschen, teils aus Flächen mit blattlosen Wolfsmilchbüschen bestehend, trafen wir am letzten Tage, uns Troe-Troe nähernd, auf die prächtig gelegene Weinfarm Attis, wo das freundliche Ehepaar der Besitzer den neuen Doktor wie einen alten Bekannten begrüßte. Auf dieser schönen Farm, eine Stunde von Troe-Troe gelegen, sollte es mir später noch oft vergönnt sein, der Jagd und der Beobachtung von Pflanzen- und Tierleben obzuliegen und die Gastfreundschaft der guten Leute in Anspruch zu nehmen.

Mit dem herrlichsten Obst aus Attis erquickt, kamen wir endlich in Troe-Troe an, wo wir in herzlichster Weise vom Prediger und mehreren Einwohnern begrüßt wurden.

V. Kapitel.

Troe-Troe oder Vanrhynsdorp.

Troe-Troe heißt mit Recht die Perle der Karru. Sein Name soll aus terug terug (zurück, zurück) entstanden sein, welche Worte der Warnung einst die vordringenden Pioniere der europäischen Kultur sich gegenseitig zuriefen, als sie die von Löwen und sonstigen Raubtieren wimmelnden Dornbaum-Dickichte der damaligen Wildnis antrafen. Jetzt sind die Dornwälder längs der Regenflüsse meist dem Feuer und der Axt gewichen; seit 40 Jahren war zu meiner Zeit auch der letzte Löwe getötet, und die Knochen der zuletzt erlegten Elefanten bleichten im Sande, wo noch eine Felswand in groben Schriftzügen die Namen der alten Elefantenjäger meldete. Nur Hyänen, Schakals, Wildkatzen, Luchse (rooi kat) waren noch zahlreich, ebenso wie Leoparden und Paviane als gleichgefährliche Viehräuber noch ihr Wesen von unzugänglichen Felsen aus betrieben.

Troe-Troe liegt an einem jener „Flüsse ohne Wasser", welche nun von hier nach Norden zu nicht selten sind. Dennoch ist hier das ganze Jahr Wasser vorhanden, wenn auch unsichtbar. Nur äußerst selten sind die Regen so ergiebig, daß das Flußbett strömendes, oberirdisches Wasser führt. Zu jeder Jahreszeit lassen sich aber mit leichter Mühe überall im Flußbett Brunnen anlegen, die nach der

Regenzeit meist nur 1 bis 2 Fuß tief zu sein brauchen. Auch befindet sich in Troe-Troe eine starke, perennierende Quelle klarsten süßen Wassers, und hier wurde zuerst der Bauernplatz begründet, welcher später zum Dorf heranwuchs.

Wo nun der braune Karrugrund mit dem Brunnenwasser aus dem Flußbett berieselt wird, da gedeihen das üppigste Gemüse und die herrlichsten Früchte.

Ich sah Köpfe Blumenkohl, die ich nicht mit beiden Armen umspannen konnte. Sonst werden von Gemüsen noch gebaut: Bataten, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen. Von Früchten gedeihen außer vorzüglichen Weintrauben, die oft 10, ja 12 bis 17 (!) Pfund schwer werden, in den Gärten von Troe-Troe noch Orangen, Nektarinen (Naartjes), Zitronen, Feigen, Granaten, Loquats, Quitten, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Bananen, Wassermelonen, gewöhnliche Melonen (Spanisch spek), Kürbisse usw. Einige enorme Trauerweiden und eine Anzahl strauchartiger Dattelpalmen von etwa 15 Fuß Höhe schmücken die Gärten, hohes Bambusrohr rauscht im Winde, von Scharen von Webervögeln und Prachtfinken belebt.

Es wurde mir schon früher von Troe-Troe gerühmt, und ich habe es später auch erfahren, daß gerade in der heißesten Jahreszeit, von meiner Ankunft an bis gegen den April hin, an prachtvollstem Obste, besonders an kühlen Trauben und Wassermelonen die Hülle und Fülle vorhanden sei. Weitere Vorzüge des Ortes bestehen in seiner dem Seewinde offenen Lage. Gerade in der wärmsten Jahreszeit setzt fast täglich gegen Mittag eine vom Ozean her kommende kühle Brise ein, welche bis gegen Abend anhält. Schließlich ist das sehr wohlschmeckende und gesunde Brunnenwasser dauernd von einer ziemlich kühlen Temperatur, wenn auch nicht ganz unbeeinflußt von der Jahres-

zeit, so doch nie wärmer als 18° C. Aber auch eine Reihe von fast unerträglich heißen Tagen mit beständig wehendem, trockenem Wüstenwinde kommt jedes Jahr vor, wie ich zu meinem Leidwesen selbst erfahren sollte.

Zur Zeit meines Eintreffens in Troe-Troe waren die meisten Bewohner zur Ernte nach den „Saatplätzen" ausgezogen. Sie wohnen zu diesem Zwecke mit einer großen Anzahl von „Schepsels" (Hottentotten) auf dem Felde etwa 2 Stunden oberhalb Troe-Troe, wo dicht am Flußlaufe eine ebene Fläche ist, wohl der Boden eines ausgetrockneten Sees oder „Vleys", welcher jetzt bebaut wird. Die Getreidearten sind dieselben vier, welche bei uns in Deutschland hauptsächlich kultiviert werden.

Die Weißen wohnen in sogen. Matjeshuizen, d. h. in aus geflochtenen Matten, die auf einem halbkugelförmigen oder ovalen Gerüst mit Riemen festgebunden werden, hergestellten Hütten. Diese Wohnart ist wegen ihrer Luftigkeit und Kühle für das hiesige Klima eine ganz ideale. Die Hottentotten hingegen schlafen hinter Dornhecken, die sie zum Schutze gegen die kalten West- und Nordwinde aufhäufen, unter Schaf- und Ziegenfellen. Das Getreide wird gleich an Ort und Stelle auf einer gemeinsam errichteten großen Lehmtenne durch Maulesel ausgetreten (getrapt). Diese Maulesel werden gleichwie in einem Zirkus von einem in der Mitte stehenden Bur mit langer Peitsche immer im Kreise herumgetrieben, ohne Halfter oder Zügel, also „in der Freiheit dressiert".

Was für liebenswürdige, prächtige Leute ich unter den Bewohnern des neuen Ortes kennen lernte! Ich selbst nahm meine Wohnung in dem neuerbauten Hause des „predikanten", Mr. Faure, eines Afrikanders von hugenottischer Abstammung. Auch seine Frau ist eine Afrikanderin aus guter Familie, sie spielt sehr hübsch Klavier

und ist eine tüchtige Hausfrau und sorgsame Mutter für ihre drei kleinen Kinder. Es wird im Hause englisch gesprochen, afrikanisch-holländisch meist nur gegenüber der Dienerschaft. Mr. Faure studierte zu Utrecht in Holland und hatte auch Deutschland besucht. Er liest geläufig deutsch und spricht es auch etwas. Seine Passion sind aber deutsche Studenten- und Volkslieder, die er oder Mrs. Faure auf dem Klavier begleiten.

Von den 10 weißen Familien des Ortes waren zwei Männer geborene Engländer, einer (außer mir) ein geborner Deutscher, einer ein Holländer von Geburt; die übrigen, sowie sämtliche Frauen, waren geborene Afrikaner.

Der Patriarch des Ortes und der Begründer desselben, nach welchem es auch seinen offiziellen Namen trug, ist Mynheer Piet van Rhyn, Mitglied des Kapschen Parlaments. Allgemein heißt er aber hier nur „Oom Piet". Er ist der Typus eines echten afrikanischen Buren, von hoher breitschulteriger Gestalt mit grauuntermischtem Vollbarte, dazu mit Augen wie ein Falke und von sehr menschenfreundlicher Gesinnung. Das schließt jedoch nicht aus, daß er ein vorzüglicher Diplomat und ein äußerst schlauer Großhändler ebenso wie gewiegter Detaillist war, denn in seinem Warenlager konnte man das Größte und Kleinste zu kaufen bekommen. Sonst war er aber natürlich auch Landwirt, Viehzüchter und Viehhändler. Sein hauptsächliches politisches Ziel war die Schiffbarmachung der Mündung des Elefantenflusses durch die Regierung.

Oom Piet war fast ohne Kenntnisse, die über sein Land und seine Erfahrungen hinausgingen, aber sein gesunder Menschenverstand traf in der Regel das richtige, denn er war ein ganzer Mensch, eine gesunde, nach allen Richtungen entwickelte Kernnatur. Trotz seiner nach europäischen Begriffen mangelhaften Schulbildung konnte

man von ihm in allen Fragen des Lebens gereifte Urteile hören, was aber über sein Verständnis hinausging, darin erkannte er keine Autorität an, außer der Bibel. So gab er mir z. B. zu, daß noch vor einem Menschenalter das hiesige Klima wasserreicher gewesen sei, doch daß dies durch die schwindende Baum- und Strauchvegetation veranlaßt sei, wollte er nicht anerkennen, vielmehr sei daran einzig und allein die abnehmende Frömmigkeit der Menschen schuld, die heutzutage zu wenig beteten, und minder Gottvertrauen hätten; denn jeglicher Regen sei eine Belohnung Gottes, Trockenheit aber eine Strafe des Himmels!

Eine Seele von Frau war auch seine kolossale Ehehälfte, „Tant Annie", die mir gleich von vorn herein wie eine gütige Mutter entgegenkam und mir nicht genug Gutes anthun konnte. Am meisten bedauerte sie mich immer, daß ich noch keine Frau hätte, und zwar ohne Eigennutz, denn sie hatte keine Tochter mehr zu vergeben.

Ich mußte lange Zeit bei den guten Van Rhyns in ihrem riesigen altholländischen Wohnhause zu Mittag essen, wo täglich eine Tafel für etwa 12 Personen gedeckt war, obgleich zur engeren Familie nur 4 Personen gehörten. Der Tisch war aber fast stets von auswärtigen Verwandten und Bekannten besetzt.

Ich sehe die beiden noch heute leibhaftig vor mir, Tante Annie oben an der Tafel sitzend, die breite Figur mit dem glückstrahlenden, unendlich gutmütigen Gesicht, und wie dann der Eheherr heiter und gemütlich zu ihr tritt, ihr einen derben Schlag auf die Schulter versetzt, neben ihr Platz nimmt und mit verhüllten Augen das stereotype Tischgebet spricht: Segen ons, Vader, hetgeen we eten, laat ons nemer U vergeten, amen! Ich allein bekam dann gewöhnlich einen Teller Fleischbrühe oder sonstige Suppe, die übrigen gingen gleich an

das Haupt- und meist einzige aus Fleisch und Gemüse gemischte Gericht, worauf dann in der Regel nur noch Früchte folgten.

Oom Piet pflegte dann in der jovialsten Laune sich mit den Tischgästen zu unterhalten und Anekdötchen zu erzählen, denn der Afrikaner ist ein Freund von lustigen Geschichten und liebt besonders bei Tisch etwas zum Lachen. Ungemütlich und steif geht es bei Tisch nur dann her, wenn ein „Engelsman" anwesend ist und aus Höflichkeit englisch gesprochen werden muß.

„Mein seliger Ohm", so erzählte z. B. Oom Piet am Mittagstisch, „wurde von seinem Vater, der in der Paarl lebte, als Knabe zu einem entfernten Verwandten, einem Bauer am Olifantsrivier, gegeben, um die Viehzucht zu erlernen. Da er von seines Vaters Tische her täglich das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse und Früchte zu essen gewohnt war, so kam es ihm im „Onderveldt" schwer an, täglich dreimal zum Schaffleisch nichts als Kürbisbrei zu bekommen, denn Kürbisse (pompoen) sind in jenen Gegenden den größten Teil des Jahres hindurch die einzige Frucht, das einzige Gemüse, für Weiße und Farbige. Doch hatte er es lange stumm getragen und nie gemurrt. Aber es war ein Junge, dem der Schelm im Nacken saß, und eines schönen Mittags, als die Reihe an ihm war, das Tischgebet zu sprechen, und der Hausvater wie stets mit dem Messerstiel geklopft hatte und jeder seine Augen geschlossen, mäuschenstill und ernst das Gebet erwartete, fängt der Schalk ruhig und trocken an: „S' morgens pompuhn, s' middags pompuhn, s' avens pompuhn, alles, wat ons de lieve Heergod geeft, is pompuhn, amen!"

Als mir nach einiger Zeit das Essen bei Van Rhyn doch etwas zu einförmig wurde, erklärte ich, seine Gast-

freundschaft nun nicht länger annehmen zu dürfen und ging bei dem Prediger, wo ich schon wohnte, gegen eine geringe Entschädigung nun auch in Kost.

Das war ein fideler Gottesknecht! Nachdem er einige Jahre in dem heißen und ungesunden Clanwilliam gelebt, wo er sich körperlich stets unbehaglich gefühlt hatte, befand er sich hier in der Karru bei der trockenen und bewegten Luft so recht wohl. Auch hatte ihm die Gemeinde ein geräumiges zweistöckiges Haus gebaut, ganz nach seiner Angabe. Hier hatte er mir 2 Zimmer im oberen Stockwerk eingeräumt. Faure war von etwas starker Figur, doch mit einem prächtigen Christuskopf, nur in's Lebensfrohe, durchaus Sanguinische übersetzt. Er war ein vorzüglicher Gesellschafter, sprühte von Witz, Humor und Schalkhaftigkeit; dabei offenherzig wie ein Kind und von naivster Herzensgüte. Solch' herrliche Menschenblüten wie Van Rhyn, Faure und mehrere andere Leute, die ich hier aus Mangel an Raum nicht anführen kann, können sich eben nur hier am äußersten Rande der Kultur entfalten, wo die Menschen im Kampfe um wirkliche und eingebildete Bedürfnisse sich noch nicht gegenseitig drücken und die Lebenslust rauben. Von Neid, Mißgunst und all den häßlichen Erscheinungen und Waffen im Kampfe um's Dasein habe ich in dem kleinen Paradiese Troe-Troe nur wenig kennen gelernt. Wir lebten in unserer kleinen Gemeinde äußerst glücklich und zufrieden und oft habe ich später in Deutschland an Troe-Troe zurückgedacht, auch an andere Orte Südafrikas, wo entschieden mehr Gemütsleben entfaltet wurde als im modernen Deutschland. Unter den Buren, selbst in Orten und zu Zeiten, wo nicht nur Milch und Honig floß, ist mir stets zum Bewußtsein gekommen, daß „leben und leben lassen" ein viel gültigeres Prinzip sei, als bei uns, daß man nicht ohne triftigen

Grund von dem Bestreben abwich, sich das Leben gegenseitig so angenehm wie möglich zu machen, und daß nicht in Hochmut einer den anderen zu drücken suchte, im Glauben, sich selbst dadurch zu heben.

Eine gewisse mit unserer pessimistischen Lebensauffassung zusammenhängende Verbitterung, eine oft dicht unter der Schale der konventionellen Freundlichkeit liegende Unliebenswürdigkeit, ein bewußtes Abschließen eines gegen den anderen oder doch gewisser Kliquen gegen andere, die ihnen nicht gut genug zu sein dünken, wie es sich besonders in kleinen, geistig schlecht ventilierten Orten Deutschlands geltend macht, fand ich in Südafrika viel seltener. Vor allem ist der Gemeinsinn dort viel ausgebildeter, als bei uns; wenn zu einem den Interessen nicht zu fern liegenden guten Werke gesammelt wird, oder wenn ein gemeinsames, allen oder doch der größeren Mehrzahl der Bewohner und Umwohner eines Ortes zu Nutzen kommendes Unternehmen „gestartet" wird, so kann es meist auf eine begeisterte Aufnahme und auf mehr Erfolg rechnen, als unter uns „idealen" Deutschen. Ein solches Werk aus Mißgunst oder Neid zu stören oder dagegen zu arbeiten, gilt dort als unerhört. Ein gesunder natürlicher Sinn von Gerechtigkeit und Billigkeit wacht über das öffentliche Wohl auch ohne eine komplizierte Gesetzgebung und Rechtsprechung. Engherzige Pläne und Sonderbestrebungen können nicht so leicht aufkommen.

Wenn unsere kleine Gemeinde zur Kirche versammelt war, so waren wir etwa 40 Personen. Der Gottesdienst macht einen höchst treuherzigen Eindruck. Die holländische Sprache, welcher sich die afrikanischen Geistlichen der „Neerduitsch Gereformeede Kerk" bedienen, eignet sich vorzüglich zur Predigt, denn sie klingt ebenso eindringlich

wie einfach und wahr. Oft ging es allzu gemütlich in der Kirche her, indem z. B. öfter Hunde ungestört hereinliefen und erst hinausgethan wurden, als sie gar zu laut bellten. Da wir noch keine Orgel hatten, wurde in der Kirche Harmonium gespielt. Nach dem Singen des letzten Gesangbuchverses spielte eine verheiratete Tochter von Oom Piet, welche die Kirchenmusik gewöhnlich übernahm, meist sofort eine ihrer Lieblingsweisen, z. B.: „Deutschland, Deutschland über Alles" oder „An der Saale kühlem Strande" oder auch irgend ein anderes Studentenlied, wobei das Publikum heiter gestimmt die Kirche verließ.

Es ist mir immer eine Herzensfreude gewesen, dieses Volk in seiner Seeleneinfalt zu beobachten, besonders wie es den eigentlichen Kern der christlichen Religion, das eigentlich Göttliche, d. h. Erhabene daran, von allem Aeußerlichen mit instinktiver Richtigkeit zu trennen weiß, und dabei eine gesunde Realität aufrecht hält, die es bewahrt vor allem Pietismus. Dieses Wesentliche der christlichen Religion wird nie ein Afrikaner (ich meine den schlichten, unverdorbenen Bur) in's Lächerliche ziehen, gegen die Kirche und ihre Diener, soweit menschliche Schwächen und Aeußerlichkeiten dabei in Frage kommen, läßt jedoch jeder ohne Skrupel seinen Humor aus. Kopfhängerei und das Muckertum sind hier ganz und gar nicht zu Hause, wenngleich sich mit der Zivilisation der widerliche, englische Pietismus zusammen mit Betkrankheit, geistiger Erweckung, auch Spiritismus, eben als Kulturkrankheiten von Kapstadt aus sichtlich landeinwärts verbreiten.

Eine Eigentümlichkeit der Afrikander sind ihre Schmeichelworte, die sie gegeneinander gebrauchen. Ein Kosenamen klingt für unsere Ohren etwas derb, nämlich „Ou Kerel", alter Kerl. Dieses Wort hat aber hier noch

die alt-deutsche Bedeutung von „Mann", und sogar von „freier Mann", denn nie würde ein Afrikaner einen Schwarzen mit der Ehrenbezeichnung Kerel betiteln. Ferner redet fast jeder Weiße den anderen gelegentlich mit den Ausdrücken an: Ou baas — alter Herr, ou broer — alter Bruder, ou neef, oom, besonders zärtlich und väterlich auch mal mit ou kind; auch schepsel wird unter Weißen wohl einmal als Schmeichelwort gebraucht. Ou oder oud bedeutet also in diesen Zusammensetzungen soviel wie lieb. De ou kerel oder de ou man sagt der Sohn, wenn er von seinem Vater spricht. Kleinere Kinder reden ihre Eltern: papie, mammie an, seine Großeltern bezeichnet jeder mit oupa und ouma. Uebrigens sind Spitznamen, welche meist viel Witz und gute Beobachtungsgabe verraten, unter den Afrikanern fast allgemein.

Ich wurde zwar im allgemeinen „dokter" angeredet, doch brauchten meine Bekannten im gemütlichen Gespräch auch alle möglichen afrikanischen Kosenamen. Ich selbst redete die Erwachsenen zuerst stets mit Meneer N.... an, bei näherer Bekanntschaft aber auch öfter Oom, die jüngeren neef oder einfach mit dem Vornamen, wie es hier allgemein üblich ist. Manche Blüten, die solche Familiarität zeitigen, sind teils spaßhaft, teils lieblich. Wir lebten eben ganz wie eine große Familie. Als einst ein älterer Bur aus dem „Großen Buschmannland" mit einem 12jährigen Sohn zur Kirche gekommen war, damit ihn Mr. Faure taufen sollte, und die heilige Handlung vollzogen war, sagte er in der Kirche zu dem Pastor laut und treuherzig: Dank U, Neef! Auch ist die Küsserei hier allgemein, nur nicht unter den Männern. Ganz selbstverständlich ist es, daß ich die jungen Mädchen aus dem Achterveldt, selbst wenn sie mir wildfremd sind, bei der Begrüßung mit einem Onkelkuß empfange, da sie

mich ja auch neef anreden, wenn sie älter als etwa 16 Jahre sind, oder oom, wenn sie jünger sind.

Not und Elend giebt es hier nicht, ebenso wie es natürlich noch keine soziale Frage giebt. Selbstverständlich kann es vorkommen, daß eine Familie in Unglück gerät. Aber stets finden sich dann wohlhabende Menschen, die sich ihrer annehmen, wenn die nächsten Verwandten es nicht thun können. Waisenkinder werden mit größter Bereitwilligkeit auch von Fremden aufgezogen, denn ein Menschenleben ist hier noch ein Schatz, keine Last für andere. Manche Burenfrau hat außer ihren zahlreichen Kindern noch mehrere Waisen in ihr Haus aufgenommen.

Auch ist es wunderbar, wie hier der Erste und der Letzte mit einander verkehren. Standesunterschiede kennt man nicht. Der gewöhnliche Transportfuhrmann weiß sich im ganzen auch ebenso gut gesellschaftlich zu benehmen, wie der reichste Bur. Die grobe Arbeit wird ja allerdings meist von den zahlreichen Hottentotten, den ländlichen Arbeitern, verrichtet.

Wenn man nun bedenkt, daß dieses Volk der Afrikaner aus dem schwerfälligen, vierschrötigen, argwöhnischen Stamme der Niederdeutschen entstanden ist, so muß man diesen Umwandlungsprozeß wohl teilweis durch das Klima und die Natur des Landes erklären. Einen Teil besorgte vielleicht die englische Herrschaft, aber gewiß nur einen sehr kleinen. Die Einflüsse der Urbevölkerung, der Hottentotten, sind schon etwas bedeutender: Das häufige Hocken auf der Erde, die bilderreiche Sprache mit vielen Gesten, viele Worte des afrikanisch-holländischen Idioms und manches andere wurde wohl vom Hottentott angenommen, wie ja auch sehr viele weiße Afrikander von ihren Voreltern her Hottentottenblut in ihren Adern haben, aus der Zeit, wo weiße Frauen hier noch selten

waren. Aber den größten Einfluß übte doch das Klima und die Natur des Landes direkt aus. Diese Faktoren haben den Menschen so bibelgläubig gemacht, wie er jetzt ist. Man muß nur berücksichtigen, wie viel näher dem Verständnisse gerückt alle jene biblischen Schilderungen hier im Lande sind, wo die Natur derjenigen Vorderasiens ähnlich ist: Die heidnische Urbevölkerung, die Wüste mit ihrer ganzen Szenerie. Auch bewirkt das Klima und die Natur des Landes eine großartige Veränderung in Bezug auf die menschlichen Gliedmaßen und das Temperament, indem es den träge im Nebel einhertappenden niedersächsischen Bur, dessen schwere Holzschuhe der anhaftende nasse Lehm oder Moorgrund noch mehr beschwerten, zu einem flugsen Reiter gemacht hat, welcher den wohlgeformten kleinen Fuß in einem leichten Schuh von gegerbtem naturfarbenen Leder trägt, mit einem oft sanguinischen, meist aber heiteren und zur Geselligkeit geneigten Temperamente. So gestaltete es seinen Magen ebenfalls um, zu einem genügsamen, welcher gewiß auch anatomische Verschiedenheiten aufweist.

Von dem guten Humor und der Lust des Afrikaners am Erzählen lustiger Geschichten, die besonders darauf abzielen, den Zuhörern etwas weißzumachen, könnte ich viele Beispiele aufführen. So war in Troe-Troe ein gewisser Mr. van Eeden der größte Lügner, sobald er auf die Jagd zu sprechen kam. Ohm Piet hatte nun die prächtige Idee, ihn damit zu entschuldigen, daß er an Hämorrhoiden leide, denn es gäbe kein vorzüglicheres Mittel für jemand, der mit „Aambei“ geplagt sei, als arg zu lügen. Eines Abends erzählte van Eeden wieder mit gleichgültig-ernster Miene, daß er eine große Trappe geschossen habe, dieselbe aber am Wege liegen gelassen habe, da er sie in seiner Karre nicht habe unterbringen können. Ich war aber schon

von Mr. Faure vorbereitet und erzählte nun, daß ich denselben Morgen dicht bei Troe-Troe 3 große Schildkröten auf den Zweigen des Karru-Dornbaumes munter umherklettern gesehen hätte, was Faure sehr ernsthaft bestätigte und hinzufügte, die eine hätte sich wie ein Pavian mit ihrem Schwanze am Aste geschaukelt. Van Eeden merkte nun unsere Absicht, mußte aber herzlich mitlachen. Auch Faure und ich amüsierten uns oft in eigenartiger humorvoller Weise. So verjagten wir unseres Nachbars Schweine, die hartnäckig in unseren Hof kamen, recht wirksam, indem wir Patronen mit Pfeffer und Salz luden, die wir dem vark aufs Fell brannten. Einmal hatten wir mit einem Buren aus dem Achterveldt einen guten Spaß. Sonntags nach der Kirche war er zum Predikanten gekommen, um ihn zu besuchen, und saß dabei so fest, als ob er sich für Monate an seinem Prediger satt sehen wollte. Obgleich wir Sonntags sehr spät zu Mittag aßen, so waren doch einige ausgesuchte Jagdleckerbissen, die uns Mrs. Faure zubereitet hatte, in Gefahr, am Feuer zu verderben. Um nun den Oom los zu werden, ersuchte mich Faure mit schelmisch zwinkernden Augen, einen recht guten soepje (Schnaps) in meiner Apotheke anzurichten und hereinzusenden. Ich machte nun drei famose Apothekerbittern, wovon der dem Bur gereichte eine tüchtige Dosis Aloë zugesetzt bekam. Die Wirkung war die gewünschte, sodaß wir bald unsere gebratenen Wachteln in Ruhe genießen konnten.

Wie schon erwähnt, ist die Gastfreiheit hier eine unbeschränkte. Es ist selbstverständlich, daß mit dem Reisenden alles geteilt wird, was das einfache Leben bietet. Natürlich muß man der Leute Neugierde dann auch etwas befriedigen. Um ihnen etwaigen Argwohn zu nehmen, genügte für mich in der Regel, daß ich der Doktor von

Troe-Troe war. Ueber neugierige Fragen muß man sich aber nie wundern. So wurde ich z. B. eines Tages zuerst nach meinem naam (Vornamen) gefragt, dann nach meinem van (Vaternamen), wie immer, dann aber nach dem Namen meiner Eltern, meiner Geschwister, ja meiner Großmutter! Wenn sie mich in ihrer unschuldigen Neugierde nach meinen Schmissen fragten, und ich im Anfange sagte, ich hätte die Wunden in einem Zweikampf davongetragen, so glaubten sie es nur schwer. Ein besonders aufgeweckter junger Bur sagte dann: Dokter, das ist gewiß vom französisch-deutschen Kriege? Und so war ich widerlegt, denn diese Erklärung war doch viel glaubhafter und wurde nun allgemein als richtig angenommen. Später habe ich nicht erst den Versuch gemacht, bei der gleichen Frage die unglaubhafte Geschichte von Zweikämpfen unter Deutschen zu erzählen, sondern habe sofort die Kriegsgeschichte erzählt, und fand dann gleich Glauben und Interesse. So wird man zum Lügner gemacht. — Von anderen Fragen sind mir vorgekommen: wer hat beim deutsch-französischen Kriege gewonnen? Sind die Franzosen auch weiße Menschen? Ist Rußland auch eine Insel, wie England? Leben in Deutschland auch Hottentotten? Hundert andere noch einfältigere Fragen blieben leider unausgesprochen.

Ein Gegenstand des Staunens war den Leuten aus dem Hinterlande auch stets das zweistöckige Haus von Reverend Faure. Ein Bauer in Klein-Namaqualand fragte mich einmal, ob es denn wahr wäre, daß unser Prediger in zwei Häusern wohnte, von denen eines auf dem andern stände? Große Schwierigkeiten bereitete ihnen immer die gar nicht sehr steile Treppe, welche zu meiner Wohnung im oberen Stockwerk führte. Hinauf ging es zwar noch einigermaßen; aber das Hinuntersteigen bereitete fast allen große Schwierigkeiten, sodaß nicht wenige von ihnen, auch

Frauen, das Hindernis einfach nahmen, indem sie auf ihren vier Buchstaben hinabrutschten. Wenn wir das Treppensteigen nicht von frühester Jugend an gelernt hätten, wer weiß, ob wir es anders machten? Da hilft alle Kraft und alle Geschicklichkeit des Körpers nichts, auch Treppensteigen muß erlernt werden, ehe man es kann.

Zur Charakterisierung des Seelenlebens der südafrikanischen Buren gehört auch, daß wir uns, wenn auch nur kurz, mit der Poesie des Volkes befassen. Poesie der Buren? So ureinfach sie auch ist, so sehr alle seine Interessen noch auf die ersten Lebenserfordernisse gerichtet sind, so gering der Kunstsinn auch noch entwickelt ist, so sehr die Sprache selbst der Dichtung zu widerstreben scheint, so haben wir hier doch eine Poesie. Aber ihre Schlichtheit und Naivität, ihre Formlosigkeit und Rauhheit, ihre Ungeschicklichkeit und Ungeschminktheit, aber auch ihre kernige Biederkeit und ihre vielen Anklänge an alte gute deutsche Art in Form und Inhalt geben uns einen echten rechten Charakterspiegel des hiesigen Volkes. Könnte es jemand gelingen, diese Schätze zu heben und sie in angemessener Form unserem vorgeschrittenen Deutschland anzubieten, heute, wo unser Sinn für niederdeutsches Wort und Wesen glücklicherweise wieder erwacht ist, so würde er gewiß des Interesses sicher sein dürfen.

Ein großer Teil der Poesie besteht hier noch aus Gelegenheitsdichtung. Solche Verschen werden für Hochzeiten und andere Festlichkeiten verfaßt und auf ihnen vorgetragen, wohl auch aus dem Stegreife gemacht und selten niedergeschrieben. Natürlich sind sie meist humoristischer Natur und voll von persönlichen, oft recht derben Anspielungen auf anwesende oder nichtanwesende „Vettern", „Onkels" oder „Basen", oder berichten allerhand von jungen Leuten verübte „Grapjes" (Ulk, Schabernack), ver-

spotten den unglücklichen Liebhaber, welcher sich einen Korb geholt hat, loben manchen „vlugsen" Streich, feiern Schönheiten u. s. w. Besonders beliebt sind auch Sangstrophen, von denen ich eine Anzahl hörte, die gewiß noch niemals geschrieben, geschweige denn gedruckt worden sind. Sie entstehen bei frohen Festlichkeiten, wie bei einem Picknick, am Strande, verbreiten sich schnell über das Land, verschwinden wieder oder werden von neuen verdrängt. Natürlich sind sie nicht immer frei von obscönen Dingen, wie ja stets diese vogelfreie Art von Volkspoesie, doch steckt viel Gemüt und Gemütlichkeit in ihnen. Dieses gilt auch von der vielfach auf Hottentottenstufe stehenden, von Spuk und Zauber befangenen „Kinderstubendichtung", wie ich die vielen Verschen nennen möchte, welche mir oft alte europäische Erinnerungen mit Hottentotten-Aberglauben gemischt zu enthalten schienen.

Eine weitere Zahl von Dichtungen ist polemisch und von mehr allgemeiner Bedeutung für das Afrikandertum. Von diesen werden hin und wieder einige in der Zeitung „Die Patriot" gedruckt, welche wöchentlich in der Paarl erscheint und es sich zur Aufgabe gemacht hat, aus dem afrikanischen Idiom eine Schriftsprache zu formen. Solche Gedichte sind meist gegen das englische Wesen und gegen die Nachahmung des Europäertums gerichtet, allerdings, wie auf der Hand liegt, auch gegen Fortschritt und Kultur! Denn von wo anders kann dem Afrikander vorläufig noch das Licht der Kultur kommen, als von Europa? Aber gerade vom Engländertum will ja der Bur nichts wissen, es ist ihm gar zu unsympathisch. Hiermit berühren wir die einschneidendste, ja die Existenzfrage des unglücklichen Landes. Zur Klasse dieser letztgenannten Gedichte gehört auch dasjenige, welches ich seines politischen bezw. völkischen Interesses halber gewählt habe, um an diesem

einen armen Beispiel eine Idee von der jungen Knospe der Burenpoesie zu geben, wenn mir auch andere Gedichte bekannt sind, die größeren poetischen, ja lyrischen Wert hätten.

Obgleich das Gedicht viel länger ist, gebe ich von demselben hier nur sieben Strophen wieder, die in sich eine gewisse Abgeschlossenheit zeigen. Aus dem Sinne des Gedichtes geht hervor, daß es jemand geschrieben hat, um einen Vater zu beklagen, welcher seine er- und verzogenen Töchter aus einem englischen Pensionat in oder bei Kapstadt zurückkehren sieht und nun wenig Freude über die „nutzlosen Dinger" hat, die ihm überdies schweres Geld gekostet haben.

Die noitjes van die onderveld
word regte hoog wardeer,
al het hul nie leer engels praat
of geen klavier geleer.

Daar geef ons jonkmans weinig om
dit kom daar nie op aan,
as hul man braaf en deugsam is
en ons maar kan verstaan.

Wat maak tog met so'n slimme vrou,
sy kos net baing geld,
ons boere wat so hard moet werk
is daar ni op gesteld.

Ons wil geen Missis of Madam,
volstrek geen modepop,
geen Angli-of Amerikaan,
en geen gordyntjeskop.

N' vrou, die as haar meid brutaal
verkeerd of koppig is,
geen hande uit haar mou kan stek,
so'n vrou kan ons wel mis.

Wat baat die „English history" ons,
waar sy van mee kan praat,
of sy voor die klavier kan sit,
van huishou niks verstaat.

So'n vroutje van die hooge skool
wat Afrikaans bespot
haar eige land en volk verag
die maak ons net bankrot.

Zu deutsch in Prosa wiedergegeben etwa:

Die jungen Mädchen aus dem Unterfeld
werden sehr hoch geachtet,
wenn sie auch nicht englisch sprechen
oder Klavierspiel gelernt haben.

Darauf geben unsre jungen Männer wenig,
darauf kommt es auch nicht an;
wenn sie nur brav und tugendhaft sind,
und wir uns gegenseitig verstehen können.

Was fangen wir mit einer solch klugen Frau an?
sie kostet uns nur eine Menge Geld;
wir Landleute, die so hart arbeiten müssen,
sind nicht so gestellt.

Wir wollen keine Mrs. oder Madame,
durchaus keine Modepuppe,
keine Engländerin oder Amerikanerin,
und keinen „Gardinchen-Kopf". (Simpelfransen)

Eine Frau, die wenn ihre braune Magd unverschämt,
verkehrt oder starrköpfig ist,
keine Hände aus ihrem Aermel stecken kann,
solch eine Frau können wir wohl entbehren.

Was hilft die „English history" uns,
wovon sie mitsprechen kann,

oder daß sie vor dem Klavier sitzen kann,
von Haushalt aber nichts versteht.

Solch ein Frauchen von der hohen Schule,
die afrikanisches Wesen verspottet,
ihr eigen Land und Volk verachtet,
die richtet uns geradezu zu Grunde.

Nachdem ich hier bei der Beschreibung der ersten Zeit meines Aufenthaltes in der Karru schon einzelne Charakterzüge der Buren gezeichnet habe, will ich bemerken, daß ich zu diesen Resultaten erst allmählich, nach mehr als vierjährigem Zusammenleben mit denselben gekommen bin, wenn natürlich auch die ersten Eindrücke die bestimmenden waren.

Nun will ich aber einige Doktorfahrten erzählen, bei denen wir Land und Leute weiter beobachten können.

Eines schönen Morgens war ich gerade auf der Jagd und lag im Sande des Flußbettes bei Troe-Troe in einer kleinen Dornhütte, die ich mir hatte anfertigen lassen, um dort verborgen die zur Tränke kommenden Wüstenhühner zu schießen, und hatte mit zwei Schüssen schon 1½ Dutzend der dichtgedrängt die Quelle umflatternden Hühner erlegt, als ein Hottentott angelaufen kam: „Doktor, Baas ist da, um Euch zu kranken Menschen nach dem Bokkeveldt zu holen.“ Ich hatte zwar bis dahin hier in Troe-Troe eine zufriedenstellende Praxis, war aber erst dreimal zu Pferde oder Wagen in die Umgegend geholt worden, und nie weiter als einige Stunden. Daher war ich schon etwas ungeduldig geworden, da ich geglaubt hatte, daß sich die Kunde von dem neuen Doktor von Troe-Troe schneller im Lande verbreiten würde, als erst nach Monaten. Doch Oom Piet tröstete mich stets und sagte, das ginge hier nicht so schnell.

Ich gab also mein Gewehr und das geschossene Wild dem Hottentott und eilte voran, um ins Dorf zu kommen. In etwa einer Stunde war alles fertig und fort ging es in dem verdeckten zweiräderigen, mit Federn versehenen Karren mit vier Pferden. Wir fuhren bei ziemlich warmem Wetter über die Karru, dann die Berge hinauf, wo uns der steil ansteigende, doch sonst gut angelegte Van Rhyns-Paß auf das Plateau des Bokkeveldts brachte, wohl über 2000 Fuß Meereshöhe. Dort fand ich eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung. Das Klima und die Vegetation unterscheiden sich beträchtlich von der Karru. Die Buren nennen es eine andere „wereld" (Welt) in ihren beschränkten Begriffen. Die „Bokkeveldtschen Buren" nennen andererseits die Karru, worin wir leben, die „Onderwereld".

Im Bockfeld gedeihen Rinder weniger gut als Ziegen (bokke), die hier sehr zahlreich gehalten werden.

Was sonst noch auffällt gegenüber der Karru, ist die geringe Körpergröße der dortigen Buren, und damit übereinstimmend kleinere Wohnhäuser. Auch haben sie ein von den Karruburen verschiedenes Aussehen und Wesen. Ich mußte mich der Ansicht der Onderwereldschen Menschen anschließen, daß die Leute auf dem Bockfeld selbst etwas Ziegenartiges angenommen hatten, wozu auch ihr mangelhafter Bartwuchs mit häufigem Kinnbart beitrug. Wenn man beobachtet, wie oft Menschen eine Aehnlichkeit im Aeußern und im Charakter mit ihren Umgangstieren, in Europa z. B. mit ihren Hunden, haben, so wird man sich über die angeführte Ziegenähnlichkeit der Bockfelder, zu welcher auch ein etwas eigensinniger Charakter, eine gewisse Störrigkeit des Wesens kam, weswegen sie von den Karrubewohnern öfter gehänselt wurden, nicht wundern.

Ich blieb übrigens 3 Tage auf dem Bockfeld, wurde nach mehreren Bauerngehöften geholt und behandelte 18 Personen, wofür ich mir 45 Pfd. Sterl. bezahlen ließ. Später war ich noch mehrfach dort und habe trotz der Eigenartigkeit der Leute gut mit ihnen fertig werden können. Vordem hatte ein Arzt aus dem etwas weiter gelegenen Calvinia diese Gegend besucht.

Auf dem Rückwege meiner ersten Fahrt aufs Bockfeld war es ziemlich heiß. Die Karre war ohne Verdeck. Vor uns, zu unseren Füßen, hatten wir einen kleinen Buschmannjungen sitzen, der bald einschlief. Nun machte ich die interessante Beobachtung, daß sogleich nach seinem Einschlafen seine fast kahle Kopfhaut dermaßen zu schwitzen begann, daß sie mit Wasser übergossen zu sein schien. Bei dem Luftzuge, der durch das schnelle Fahren entstand, wurde seine Kopfhaut durch die Verdunstungskälte so abgekühlt, daß sie sich ganz kühl anfaßte. Hierdurch wurde sein Gehirn automatisch vor Ueberhitzung geschützt.

Am zweiten Tage nach meiner Rückkehr vom Bockfeld wurde ich nach der entgegengesetzten Richtung geholt, jenseits des Elefantenflusses, wo ich 30 Stunden ausblieb. Ich stand an jenem Morgen gerade vor der Hausthür, auf der gemauerten Veranda (stoep), bekleidet mit den allernotwendigsten Sachen, und mit der Flinte in der Hand, um beim Hause im Karrufeld zu pirschen, als ein Reiter mit zwei Handpferden kam, um mich nach der Lambertsbai zu holen. So ritt ich denn, nachdem ich meine Sattelsäcke in Ordnung gebracht hatte, um 8 Uhr mit dem Boten, einem gewissen Adriaan Engelbrecht, von hier ab. Adriaan ist ein gewandter Afrikaner von 21 Jahren, aber noch nicht verheiratet, was bei diesem Alter hier zu Lande eine Seltenheit ist. Wir ritten die Pferde abwechselnd. Es ging durch die schier endlose Karru, über den Olifantsrivier, der hier

nicht tief war, über ein völlig kahles steiniges Gebirge, dann durch das Sandfeld, welches kein Ende nehmen wollte, bis wir ohne nennenswerte Rast abends 10 Uhr nach vierzehnstündigem Ritt in heißer und staubiger Luft an der See anlagten. Die Seeluft hatten wir allerdings schon einige Stunden vorher fühlen und sogar schmecken können. Der von Engelbrechts bewohnte Platz hieß Koekfontein, und war ein mit süßem Quellwasser reichlich versehener großer Burenplatz mit sehr solidem alten geräumigen Wohnhaus. Wenn meine Lebensgeister nicht durch das angenehme Gefühl, daß sich nun wieder ein großes und fernes Gebiet meiner Praxis erschloß, aufrecht erhalten worden wären, hätte ich die enormen Beschwerden dieses langen Rittes in glühend heißer Luft wohl nicht aushalten können. Doch erquickte mich der Aufenthalt an der See in hohem Grade. Ich traf eine liebenswürdige Familie von deutscher Abkunft, welche — wie es den Anschein hatte — trotz ihrer sonstigen völligen Assimilierung an das Afrikanertum, noch ihre deutsche Herkunft in großer Rührigkeit und sorgsamer Haushaltung zeigte. Meine kleine Patientin von 13 Jahren, die Enkelin des Buren, hatte eine heftige Entzündung der Regenbogenhaut eines Auges.

Durch Anwendung von Atropin und Schröpfköpfen gelang es mir in einigen Stunden eine wahrnehmbare Besserung zu erzielen. Der Nachlaß der Schmerzen und die wiedererlangte Sehkraft stellten mich natürlich als einen Wunderdoktor hin. Außerdem hatte ich in der unmittelbaren Nähe der ziemlich bewohnten Bai noch 15 Patienten, Weiße und Farbige, von denen allerdings nur ein kleiner Teil sofort mit Medizin versehen werden konnte, da ich zu Pferde nur wenige Arzneimittel bei mir hatte. Die meisten erhielten dieselben also erst durch meinen Begleiter von Troe-Troe aus zugeschickt.

Nach Besorgung der Patienten am Vormittage des zweiten Tages aßen wir gemeinschaftlich am großen Tische Mittagbrot, wobei es Fisch und dann sehr schönes Obst gab. Am Nachmittage wurde ein ausgedehntes Schläfchen gemacht. Dann zeigte mir Maria, die 16jährige bildhübsche Tochter, eine kapsche Schönheit mit schwarzem Haar und blauen Augen, den herrlichen Garten und ihre selbst angelegten Weinlauben. Ich stellte mich zuerst der hiesigen Verhältnisse furchtbar unkundig und sprach deutsch mit ihr, welches zu enträtseln sie sich die größte Mühe gab. Als ich sie aber genug damit gequält hatte, und merkte, daß sie mich durchaus verstehen wollte, verständigten wir uns vorzüglich in Afrikanisch und Englisch, welches letztere sie auf der Schule gelernt hatte, denn die „Baaischen Menschen" sind an Bildung den „Onderveldtschen" etwas voraus. Was für schöne Stunden verbrachte ich dann mit Ou Mr. Engelbrecht, gemütlich unser Pfeifchen rauchend, abends bei der prächtigen kühlen Seebrise auf der Stoep vor dem Hause!

Zur Rückreise wählte ich die Nacht. Wenn auch wegen der Müdigkeit, die sich unausbleiblich gegen Morgen einstellt, die Nacht minder bequem für einen langen Ritt ist, so ziehe ich diese Zeit doch der Reise über Mittag bei weitem vor. Wir hatten Vollmond und klaren Himmel. Gegen Morgen trat heftiger Tau ein und es war so kalt, daß ich vor Frost klapperte. Es ging über das Gebirge, steinige steile Wege stundenlang, wobei man oft das Pferd am Zügel führen und durch schmeichelnde und ernste Worte zum Uebersteigen von Hindernissen ermutigen mußte. Wir hatten diesmal einen anderen Weg gewählt, und passierten eine ziemlich tiefe Furt des Elefantenflusses. Dabei wurde meine untere Körperhälfte gründlich naß, obgleich ich mich bemühte, meine Beine wie mein Begleiter Adriaan vor mir aufs Pferd zu legen.

Doch waren wir heiter und vergnügt. Ja, es kam uns nicht darauf an, abends noch einen Umweg von mehreren Stunden zu machen, nur um eine abgelegene Farm mit zwei hübschen jungen Mädchen zu besuchen, denen wir bis 12 Uhr Gesellschaft leisteten, um dann noch $1^1/_2$ Stunden zu schlafen, ehe wir unsere Reise fortsetzten. Schon war es recht warm, als wir gegen Mittag Troe-Troe erreichten. Glücklicherweise wurde ich den Tag über in Ruhe gelassen und erholte mich durch Bad und Schlaf schnell wieder.

Bald darauf wurde ich zu einem sehr vermögenden Schafburen gerufen, welcher selbst erkrankt war. Ich brauchte zu dem fast schnurgeraden Wege nach dem schon im sogen. Groß-Buschmannland gelegenen, doch noch zum kapschen Distrikt Klein-Namaqualand gehörigen außerordentlich großen Farmplatze Nieuwefontein 23 volle Stunden, die ich in einer mit 4 Mauleseln bespannten Karre im Trab zurücklegte. Dann blieb ich 36 Stunden bei dem Kranken, welcher den Doktor durchaus nicht fortlassen wollte, bevor er Besserung spürte. Die Buren im Onderveldt machen es übrigens in der Regel so; die Folge davon ist, daß die meisten Medizinmänner dort mit stark wirkenden Mitteln operieren, nach denen, wenn auch keine wirkliche Besserung, so doch irgend eine in die Augen springende Wirkung erfolgt, welche der Bur in seiner Einfalt für eine Besserung nimmt. Glücklicherweise trat während meiner Anwesenheit infolge oder trotz meiner Medizin die Krisis der fieberhaften Krankheit des Buren ein und er legte die von mir als Honorar geforderten 50 Pfd. Sterling ohne Murren auf den Tisch.

Als ich von Groß-Buschmannland zurückkehrte, warteten schon zwei Buren mit Reitpferden auf mich, um mich nach zwei entgegengesetzten Orten abzuholen. Ich

sandte den einen mit einer tüchtigen Ladung Arzneien, bestehend aus einer Quartflasche Mixtur, einem Gläschen Tropfen, einer Schachtel Pillen und einer Einreibung heim, dem anderen folgte ich, nachdem ich mich erst durch 10stündigen Schlaf, bis zum nächsten Morgen 3 Uhr, gestärkt hatte. Wieder ging es nach der „Seekant", doch nach einer anderen Stelle, nämlich nach dem Platze „Zuurfontein", noch weiter südlich von dem früher erwähnten, an der Lambertsbai gelegenen Koekfontein. Wir ritten 16 Stunden. Zuurfontein liegt nach der Karte 250 Klm. in Luftlinie von dem Schafplatz Nieuwefontein, wo ich noch vor kurzem gewesen war.

Der Weg nach Zuurfontein ist erbärmlich schlecht; wenn es nicht gerade ein kühler angenehmer Tag gewesen wäre, so hätte ich es wohl nicht ausgehalten. Ich fand dort eine kleine Scharlachepidemie und außerdem noch viele andere Patienten. Ich blieb 4 Tage aus, da ein Sonntag dazwischen fiel, wo ich mit Engelbrechts und der Familie Van Putten aus Zuurfontein einen herrlichen Tag an der Lambertsbai verlebte. Sie wohnten dort zur Sommerfrische in einem kleinen Zelte dicht an der See, in einer wild-romantischen Felsgegend. Wir badeten, jagten, fischten, lagen im Sande umher, und ließen uns gebratene Fische, Langusten und Perlmuttermuscheln wohl schmecken. Dann machten wir drei jungen Leute mit drei jungen Damen in einer Karre, mit 10 Mauleseln bespannt, eine tolle Fahrt über die klippenreichen Strandwege nach Koekfontein, wo wir uns die Zeit mit Klavierspiel, Gesang und Tanz vertrieben. Spät am Abend nach Zuurfontein zurückgekehrt, sah ich noch nach meinen Patienten und fand sie glücklicherweise alle vorschriftsmäßig. Auch von Zuurfontein hatte ich mehrere Abstecher zu Pferde gemacht, sodaß ich einschließlich meines

in Begleitung eines Hottentotten zurückgelegten Rückweges in den letzten vier Tagen 37 Stunden im Sattel gewesen war, meist Galopp reitend. Ich nahm in Aussicht, gegen ein mir zu gewährendes Fixum einen regelmäßigen Sprechtag an der Lambertsbai einzurichten. Wegen des Eintritts einer gesunderen Zeit kam die Sache dann aber nicht zustande. Als ich von Zuurfontein zurückkam, hatte ich dann wieder eine längere Zeit Ruhe.

Wie ich nun die Ausdehnung meines in letzter Zeit versorgten Praxis-Terrains auf der Karte abmaß und mit bekannten Entfernungen in Deutschland verglich, kam mir das Resultat zuerst unglaublich vor.

Nimmt man an, Troe-Troe läge dort wo Berlin liegt, so reichte meine Praxis nordöstlich weit über Stettin hinaus, südwestlich bis dicht bei Halle. Trotzdem ich nun die Touren meiner Praxis mit einem viel langsameren Beförderungsmittel als zu Eisenbahn zurücklegen mußte, so kamen mir die afrikanischen Entfernungen doch ungleich geringer vor, als die Reisen von Berlin nach Stettin oder Halle. Der Grund davon scheint mir der zu sein: Wir haben von großen Entfernungen an sich gar keine Vorstellung. Sie kommen uns erst dann zum Bewußtsein oder Verständnis, wenn wir so und so viele Gegenstände, welche zwischen zwei Orten mitten inne liegen, als Anhaltspunkte haben. Wenn ich von Berlin nach Stettin fahre, so liegen zwischen beiden Orten verschiedene Städte, viele Dörfer, Häuser, Stationen, Flüsse, Wälder. Zwischen Troe-Troe und Nieuwefontein hingegen liegt nur ein einziger, aus drei Hottentotten-Mattenhütten bestehender Viehplatz, genannt Droeg vley (trockener Teich). Sonst sieht das Auge nichts als das meist ebene, höchst einförmige Karrufeld, hin und wieder einige Wüstenhühner, einen Schakal oder nachts eine Hyäne, einige

Geier. Fast die ganze Vegetation besteht um diese Jahreszeit aus den blattlosen Wolfsmilchbüschen, welche über das Land in ähnlicher Weise ausgestreut sind, wie die runden kleinen pfefferkornartigen Locken auf dem Kopfe eines Buschmanns, überall den gelbbraunen nackten Boden erkennen lassend.

Daß man bei diesen nächtlichen Fahrten und Ritten, besonders bei milder Luft und unter dem herrlichen Sternhimmel, oft nur in Gesellschaft eines Hottentotten, sich viel mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, wobei die Phantasie reiche Anregung erfährt, ist unausbleiblich. Alle Probleme, welche den Geist früher jemals beschäftigt hatten und in der zerstreuenden Hast und Unruhe des europäischen Lebens stets von neuen Ereignissen und neuen Anregungen verdrängt wurden, treten wieder lebhaft vor Einen hin und heischen gebieterisch eine Lösung. Ganz wunderbare neue Ideen und Gedankenverbindungen tauchen auf, deren Wichtigkeit man bei der die Phantasie oft übermächtig anregenden Umgebung auch häufig überschätzt. Man hat den sehnlichsten Wunsch, seine Gedanken sogleich zu Papier bringen zu können. Mögen es zuweilen Hirngespinnste sein, durch die ungewohnten Reize der Umgebung hervorgerufene Phantome, im ganzen ist das afrikanische Reiseleben doch wunderbar dazu geeignet, dem Geiste eine philosophische Richtung zu geben, und all das Gedankenmaterial, welches man auf Schule und Universität eingeheimst hat, zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, auch die Spreu von dem Weizen zu trennen. So habe ich in Afrika besonders meinem Lieblingsproblem nachgehangen, der Ergründung des Wesens der Krankheit. Vorerst suchte ich mir über die Frage Klarheit zu verschaffen, ob wir denn hoffen dürfen, auf dem Wege der exakten Forschung, wie es die heutige Wissenschaft will,

also durch Anhäufung immer neuen Wissens, immer neuen Baumaterials, jene Frage zu lösen? Ich kam hier zu dem Resultate, daß dieser Weg uns nie zum Ziele führen könne. Wir brauchen und *dürfen* auch nicht warten, bis wir noch mehr und immer noch mehr Kenntnisse angehäuft haben. Wir *müssen* vielmehr uns an die eigentliche Arbeit, an den *philosophischen Ausbau der Heilkunde* begeben. Innerhalb der uns durch die positiven Kenntnisse, die Resultate der Wissenschaft, gesteckten Grenzen, die wir natürlich nicht verlassen dürfen, müssen wir kühn aufbauen, müssen die Hypothese, die deduktive Forschung, die Phantasie rege walten lassen, bis wir ein solches Gebäude konstruiert haben. Nun erst kommt die Erfahrung, die immer neuen empirischen Kenntnisse, welche uns im Laufe unseres Lebens den Prüfstein der Richtigkeit oder Unrichtigkeit unseres Baues, unseres Systems, abgeben müssen. Gemäß diesen Erfahrungen muß man das errichtete Gebäude dann stets umbauen, bis es schließlich eine gewisse Unveränderlichkeit erhält. Ein allgemein anerkanntes, allen Aerzten und Denkern genügendes System wird es freilich nie geben können, sondern jede ausgesprochene Individualität wird hierin etwas abweichen. Aber zu fordern, daß wir Krankheiten heilen sollen, ohne uns einen Begriff ihrer Ursache und inneren Wesens zu bilden, zeugt von einer gewissen Gedankenlosigkeit, welcher die heutige Richtung in der Heilkunde sich offenbar schuldig macht.

Die Forderung, auf jedes System zu verzichten, verrät allgemein schon den Standpunkt unserer heutigen gelehrten Heilkunde. Dazu kommt die auf allen Kongressen und den Naturforscherversammlungen immer und immer wieder sich breit machende, als Selbstsuggestion wirkende Apotheose der modernen Wissenschaft. Diese Weihrauch-

düfte umnebeln uns, einzelne glänzende Entdeckungen blenden uns, sodaß die Schäden der rein-exakten, rationellen Methode der Wissenschaft uns gar nicht zum Bewußtsein kommen, womit dann der erste Impuls zur Besserung, die Selbsterkenntnis, leider wegfällt. Daß die exakte, bewußte, rationelle Forschung seit mehr als einem halben Jahrhundert uns ein enormes Thatsachen-Material geliefert hat, daß wir derselben in allen Zweigen der Wissenschaften zu größtem Dank verpflichtet sein müssen, daß wir ihrer auch in Zukunft nicht entbehren können, ist ja über allem Zweifel erhaben. Was uns aber heutzutage not thut, ist nicht mehr allein die spezialisierende Forschung des Gelehrten, nicht Exaktheit, Wissenschaftlichkeit, rationelle und selbstbewußte Forschung, sondern jetzt einmal wieder eine gute Dosis gesunder, unbewußter, künstlerischer Intuition! Nur auf diese Weise kann die gelehrte Forschung mit dem modernen Volksgeiste versöhnt werden und sich dem deutschen Volkswerden fruchtbringend anpassen.

Das etwa waren die Resultate jener Unterhaltungen, die ich bei meinen nächtlichen Fahrten und Ritten in der Karru mit mir selbst abhielt. Sie sind auch im wesentlichen die Grundlagen meiner späteren medizinischen Bestrebungen und Veröffentlichungen geworden.

Um dem Leser eine kurze Uebersicht über die hauptsächlich in diesen Teilen Südafrikas vorkommenden Krankheiten zu geben, will ich mit der bemerkenswerten Thatsache beginnen, daß Scharlach, Masern und Diphtherie auf den entlegensten Bauernhöfen des Buschmannlands endemisch und ohne erweisbare Ansteckung vorkommen, sodaß mir sogleich der Gedanke kam, daß die Erreger dieser Krankheiten wohl häufig am Körper des Gesunden ihren Wohnsitz haben. Die schwarzen Blattern haben sich von Kapstadt vor einigen Jahren nicht weiter inland verbreitet,

ebenso wenig die Cholera. Zu Unterleibstyphus geben unhygienische Trinkwasserverhältnisse oft Veranlassung.

Schwindsucht ist häufiger unter der weißen und besonders auch unter der farbigen Bevölkerung, als man bei dem Klima, welches lungenkranken Europäern meist Heilung bringt, erwarten sollte. Doch rufen auch ausgedehnte Zerstörungen der Lunge keine für den Patienten sehr wahrnehmbare Störungen hervor; die Lungenkranken befinden sich in dem Klima meist ziemlich wohl und erreichen auch oft ein höheres Alter; Blutungen sind selten. Ein sehr gewöhnliches Leiden ist ferner akuter und chronischer Luftröhrenkatarrh, auch mit Asthma. Lungenentzündungen sind ebenfalls nicht selten im Anfange des Winters. Weiter sind häufig: chronische Magenkatarrhe und bei den Frauen und Mädchen auch Magengeschwüre, während Bleichsucht und englische Krankheit so gut wie unbekannt sind. Hysterie sogar in schweren Formen ist hingegen gerade bei Frauen, die viele Kinder hatten, nichts seltenes, auch bei Hottentottinnen. Hin und wieder kommt Ruhr vor, doch sah ich wenig schwere Fälle. Hämorrhoiden sind sehr häufig, ebenso eine Form von akutem und chronischem Muskelrheumatismus, den man dort „Zinkens" nennt, womit übrigens auch die Gelenk-Gicht (Arthritis deformans) bezeichnet wird. Die rheumatischen Krankheiten stehen wohl im Zusammenhange mit der einförmigen Fleischkost, da Gemüse und auch Früchte an vielen Stellen den größeren Teil des Jahres hindurch sehr rar sind, mit Ausnahme von Kürbis. Auch das windige Klima und die täglichen hohen Temperatur-Schwankungen mögen zu rheumatischen Leiden disponieren. Eine Krankheit, die in Deutschland glücklicher Weise fast unbekannt ist, kommt nicht ganz selten vor, der echte Aussatz. Er soll bei längerem Zusammenleben anstecken, wird auch auf einseitige Ernährung mit gesalzenen

Fischen zurückgeführt. Ansteckende Geschlechtskrankheiten kommen fast nur bei den Farbigen vor. Geisteskrankheiten sind außerordentlich selten.

Schon lange hatte ich eine Reise von Troe=Troe nach Klein=Namaqualand geplant, zumal Dom Piet mir erzählt hatte, daß die Buren in den „Kamiesbergen" sehr gern einmal einen afrikanisch sprechenden Arzt bei sich sähen. Im Anfang Mai führte ich also meinen Plan aus und fuhr mit meinem Medizinkasten und einem kleinen Koffer mit der Postkarre von Troe=Troe ab. Für gewöhnlich werden mit dieser zweirädrigen Postkarre, welche von vier Mauleseln gezogen und von einem Hottentotten gefahren wird, nur Säcke mit Briefen und Packeten befördert. Für mich blieb gerade noch ein schmales Stück des hinteren Sitzbrettes übrig, da auch neben mir ein großer Sack lag, auf welchen ich mich stützen konnte. Der Weg ist zum großen Teil steinig, denn Klein=Namaqualand ist mit Ausnahme des nordöstlichen Teils Gebirgsland. So hat man meist seine Not, nicht aus der Karre geschleudert zu werden. Daher hatte ich nach 20stündiger Fahrt mit kurzem Aus= und Umspannen vorläufig genug und unterbrach meine Fahrt in Garies, wo ich im Hause des jüdischen Händlers eine Woche Rast machte. Von hier wurde ich zu einigen Patienten geholt. Da jedoch die Frühlingsregen begonnen hatten, und die Buren ihre Pferde und Maulesel zum Pflügen benötigten, so konnte ich weniger Burenplätze der Kamiesberge besuchen, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Von der Landschaft ist sehr wenig zu sagen; ödere Steinwüsten als diese Berge kann man sich garnicht vorstellen. An einigen Schluchten und Abhängen wuchsen starre Aloë=Bäume in größeren Gruppen; in den ebeneren Teilen strauchartige Euphorbien.

Von Garies bis noch Ookiep waren wieder zwanzig Stunden zu fahren. Die erst seit kurzem, und auch nur spärlich fallenden Regen hatten die vielen Lilien und sonstigen Zwiebelgewächse des Feldes noch nicht herauslocken können. Stellenweis überzog jedoch ein zartgrüner Hauch die Landschaft und bei näherem Zusehen fand man zahllose Sauerkleearten mit gelben, rosaroten und weißen Blüten, die Vorboten des Frühlings. In den Betten der wenigen Regenflüsse, die wir passierten, wuchs nichts als die Acacia horrida bis zu 20 Fuß Höhe, in sehr lichtem Bestande oder vielmehr in einzelnen Exemplaren, wovon viele umgestürzt waren und ein Zeugnis ablegten, mit welcher Gewalt zu gewissen Zeiten hier die Wassermassen herabstürmen, während für gewöhnlich oberirdisch kein Tropfen Wasser sichtbar ist.

Springbokfontein ist nur noch von Bedeutung als Magistratssitz, da seine Kupferminen eingegangen sind. Ookiep ist der bedeutendste Minenplatz; danach Spektakel und Steinkopf. Dieser Minendistrikt ist so zu sagen eine englische Kolonie innerhalb des Burischen. Eine Schilderung meiner Namaquareise und eine eingehende Beschreibung der Kupfererz-Gewinnung habe ich s. Z. im „Export" (1885, Nr. 32) veröffentlicht. Die Abende verlebte ich meist mit den jungen Leuten von Ookiep in ihren Klubs. Zuerst veranstalteten wir einen echten deutschen Kneipabend, an welchem sich auch Holländer, Schweizer und Oesterreicher beteiligten, ganz Alldeutschland war versammelt! Als dann kein Tropfen deutsches Bier mehr aufzutreiben war, vertilgten wir sämtliches in Ookiep vorrätige Ale und Porter und wären wohl noch auf den Schnaps gekommen, wenn ich mich nicht zurückgezogen hätte, um mich erst einige Tage zu erholen und die Natur der Umgegend zu besichtigen. Allein auch hier herrschte eine un-

endliche Oede bis nach dem „Großen" Flusse (Oranje Rivier) hin; als fast einzige Ausbeute brachte ich eine Anzahl 4 Zoll langer Skorpione und einige Spinnen mit, sowie vom südlichen Teile Namaqualands eine äußerst bizarr aussehende Dornheuschrecke, eine neuentdeckte Art, welche später den Namen Hetrodes Bachmanni erhielt. Die Skorpione grub ich mit einigen Damaras zusammen aus ihren zickzackförmigen Erdgängen vermittels eiserner Stangen aus.

Schließlich war ich froh, aus Okiep fortzukommen, wo wenig afrikanisches Originalleben herrscht und man in den Hotels ziemlich teuer aufgehoben ist. An die Rückreise habe ich später noch lange mit dem eigentümlichen Vergnügen gedacht, mit welchem man sich gehabter Schmerzen erinnert. Vierzig Stunden fast ohne Aufenthalt auf einer ganz erbärmlichen zweirädrigen Karre, deren Klappdeck unbrauchbar geworden war, sodaß es sich nicht mehr aufschlagen ließ; dazu völlig schlappe, abgenutzte Federn, die Einen jeden Stein fühlen ließen; zwei lange kalte Nächte, eine davon mit Nebel und Wind, die zweite sternklar und deshalb um so kälter; das alles war ein bischen zu viel und ein würdiger Abschluß der Reise nach dem elenden Namaqualand. Von solcher afrikanischen Winterkälte macht man sich gar keinen Begriff, wenn man sie nicht selbst gekostet hat; ich will zehnmal lieber eine ehrliche nordische Kälte mit Schneegestöber oder eisigem Winde aushalten. Trotzdem das Thermometer kaum unter den Gefrierpunkt sinkt, strahlt der Körper soviel von seiner inneren Wärme in den völlig klaren Himmelsraum aus, daß man bis ins Mark der Knochen zu erstarren glaubt und sich vor Frost schüttelt. Wenn man nun dabei die Hände benötigt, um sich in der Karre beständig festzuhalten, sodaß man sich nicht die Wolldecke über Hände und Haupt halten kann, wie

man gern möchte, so ist das eine höchst qualvolle Situation. Außerdem war ich nicht genügend mit Proviant versehen, da bei dem geschärften Appetit alle Vorräte unglaublich schnell verschwanden. Unglücklicher Weise traf ich auch bei den wenigen Haltestellen meist nicht zur Essenszeit der Buren und Hottentotten ein, und so konnte ich nicht gut um mehr bitten, als um Kaffee, Brot und Schaffett.

Beim Büffels-Fluß kamen wir nachts an. In kürzester Zeit hatte der Junge ein Feuer angemacht, da reichlich trockene Akazien vorhanden waren. Zudem gab es am Rande des Flußbettes eine Menge jener abgestorbenen und entwurzelten, vollständig zu großen Kugeln eingerollten Wolfsmilchbüsche, welche in jenen Gegenden bei Ostwind als Steppenhexen über die Karru rollen, einen unheimlichen Anblick gewährend. Von ihnen schleppten wir Massen herbei und bald prasselten die Flammen wohl 30 Fuß hoch und beleuchteten um uns die wildgestalteten Dornbäume. Wir hüllten uns in unsere Decken und rasteten eine Stunde, während die Schakale und Hyänen in der grausigen Wildnis ein vielstimmiges Geheul anstimmten.

Ich begrüßte Troe-Troe in der Morgendämmerung nach all den Leiden mit einer unbeschreiblichen Freude. Kaum konnte ich jedoch meine starren Glieder aus der Karre schleppen. Doch ein warmes Bad, mein gutes Bett und einige Tassen afrikanischen Buschthees erquickten mich bald und ließen mich allmählich die Qualen der Reise vergessen.

Im Sommer betrieben wir zu Troe-Troe besonders zwei Arten von Jagden, die meist sehr ergiebig ausfielen. In der Karru leben zu dieser Zeit tausende und abertausende einer Art Wüstenhühner, das sogen. Namaqua-Rebhuhn. Da sie dort kein Wasser finden, so fliegen sie jeden

Morgen nach bestimmten Trinkplätzen. So kamen auch gegen zweitausend jeden Morgen zwischen 6 und 7 Uhr nach einer Quelle im Flußbette bei Troe-Troe. Wir hatten uns dortselbst aus Dornhecken einen Versteck errichten lassen, aus welchem heraus wir schossen, sobald sich die Tiere am Wasser niedergelassen hatten. Wir brachten regelmäßig Dutzende von ihnen heim; einmal sah ich einen unserer Dorfbewohner in seiner Karre mit 87 Stück zurückkehren, die er an demselben Morgen mit wenigen Schüssen erlegt hatte. Wegen ihres Rufes beim Fliegen heißen die hübschen Tierchen auch „Kelchie wyn", doch hörte ich viel deutlicher die englischen Worte pretty war heraus. Ihr Fleisch ist etwas trocken, aber sehr schmackhaft.

Ebenso ergiebig war die Wachteljagd. Die Wachtel (holl.: kwartel), welche bekanntlich wie ein kleines Rebhuhn aussieht, bringt hier hauptsächlich die Monate des heranreifenden Getreides und der Ernte in den Getreidefeldern zu. Ob sie aus dem Innern Afrikas oder gar aus Europa kommt, konnte ich bisher nicht erfahren. Man schießt sie mit schwachgeladenen Patronen feinen Hagels, indem man zu mehreren in 15—20 Schritt Abstand ganz langsam durch die Kornfelder pirscht, von einem Hunde oder einem Hottentott begleitet. Bei einiger Uebung sind Fehlschüsse auf die vor Fett unbeholfen fliegenden Tierchen selten, doch kommen andererseits auch Dubletten nicht oft vor. Gewöhnlich bedeutet jeder Schuß eine Wachtel. Wenn auch sehr wenig Pulver zu einem Schuß gehört, so gilt dem Afrikaner doch ein Schuß für ein so kleines Tier eine Verschwendung, welche sich nur Leckermäuler wie der Pastor und der Doktor leisten.

Als ich etwa 8 Monate in Troe-Troe verbracht hatte, ging ich mit mir zu Rate, ob ich das immer einförmiger werdende Leben noch weiter fortsetzen sollte. Große Er-

sparnisse waren dort nicht zu machen, da meine, wenn auch noch so herabgeschraubten europäischen Bedürfnisse die Ueberschüsse aufzehrten, wenn auch die Praxis weiter zufriedenstellend bleiben sollte. Es kamen nun auch etwa 5 Monate, welche erfahrungsmäßig in jenen Distrikten eine „epidemische Gesundheit" und damit für den Arzt weder Einnahmen noch Beschäftigung brachten. Der Mangel an Thätigkeit und besonders auch an geistiger Anregung, an jenen psychischen Reizen, welche für uns neben allen materiellen Bedürfnissen doch auch zum Leben gehören, war es hauptsächlich, welcher nach reiflicher Ueberlegung schließlich den Ausschlag gab und mich bestimmte, den Ort zu verlassen. Gern hätte ich zwar noch den Winter, die Vegetationszeit der Pflanzenwelt, mitgemacht, um noch mein Herbarium zu bereichern, welches aus Troe-Troe wenig Zuwachs erhalten hatte. Doch schließlich bestimmte mich zum Verlassen des Platzes schon im Mai, kurz nach meiner Rückkehr aus Namaqualand, ein dringendes Schreiben vom Kollegen Bremer aus Hopefield, in welchem ich aufgefordert wurde, mit ihm in Kompagnie zu gehen, um auf diese Weise seine große, immer schwieriger gegen den Ansturm des Afrikanertums zu verteidigende Praxis aufrecht zu erhalten, und die für ihn unerträglich gewordene Arbeitslast mit ihm zu teilen. Aerztliches Praktizieren in „maatschappy" ist übrigens etwas sehr Gewöhnliches in den etwas bewohnteren Distrikten der Kapkolonie. Und so ließ ich mich dazu bestimmen.

Am schwersten wurde mir der Abschied von Faures, van Rhyns und den anderen guten Leuten in Troe-Troe. Oom Piet hatte noch einige Versuche gemacht, mich zu halten, indem er versprach, mir ein eigenes Haus zu bauen. Auch kam er mit einer Deputation mehrerer Bewohner des Ortes in feierlichem Schwarz und überreichte

mir eine Adresse mit 42 Unterschriften, welche mich bewegen sollte, sie doch nicht zu verlassen. Schwer, recht schwer wurde es mir, auf meinem Plane zu verharren; doch war ich nun einmal entschlossen, wegzuziehen. Später gelang es mir übrigens, ihnen einen jungen schottischen Arzt zuzusenden, der auch meine zurückgelassene Apotheken-einrichtung mit Drogenvorrat für 35 Pfd. Sterl. käuflich übernahm. Dr. Campbell bewies eine höhere Fähigkeit und besseren Willen, sich zu acclimatisieren; wie ich hörte, verheiratete er sich nämlich später in Troe-Troe mit einer Tochter des Landes.

VI. Kapitel.

Hopefield.

In Hopefield und in dem 4 Stunden südöstlich davon gelegenen Moorreesburg im Schwarzlande verlebte ich nun noch $3^1/_2$ Jahre und führte in der ärztlichen Praxis ein rauhes und anstrengendes, aber gesundes Reise- und Jagdleben. Dr. Bremer und ich hatten keine leichte Aufgabe, unser Gebiet zu beherrschen. Hopefield bildete unsere Zentrale, hier stand die Haupt-Apotheke und wir trafen uns hier, wo auch meines Partners Familie lebte, einen bis zwei Tage in der Woche. In der übrigen Zeit bereiste Dr. Bremer das Gebiet nach N. W., ich nach S. O. In beiden Gebietsteilen hatten wir je eine Nebenapotheke II. Ordnung errichtet, die erste in St. Helena-Bai, die zweite in Moorreesburg. Schließlich hatten wir kleinere Drogenvorräte, also gewissermaßen Apotheken III. Ordnung, auf mehreren Bauerhöfen aufgestellt, wo wir nur zu Pferde an regelmäßigen Terminen Sprechstunden abhielten. Zu diesem Betriebe in einem Gebiete, welches den Flächeninhalt des Großherzogtums Oldenburg hatte, hielten wir 12 Wagen- und Reitpferde sowie mehrere Maulesel, auch eine Herde Schafe zur Beköstigung für uns und unsere Bediensteten. Wir trieben auch Landwirtschaft, um für unsere Pferde Hafer und Roggen zu bauen. Kurzum, es war ein riesiges „Geschäft", denn anders kann man diese Art Praxis nicht nennen. Wir

rechneten mit gebuchten Jahreseinnahmen von 50—60 000 Mark und hielten auch einen Clerk zur Führung unserer Geschäftsbücher. Das sorglose Leben von Troe-Troe war nun dahin. Man hätte ja aber gern Sorge und Mühe auf sich genommen, das Schlimmste war nur, daß trotz alledem eine stete Geldnot herrschte. Der Mangel an Bargeld im Lande, die stetige Zunahme des Kreditsystems mit seinen Papierchen und Bankgeschäften, das war das drückendste bei der ganzen Sache. Während wir früher gehofft hatten, einige regenreiche Jahre würden einen entscheidenden Wandel schaffen, war es von Jahr zu Jahr nur schlimmer geworden. Wir mußten uns allmählich überzeugen, daß der Grund der Depression, an welcher ganz Südafrika litt, doch tiefer läge. Ueberall krachte es im Lande, die früher bestsituierten Farmer erklärten ihren Bankerott und blieben nur dem Anscheine nach Herren ihrer Plätze, während sie thatsächlich für Kapitalisten in Kapstadt arbeiteten. Besonders erwarb zu jener Zeit ein äußerst schlauer Fischereibesitzer an der St. Helena-Bai, ein Analphabet farbigen Blutes, Stephan mit Namen, dem alle Mittel zum Reichtum recht waren, eine Farm nach der anderen. Statt des aus Transvaal stammenden Verschens: „Die springhaan en die droegte ligg zwaar op onze land", sang man zu jener Zeit: „Die grootbaas en die droegte..." wobei männiglich wußte, wer unter dem großen Herrn zu verstehen sei. Es war, als ob ein schwerer Sturm über das Land gehe; jeder, der hochgestanden hatte, und sich durch die vergangenen goldenen Zeiten der Diamanten und Straußfedern zu einem anspruchsvolleren Leben und neuen Unternehmungen hatte verleiten lassen, wurde gebrochen und niedergedrückt; nur die ganz Niedrigen, welche in äußerster Anspruchslosigkeit von Hammelfleisch, Salzfisch, Brot und Kürbis lebten,

alle Kleidung im Hause verfertigten, keine oder fast keine Bedürfnisse von Kapstadt bezogen, vom frühen Morgen an im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten, sodaß sie ihre Produkte und Vieh zu äußerst billigen Preisen abgeben konnten, blieben wirtschaftlich bestehen — der Sturm brauste über sie hinweg. Aber bei ihnen war für den Doktor natürlich nichts zu verdienen. Wir bekamen allmählich unsere Außenstände höchstens noch in Naturalien und Vieh oder in Wechseln ein, deren Honorierung auf den Banken die größten Schwierigkeiten machte.

Als schließlich die Anstrengungen einer solchen Praxis unsere durch die Unlust an unproduktiver Arbeit geminderten Kräfte überstiegen, da man ja nicht mehr wußte, wofür man sich solche Strapazen auferlegte, teilten wir das Praxisgebiet, indem wir unsere Kompagnie auflösten. So führte ich in dem letzten Jahre ein etwas ruhigeres und beschaulicheres Leben und konnte mich wieder mehr der Naturbeobachtung und dem Sammeln von Pflanzen und Tieren widmen, sodaß diese Zeit für die Lieferung von Naturobjekten an die deutschen Museen ziemlich ergiebig war. Aus dieser Zeit stammen auch viele Briefe, Tagebücher und Aufsätze von mir über Land und Leute,*) für deren Beurteilung ich nun schon tieferes Verständnis gewonnen hatte.

Aus diesen Aufzeichnungen will ich in folgendem einige wenige mitteilen, bevor wir der Kapkolonie Lebewohl sagen und uns nach Natal und Pondoland wenden.

Der in folgendem von mir zu beschreibende Gebietsteil, die Gegend im weiteren Umkreise von Hopefield,

*) So schrieb ich damals eine Skizze über die dunkelhäutige Bevölkerung des Landes, welche später, im Jahre 1899, von Herrn Prof. R. Virchow der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vorgelegt und auch in deren Verhandlungen abgedruckt wurde, unter dem Titel: „Die Hottentotten der Kapkolonie, ein ethnographisches Genre-Bild“.

scheidet sich deutlich in einen nördlichen sandigen und in einen südlichen Teil mit hartem Boden. Der Boden um Hopefield, besonders nach dem Meere zu, besteht aus Sand. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß dieses reiner, weißer Flugsand vom Strande ist, weil gerade der nördliche, sandige Teil unseres Gebietes von der Küste her wenig durch Hügel geschützt ist, und der vorherrschende Wind hier der Westwind ist. Auch habe ich das Wandern des Sandes über das Buschfeld mit eigenen Augen beobachtet. So wanderte an einer Stelle zwischen Hopefield und der Saldanha-Bai der Sand in dem windigen Sommer 1886/87 etwa 100 Schritt.

Für den Europäer ist es nun höchst erstaunlich, die reiche, ursprüngliche Pflanzenwelt auf diesem weißen Sande zu sehen, da sich derselbe in nichts von dem berühmten märkischen Sande unterscheidet. Das sandige Buschfeld der Umgegend der Saldanha-Bai, das sogen. „Baaische Veldt" ist ein wahrer Garten schönblühender und duftender Sträuche und herrlicher farbenprächtiger Kräuter und Zwiebelgewächse.

Noch mehr erstaunt man aber, wenn man von der Fruchtbarkeit hört, mit welcher unsere europäischen Getreidearten, besonders Roggen und auch Weizen, auf diesem vermeintlich sterilen Sande gedeihen, selbst ohne künstliche Düngung eine oft sechzigfältige Ernte erzeugend.

Diese höchst auffallende Beobachtung brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß die Ernährungstheorie, welche ich auf der Universität gelernt hatte, und welche wohl größtenteils von Liebig herstammt, doch nicht alle biologischen Erscheinungen erklärt. Die Fruchtbarkeit des Sandbodens läßt sich nicht durch den Stickstoffgehalt erklären, auch nicht allein durch den mineralischen Gehalt desselben; vielmehr müssen wir annehmen, daß die Sonnenstrahlen an sich Energien bilden. Später kam ich

zu einer ähnlichen Ueberzeugung in Bezug auf die Bevölkerung warmer Zonen. Auch bei ihr ist der Stickstoffgehalt der Nahrung und überhaupt die letztere nicht allein die Quelle der Muskelkraft, sondern gewiß auch das Licht und die Wärme der Sonne. Wie könnten sonst die Neger bei dem oft außerordentlichen geringen Kalorien-Wert ihrer Nahrung solche bedeutende Spannkräfte entwickeln?

Diese Beobachtungen schienen mir für unsere Gesundheitspflege sehr fruchtbringend.

Die kapsche Flora hat, wie schon erwähnt, die Eigentümlichkeit, daß sie sehr mannigfaltig ist; in räumlich nicht so sehr entfernt gelegenen Gebieten finden wir oft einen sehr verschiedenen Charakter der Vegetation. Früher habe ich diesen Umstand der Verschiedenheit des Bodens zuschreiben zu müssen geglaubt; nach längerer Beobachtung kann ich aber erklären, daß hier in Südafrika als Ursache dieser Eigenart der Pflanzenwelt viel mehr entwickelungsgeschichtliche und meteorologische, als geologische Verhältnisse in Betracht kommen müssen.

Was dem ganzen Gebiete gemeinsam als eigentümlich zukommt, das ist die ununterbrochene immergrüne Strauchvegetation, nur von Menschenhand stellenweis gelichtet, eine Vegetation, die nur an Höhe wechselt zwischen zehn Fuß (hinter den Dünen und im Thale des Berg-Flusses) und zwei bis drei Fuß im sogenannten „Zwartlande", nördlich von Malmesbury. Die Bergabhänge im Osten dagegen sind anscheinend kahl vom Fuße bis zu den Gipfeln, doch versteckt sich eine strauch- bis baumartige Vegetation in den tieferen Ravinen, dort Feuchtigkeit und Schutz vor dem Winde suchend.

Der Berg-Fluß hingegen bietet ein ganz anderes Bild. Hier bilden Strauchbäume von fünfzehn bis

zwanzig Fuß Höhe längs des Ufers eine ziemlich dichte Vegetation. Es sind die mannigfaltigsten Arten immergrüner Strauchformen, die in ihren gruppenartigen Anordnungen einen lieblichen, ja oft parkartigen Eindruck machen. Für einige Strecken charakteristisch ist eine Art Weide (Salix capensis), sehr an Salix triandra erinnernd. Akazien finden sich am Berg-Flusse nicht. Hin und wieder wächst hier jedoch der Podocarpus (Geelhout=Gelbholz), ein mit dem Taxus verwandtes strauch- oder baumförmiges Nadelholz, doch ohne eigentliche Nadeln, sondern mit einer an Liguster erinnernden Blattform.

Von eingeführten Baumarten gedeihen an den regenreichsten und an einigen quelligen Stellen, sowie an vor Wind geschützten Orten fast alle Bäume der gemäßigten und teilweise auch der heißen Zone. Der bei weitem größte Teil unseres Gebietes ist jedoch schwer mit Bäumen zu bepflanzen, und es sind nur zwei Baumgattungen, beide Australier, die mit ihren lederartigen, ich möchte fast sagen, blechartigen Blättern der Trockenheit und besonders dem anhaltenden, trockenen und warmen Winde widerstehen können. Auch diese Bäume haben meist kein ganz normales Aussehen, sondern sind gewöhnlich, wie eine Wetterfahne, nach einer Seite geweht, und zwar stets nach der Süd-Ost-Seite, weil der bei weitem häufigste und stärkste Wind der Nord-West-Wind ist. Diese beiden Baumgattungen sind der Eucalyptus (besonders die Art E. globulus), in Deutschland bekannt als Fieberheil- oder Blaugummibaum, und dort zuweilen in Töpfen gezogen, und in zweiter Reihe mehrere Akazien (vorzüglich die Art Acacia saligna).

Der Eucalyptus gedeiht sowohl im Sande als auf hartem Boden, die Acacia saligna hingegen scheint Sand vorzuziehen. Beide Bäume sind fast überall schwer über

den ersten Sommer hinwegzubringen und erfordern zu dieser Zeit tägliches Begießen und Schutz vor dem austrocknenden Winde.

Hier ist noch ein eigenartiger Baum zu erwähnen, der zwar ursprünglich aus Argentinien eingeführt wurde, jetzt aber hier so eingebürgert ist, daß er an vielen Orten zum Charakter der Landschaft gehört. Von Kapstadt bis zum Orangefluß kann ich mir nicht die primitivste Hottentottenhütte denken ohne diesen Begleiter. Es ist der sogen. Tabákboom (Nicotiana glauca), ein Strauch oder Baum bis zu 15 Fuß Höhe, mit blaugrünem Laube, an den in Trauben stehenden gelben Blüten sofort als eine Tabakart kenntlich, wenn auch nicht zum Rauchen geeignet. Dieser Baum bildet ein merkwürdiges Beispiel von wahrer Einbürgerung. Er ist hier gewissermaßen ein Freund und Gefährte des Ureinwohners geworden und folgt ihm nach Gegenden, wo sonst wegen des dürren Bodens fast kein Baum gedeihen will.

Ich beobachtete ihn stets nur in der Nähe menschlicher Wohnungen oder längs des Laufes der Regenflüsse. Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich erwähnen, daß der Baum nicht etwa durch anhaftenden Samen dem Menschen folgt, wie manche Unkräuter, sondern der Hottentott säet ihn aus, weil er seinerseits Gefallen an dem Baume zu finden scheint, und auch seine fleischigen Blätter zu kühlenden Umschlägen (also als Eisbeutel) bei entzündlichen Affektionen braucht. Von einem Exemplar bildet sich aber in kurzer Zeit oft schon ein kleiner Bestand, man wird gewahr, daß dieser Baum für das hiesige Klima vorzüglich geeignet ist, wie kein anderer. Längs der Wasserläufe pflanzt er sich durch Samen spontan fort.

Die einheimische Buschvegetation ist außerordentlich artenreich, es kommen hier hunderte von Arten in Be-

tracht, wie ja der Strauch in Südafrika die vorherrschende Pflanzenform ist. Fast alle sind immergrün. Nur sehr wenige Arten verlieren im Sommer, der Schlummerzeit der Vegetation, ihre Blätter. Von wirklich geselliglebenden, d. h. wenigstens auf große Strecken vorherrschenden Arten von Sträuchern ist mir fast nur der blaugrüne Rhinozerosbusch (Renosterbosch, botan.: Elythropappus Rhinocerotis) bekannt, der ausschließlich dem harten Grunde des südlichen Gebietsteiles angehört, besonders der Gegend um Malmesbury. In seinem Aussehen gleicht er sehr einer Tamariske.

In der nördlichen, sandigen Gebietshälfte giebt es hingegen keine solche Charakterpflanze wie den Elythropappus. Ich müßte als gleichhäufig dann sofort Dutzende von Straucharten erwähnen. Höchstens könnte ich eine zur Familie der Proteaceen gehörige Art der Gattung Leucospermum nennen, die mit ihrem silberweißen Laube und gelben Blütenknöpfen (daher „Knopboss" genannt) oft größeren Strecken ein eigenes Gepräge verleiht. Doch sonst sind die Sandstrecken ein wahrer botanischer Garten von Straucharten, im Winter (der Regenzeit) auch von dazwischen emporschießenden, in allen Farben prangenden Blumen. Aehnlich wie im südlichen Teil das starre hohe „Fahlgras", doch bei weitem zahlreicher und oft als fast vorherrschend, sei hier im Sande einer Pflanzenfamilie erwähnt, die dem Laien als Binse oder Rietgras imponieren würde. Es sind dies hunderte von Arten der Familie der „Restiaceen", hier „Riet" genannt und zum Dachdecken unschätzbar.

Wenn man vom unmittelbaren Meeresstrande absieht, sowie von einigen kleinen bracktischen Strecken, ferner von Stellen, die durch ihren Felsboden und Steilheit das Pflügen unmöglich machen, so ist das gesamte genannte

Ländern, die uns durch die Geschichte nicht überliefert wurden.*)

Ueber die hiesigen Jahreszeiten muß ich noch einige erläuternde Worte sagen, da ihr Verhalten für den Europäer nicht ohne Weiteres verständlich ist. Wie schon in dem Kapitel über Kapstadt angedeutet, haben wir hier zwei Jahreszeiten. Wir könnten die Uebergänge derselben mit Frühling und Herbst bezeichnen, kommen dann aber in Kollision mit den Begriffen, die wir in Europa mit diesen Namen verbinden, und deshalb spricht man hier auch nie von Frühling und Herbst; höchstens kann man Oktober bis Dezember Herbst nennen, aber man darf dann nur an die Eigenschaften des Herbstes denken, daß er die Feldfrüchte zeitigt, und daß sich die Zahl der blühenden Gewächse vermindert (eine Folge der Trockenheit), aber an Abfallen des Laubes und besonders an eintretende Kälte darf man beim hiesigen Herbst nicht denken. Wir thun daher besser, das hiesige Jahr in einen feuchten und einen trockenen Abschnitt zu teilen, oder nach den Wirkungen des Wassers in eine Vegetationszeit und eine Zeit der Ruhe der Vegetation oder ihres Sommerschlafes.

Merkwürdig ist es, daß man im Westen und Osten von Südafrika nicht dieselben Jahreszeiten hat, trotzdem wir unter derselben geographischen Breite wohnen. Wie vorhin schon angedeutet, haben unsere Nachbarn im Osten einen trockenen Winter und dann einen feuchten Sommer. Der Grund dieser klimatischen Verschiedenheit zwischen dem W. und O. von Südafrika liegt an der Beeinflussung einerseits durch eine kalte antarktische Strömung, anderseits durch den warmen Madagaskar-Strom.

*) Wer sich mit diesen sehr interessanten Fragen der Kulturgeschichte näher befassen will, den verweise ich auf das höchst bedeutende Buch von Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere u. s. w.

Die Grenze dieser Sommerregen im N. O. von unserem Gebiete liegt etwas vor Groß-Buschmannland. An meinem früheren Wohnsitze Troe-Troe im nördlichen Teile des Distriktes Clanwilliam beobachtete ich oft im Januar und Februar, wo wir die größte Hitze und Trockenheit und natürlich fast vollständiges Ruhen der Vegetation hatten, die merkwürdige Erscheinung tagelangen Sinkens des Barometers. Als Ursache davon fand ich bald Gewitterwolken im fernsten N.O. heraus, auch konnten wir zuweilen abends dort Wetterleuchten beobachten. Ja es kommt dort sogar vor, daß sich diese Gewitterregen des östlichen Regen-Sommers bis nach Troe-Troe sozusagen hinüber verirren. So hatten wir im Februar 1884 einen Gewitterregen dort, welcher mehrere Mauern von neugebauten Häusern (man baut hier mit ungebranntem Lehm und überläßt das Brennen der Sonne) niederwusch und eine große Menge Karrublümchen und Strauchblüten aus ihrem Sommerschlafe hervorlockte, um sie dann unbarmherzig von der Sonne verdorren zu lassen.

Doch wir kehren zu unserm Gebiete zurück. Regen sind also, von ganz kleinen Böen abgesehen, bis Mai sehr selten. Im Februar, besonders aber im März und April sind Morgennebel dagegen häufig und wirken schon ein wenig zur Wiedererweckung der Vegetation.

An feuchten Stellen mit quelligem Grunde, wie solche besonders in einigen Thälern am Rand der Berge vorkommen, seltener in der Ebene, ruht die Vegetation natürlich das ganze Jahr über nicht, ebenso an den Ufern der perennierenden Flüsse, und teilweise auch im Sande der Betten von Regenflüssen, denn auch hier ist das ganze Jahr hindurch Wasser vorhanden, wenn auch nicht sichtbar, so doch in geringer Tiefe unter dem Sande zu finden.

Man kann die Regenflüsse in diesem Lande mit demselben Rechte als unterirdische perennierende Flüsse bezeichnen.

Das ganze von uns bis jetzt nach seinen Naturanlagen in großen Zügen und Andeutungen betrachtete Gebiet ist das Eigentum von Privaten geworden. Kronländereien, wie im Innern und im Norden der Kolonie, sind hier nicht mehr vorhanden. Ausnahmen bilden einige Guano-Inseln und einige natürliche Salzpfannen.

Die Größe der Bauernhöfe ist sehr verschieden. Im südlichen Teile besitzen einige mir bekannte Farmer 4 bis 5000 engl. Acres, am Olifantenfluß kenne ich eine Farm von 8000, das werden wohl die größten sein. Die meisten rangieren zwischen 200 und 2000 Acres. Auch in der Beschaffenheit der Wohnhäuser findet man die größten Verschiedenheiten. Der Reisende trifft in den kultivirtesten Teilen des südlichen Gebietsteiles, ich will hier von den Luxusfarmen nach Kapstadt zu absehen, zuweilen selbst zweistöckige Wohnhäuser an, die von einem sauberen Blumengarten und üppigem Baumwuchs umgeben, mit einer cementierten Veranda und großen Fenstern mit grünen Blendern versehen sind; der eingetretene Besucher wird von dem sauber gekleideten braunen Hausmädchen ins stilvoll möblierte Parlour geführt, und nachdem er mehr oder weniger lange antichambriert hat, unterhält er sich mit den modisch gekleideten Ladies in Englisch, während dieselben doch vielleicht unter sich sonst nur afrikanisch „praaten". Hingegen tritt Einem vor der niedrigen Lehmhütte ohne Fensterscheiben des einfältigen Pächters im „Roten Schwarzlande" (eines Teiles des Zwartlands, wegen seines roten Bodens so genannt) oder vor der Riethütte der Piquetbergschen Ebene, wo statt der Fenster die stets offenstehende Thür das nötige Himmelslicht einfallen läßt, der gutmütige, aber mit seiner niederen tiefhaarigen

Stirn entschieden idiotisch aussehende Bur mit freundlich zum Gruß ausgestreckter Hand entgegen und fragt, ob „Neef" oder „Oom" absatteln oder ausspannen will. Wenn man die Pferde besorgt gesehen hat und in die niedere Hütte eingetreten ist, strecken sich Einem von allen Seiten Hände entgegen, Frauenhände, Kinderhände, Mädchenhände, und man wird angestaunt und gutmütig-neugierig ausgefragt. Die ganze Familie schläft in unbegreiflich-ursprünglicher Weise in demselben einzigen Raume zusammen, der nur mit einer Gardine in zwei Teile geteilt ist. Oft schläft noch ein schmutziges Hottentottenmädchen mit den Kindern zusammen, in ihren Kleidern auf der bloßen Erde, nur im Winter mit einigen Felldecken versehen. Auch die Knaben und Männer entledigen sich selten beim Schlafen ihrer Kleider, im Sommer kampieren sie auch nachts oft im Freien. Häuser mit nur einem Raum bilden natürlich die Ausnahme, ich habe sie nur als Extreme geschildert. Glücklicherweise sind alle Häuser gut ventiliert, denn es kommt beim Bau derselben nicht auf Löcher unter dem Dache und neben der Thür an, auch läßt das Dach selbst die Luft gut durch, wenn es aus Riet oder Stroh hergestellt ist. So ist denn die Hütte luftig wie ein Korb, besonders da der Wind, oder wenigstens eine sanfte Luft, fast immer weht.

Ein Bauernhaus auf einer Farm von mittlerer Größe dagegen, ich meine das Haus, worin der Besitzer selbst wohnt, ist ein gewöhnlich von ungebranntem Lehm auf steinernem Fundamente aufgeführtes Gebäude, außen meist mit Kalk geweißt, mit drei bis vier hohen und großen Zimmern und einer Küche. Ein Stroh- oder Rietdach deckt das Haus. Daneben befinden sich zwei bis drei Ställe, Wagenhaus usw. und eventuell kleinere Wohnhäuser für die verheirateten Knechte. In der Entfernung

von einigen hundert Schritten stehen noch einige kleinere Hütten für die ständigen farbigen Arbeiter mit ihren Familien. Die Hottentotten werden ja hier von der weißen Bevölkerung sozusagen als unrein angesehen. Alle Räume des Hauses sind stets luftig und der Wind streicht möglichst durch, denn ohne Zug kann man es den größten Teil des Jahres nicht aushalten, schon der Menge von Stubenfliegen wegen. Die Wände sind meist geweißt, das Mobiliar ist spärlich und oft noch von guter alter Zeit, Generationen überdauernd, stark und derb. Gewöhnlich ist es von kapschem Holz (aus den Forsten des Distriktes Knysna, beinahe den einzigen Wäldern in Südafrika), in Kapstadt gut und billig zu haben, wie denn die Möbelfabrikation und Wagenmacherei zu den wenigen schon mit Erfolg betriebenen kolonialen Industriezweigen gehören. Doch findet man sehr häufig auch europäische Luxus-Möbel, die oft als Erinnerung an die Diamanten- und Vogel-Strauß-Zeiten bedenklich mit den schon seit Jahren zerbrochenen Fensterscheiben kontrastieren. Als Kuriosität seien die überall anzutreffenden bunten Wandbilder von gepreßtem Papier erwähnt, die Christus, die Jungfrau Maria und verschiedene Heilige, in den grellsten Farben gedruckt, darstellen. Man glaubt in einem katholischen Lande zu sein. Aber von Katholizismus haben die Leute doch kaum dem Namen nach eine Ahnung! Die Bilder werden meist von herumziehenden Hausierjuden verkauft.

Die Kinder besuchen gewöhnlich die Schule im nächsten Dorfe, wo sie oft einige Jahre in Pension bleiben, oder mehrere Farmer zusammen unterhalten einen Lehrer oder eine Lehrerin. Sie lernen holländisch und englisch lesen und ein wenig englisch sprechen, sowie einige andere elementare Kenntnisse. Das Hauptgewicht scheint, außer na-

türlich auf biblische Geschichte, stets auf Rechnen gelegt zu werden. Außerdem lernen die Kinder noch ein wenig weltliche Bildung neben der kirchlichen in den paar Monaten des Konfirmations-Unterrichts beim Prediger. Für viele Kinder, die keine Schule besuchten, ist dieser Unterricht der einzige, den sie ihr Lebelang genossen. In der Schule lernen die Kinder übrigens hier meist zwei Sachen, die unbegreiflicherweise in Deutschland zu sehr vernachlässigt werden, und doch besonders für Mädchen sehr wichtig sind: einen formgerechten leserlichen Brief schreiben, und ein Wirtschaftsbuch mit Debet und Credit führen. Merkwürdig! So könnten unsere deutschen Schulen selbst von diesen Halbwilden etwas lernen. Doch sonst will ich gestehen, daß die Schulbildung hier sehr, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Auch jetzt noch lernen im nördlichen Teile des Gebiets wohl nur $^2/_3$ der Kinder lesen und schreiben. Von den Erwachsenen können aber lange nicht die Hälfte diese edlen Künste wirklich ausüben. Jedenfalls jedoch ist die Schulbildung in erfreulichem Wachsen begriffen, wenn auch die schlechten Zeiten in den letzten Jahren auch hierin ungünstig eingewirkt haben. Die Schwierigkeiten, die Kinder hier etwas lernen zu lassen, sind wirklich bedeutend. Gewöhnlich kann der Vater seine Söhne nicht gut missen, da er sie auf der Farm gebraucht. „Wie kann ich denn Japie zur Schule schicken? Ich kann ihn nicht entbehren, er ist mein Viehwächter. Wer soll denn meine Rinder hüten?" Die Mädchen lernen im allgemeinen mehr, aus dem Leser nun leicht verständlichen Gründen. Wenn mehrere Knaben da sind, so wird gewöhnlich nur ein Teil der höheren Bildung einer Dorfschule teilhaftig.

Während der Farmer im südlichen Gebiet, welches meist aus hartem Boden, vielfach aus Lehm besteht, das

Material zum Hausbau dicht bei der Hand hat, liegen die Verhältnisse im Sandfelde nicht so günstig. Entweder muß man Steine brechen, die ja freilich an vielen Stellen nicht sehr tief unter dem Sande zu finden sind, und dann baut man ein solides Haus, welches nur etwas teurer zu stehen kommt, weil die Steine angefahren, Kalk gebrannt werden muß u. s. w., oder man baut ein Riethaus, das natürlich mehr als einfach ist und wie ein unvermittelt auf den Erdboden gesetztes Dach aussieht. In diesen Riethäusern leben jedoch nur die ärmsten Viehwächter, selbst die Pächter bauen sich meist ein kleines Steinhaus oder, besonders etwas weiter von der See entfernt, wo Lehm unter dem Sande zu finden ist, baut man Häuschen aus diesem Material, mit Riet oder Stroh gedeckt.

Bis einige Stunden von der See ab scheint die Unterlage des Sandes stets Kalkfels zu sein. Dieser Kalk giebt übrigens gebrannt einen sehr guten Mörtel und wird bis ziemlich weit landeinwärts verkauft.

Das Teuerste an einem Hause ist stets das Holzwerk, denn dieses muß im größten Teile unseres Gebietes von weit hergeholt werden. Auch für die geringste Hütte ist doch wenigstens eine Thür nötig, und einige, wenn auch noch so krumme Bäume, um das Dachgerüst zu bilden. Die geradesten, billigsten und nächstzuerlangenden Hölzer sind Kiefernstämme (von Pinus maritima und einigen verwandten Arten) meist von der nächsten Eisenbahnstation. Sie wachsen auf der Kapschen Halbinsel und an einigen anderen wasserreichen Plätzen. Für größere Gebäude kauft man das Zimmerholz für die Fenster- und Thür-Rahmen und -Flügel fertig in Kapstadt. Ich glaube, alles in dieser Branche wird fertig aus Europa importiert, vorzüglich aus Norwegen.

Ein Bauernhaus von mittlerer Größe, wie ich es vor-

hin flüchtig beschrieben, kostet dem Bauer trotz seiner Einfachheit 4—6000 Mark. Die Maurer-Arbeit wird meist von einem afrikanischen Handwerker vom nächsten Dorfe besorgt. Die Handwerkerpreise sind ungeheuer hoch und den Zeiten gar nicht mehr entsprechend. Das Kreditsystem ist an diesen unverhältnismäßigen Preisen schuld. Uebrigens hält der Bauer sehr darauf, daß „alles netjes gedaan", d. h. nett und sauber gearbeitet wird. Die ärmeren Bauern jedoch bauen sich ihre Hütten selbst und kaufen nur das Holzwerk, welches sie mit eigenem Fuhrwerk von der nächsten Eisenbahnstation anfahren und dann selbst einsetzen. Solche Hütten sind oft nicht sehr „netjes gedaan", sondern zeigen beträchtliche Abweichungen von der geraden Linie und dem rechten Winkel.

Um die weiße Bevölkerung des Landes, den Afrikander, der Vorstellung des Lesers noch näher zu führen, wollen wir sie nun betrachten. Da ist zunächst der junge Bauer, welcher dem geneigten Leser in der Person von Jan Niekerk aus Donkervley, einem 25jährigen Manne, vorgeführt werden mag.

Jan ist schon seit einigen Jahren verheiratet. Doch wohnt er mit Frau und Kind noch im Hause seines Vaters, an welches er für sich und seine kleine Familie einen Flügel von zwei Zimmern gebaut hat. Er wirtschaftet noch mit seinem Vater zusammen und dieser gilt ihm in jeder Beziehung als Autorität, nicht nur jetzt noch, sondern man kann sagen, solange als der alte Mann lebt. In Jan's Gesprächen ist das dritte Wort „Pa". „Pa hat es gesagt", dann muß es wahr sein; „Pa hat es gethan", dann muß es mustergültig sein. Und so ist auch ein Streit, selbst nur eine Meinungsverschiedenheit garnicht möglich; vielleicht wird der Sohn, solange als die Eltern leben, in demselben Hause mit ihnen wohnen, nur natür-

lich dem Vater schließlich die Zügel ganz aus der schwächer werdenden Hand nehmen. Die anderen Söhne bekommen meist Teile des Bauernhofes, oft leben sie aber alle zusammen auf derselben „Werft", d. h. auf demselben Hofe, ein Haus dicht bei dem anderen. Die Verträglichkeit und das nahe Zusammenhalten der Verwandten ist eine sehr merkwürdige Eigenschaft des afrikanischen Farmers. Ihr Charakter ist außerordentlich gutmütig, verträglich, weich; sie erscheinen uns von Gemütsart fast wie Kinder. Die Schattenseite dabei ist die Energielosigkeit und der Mangel an Temperament. Dieses gilt jedoch in geringerem Grade von dem durch seine Geschichte und sein kälteres Klima abgehärteten Buren von Transvaal.

Jan ist ein hochgewachsener, hübscher Bursche. Da ist keine Spur von überflüssiger Fett-Entwickelung an seinem elastischen Körper; alles gesunde Muskulatur. Um die Tauglichkeit dieses Leibes zu sehen, muß man ihn jedoch zu Pferde betrachten. Dann erst ist er in seinem Elemente. Sein Gesicht ist freundlich und wohlgeformt; wenn es auch meist wenig Intelligenz zeigt, so erinnert es doch nicht an die Stupidität, Plumpheit und Vierschrötigkeit eines europäischen Bauern, wie wir ihn uns mit Dreschflegel oder Mistgabel zu denken gewohnt sind. Seine Haltung ist nachlässig. Wenn er in Deutschland lebte, würde man ihn zur Garde ausheben, vielleicht zum Kürassier, obgleich sein Brustkasten nicht so geräumig ist, wie etwa der eines mecklenburgischen Bauernsohnes. Aber seine schlappe Haltung würde man ihm sehr bald abgewöhnen. Jan's Gesicht zeigt keinen Einfluß von Härten des Klimas, wie Regen, Kälte oder Sturm, nichts Wetterfestes. Sein Teint ist auch nicht von jener norddeutschen derben Röte, die oft ins Bläuliche übergeht, sondern meist ziemlich fein und gesund, natürlich mehr oder weniger sonnenver-

brannt. Der Bart entwickelt sich spät, oft spärlich. Doch sind gute Vollbärte nicht selten, die oft nur seitlich ein wenig gestutzt zu werden brauchten, um selbst eines gebildeten Menschen Auge zu befriedigen. Füße und Hände verraten nur wenig die Instrumentenartigkeit dieser Glieder bei einem europäischen Bauern. Erstere werden bei der fahrenden und reitenden Lebensweise sehr geschont und stecken außer in Socken in niedrigen Schuhen von weichem, getannten, braunen Leder. Kalte und nasse Füße kennt man hier fast garnicht. Abendliches Fußwaschen ist so regelmäßig wie bei den Orientalen. Auch die Hände sind für einen Bauern ziemlich wohlgeformt und nicht zu hart und abgearbeitet. Sie sollten es eigentlich etwas mehr sein. Aber das gröbste und meiste Werk verrichten hier doch stets die farbigen Arbeiter.

Weshalb habe ich aber nicht von Jan's Kleidung gesprochen? Es ist merkwürdig, erst nachdem ich mit Jan's Betrachtung zum Abschluß gekommen bin, fällt mir ein, daß ich nicht gesagt habe, daß er einen grauen, breitkrämpigen Filzhut trägt, Sonntags mit einem blauen Schleier umwunden, und eine Jacke und Hose von Drillich, braun oder grau von Farbe. Die braunen „Feldschuhe“ vollenden die Kleidung. Ich habe gewiß diese Beschreibung vorhin unwillkürlich weggelassen, und doch läßt sich ein guter Grund finden, warum ich so gethan. Die Ursache ist nämlich die: Jan's Körper beherrscht ganz entschieden seine Kleidung, die Kleider sind nicht die Hauptsache, wie bei manchem Städter in Europa, sondern der starke und doch geschmeidige, wohlgeformte und tüchtige Körper ist es. Auf die Kleider giebt man hier im allgemeinen auch sehr wenig. Jan zieht selbst Sonntags zur Kirche selten einen schwarzen Anzug an, meist nur neuere Drillichkleider, wie sie seine Mutter selbst im Hause näht.

Viele afrikanische Familien zeigen eine dunklere Hautfarbe als andere, und verraten auch in anderen Eigenschaften, daß ihr Blut mit dem der Urbevölkerung früher vermischt worden ist, wenn sie auch heute dieses gern in Abrede stellen. Niemand will eben von den Hottentotten abstammen. Wenn man hier einer Mutter eine große Schmeichelei sagen will — nächstdem, daß sie selbst sehr jung aussieht — muß man die Weiße der Haut ihrer Kinder loben. Besonders die Mädchen werden stets möglichst den Einflüssen der Sonnenstrahlen entzogen. Frauen kommen überhaupt nicht viel aus den Zimmern, da sie wenig Arbeit außer dem Hause verrichten; deshalb haben sie in der That gewöhnlich einen sehr weißen Teint und eine zarte Haut. Sie fahren nur zuweilen, den Kopf gegen die Sonne wohl verwahrt, des Sonntags zur Kirche und hin und wieder zu Nachbarsleuten zum Besuch. Im „Sandfelde" reiten junge Mädchen auch oft zum Besuche bei den Nachbarn, oft auf Herrensätteln, den rechten Steigbügel auf die linke Seite herübergeworfen.

Frauen verrichten nie schwere Arbeit. Von der hauptsächlich sitzenden Lebensweise haben verheiratete Frauen, die ja in allen Ländern schon von Natur zur Fettleibigkeit neigen — wenn sie nicht ganz mager werden — gewöhnlich Ueberfluß an Fett. Dazu trägt ferner bei: die vielen mehlhaltigen und süßen Speisen und überhaupt der große Zucker-Konsum. Mit Ausnahme von vielen nervösen Leiden, die sich von der nie aussetzenden Thätigkeit der produktiven Organe und von dem langen Schlafen und Bettliegen herschreiben, ist auch das weibliche Geschlecht hier recht gesund. Frauen mit zwanzig Kindern sind keine Seltenheit. Doch kannte ich eine Frau, die sogar vierunddreißig Kindern das Leben geschenkt hatte! Das Land hat hier aber eine starke Bevölkerung nötig,

und je mehr Söhne ein Bauer hat, desto wohlhabender wird er. Zu viele Töchter zu haben ist oft ein Nachteil; aber auch Töchter bringen dem Farmer oft Vorteil in Gestalt von Schwiegersöhnen, die nicht selten auf den Platz ihres Schwiegervaters ziehen und seinen Wohlstand mehren helfen. Kinder sind hier stets ein Segen. In Europa ist das oft nicht so; andere Ursachen, andere Wirkungen! Uebrigens muß ich bemerken, daß in den letzten schlechten Jahren naturgemäß die Heiraten abgenommen haben, und daß deshalb jetzt auch viele Bauerntöchter hier „sitzen bleiben".

Ein außerordentlich charakteristischer Unterschied zwischen der südafrikanischen Burenbevölkerung und den Europäern besteht meiner Beobachtung nach darin, daß man bei ersterer fast nie faltige Gesichter sieht. Selbst hohes Alter bewirkt nur geringe Falten und Runzeln. Gewiß ist dieses ein Beweis, daß Kummer und Sorgen, besonders die soziale Not Europas, aber doch auch das intensive geistige Leben mit seinen guten und bösen Regungen des Temperaments, besonders mit seinen Leidenschaften, dem Buren mehr oder weniger fremd sind. Ich sah Großmütter mit Gesichtern, in welche das Leben nur wenige Spuren intensiver Erinnerung eingegraben hatte. Mehrfach traf ich Alte mit auffallend vielen Runzeln im Gesichte, erfuhr dann aber stets, daß sie selbst noch aus Europa herübergekommen seien.

Von den herangewachsenen Mädchen habe ich schon oben einiges erzählt. Größtenteils haben sie in der Schule englisch sprechen gelernt, doch hörte ich sie stets lieber afrikanisch sprechen, denn so ist ihnen doch der „Schnabel gewachsen." Sie verloben sich sehr jung, doch ist gewöhnlich erst der zweite oder dritte Bräutigam der rechte. Oder sollten die jungen Männer die Schuld haben? Oft sind dieselben

allerdings noch allzu grün und thäten besser, sich in ihrer sonstigen Bildung zu vervollkommnen. Im übrigen läßt sich von den afrikanischen Mädchen nicht viel sagen. Häuslichere Frauen kann man auf der ganzen Erde nicht bekommen, als eine weiße Afrikanerin. Und anspruchslos ist sie meist dabei. Sie soll in der That keine anderen Ansprüche machen, als hin und wieder Sonntags mit einem neuen, modernen Hut — ohne einen solchen geht es auch hier nicht! — zur Kirche gefahren zu werden, und nachmittags ein bischen bei Verwandten und Frauen zu „kören" d. h. zu Besuch zu fahren.

Doch was soll ich von der lieben Jugend sagen? Von dem Kinde, welches bekanntlich des Mannes Vater ist, oder doch eines Tages wird. Ich erinnerte mich beim Anblick der hier im Staube spielenden Kinder stets einer Stelle aus der Germania des Tacitus: „Nudi sordidique in ista corpora excrescunt quae admiramur", oder doch ähnlicher Worte. Zu deutsch: Nackt und schmutzig wachsen sie zu jenen staunenswerten Körpern heran. Meist sind sie zwar ziemlich bekleidet, mit Hemd, Röckchen und Schuhen versehen, mit letzteren schon wegen der vielen Skorpione, giftigen Spinnen und dornigen Pflanzensamen, auf welche man treten kann, aber schmutzig sind sie stets reichlich. Sonst sind sie gewöhnlich zartfarbig, wie junge Schweinchen, runde Dingerchen mit blonden Haaren, wie man sie fast ebenso gut in Westfalen vor der Thür eines Bauernhofes sehen kann. Sowohl Jungen als Mädchen tragen meist leinene Hauben zum Schutze gegen die Sonne. — Kinder bekommen in jeder Beziehung stets ihren Willen hier. Und deshalb ist auch von Erziehung gar keine Rede. Die einzige Erziehung besteht darin, daß sie Zucker bekommen, wenn sie artig sind, wenn sie unartig sind, aber auch; im letzteren Falle jedoch zuweilen mit der Dro-

hung, daß sie nächstesmal keinen bekommen würden. Als höchste Strafe werden ihnen wohl einmal Schläge in Aussicht gestellt, was sie aber garnicht verstehen, weil sie nie welche erlebt haben. Spielzeug haben sie nicht, oder doch nur höchst primitives. Eine Katze, ein junger Hund, eine Schildkröte dient ihnen gewöhnlich als solches. Selbstgemachte Spielzeuge sind von größter Einfachheit und lassen auf die nur langsam sich entfaltenden Geistesgaben schließen, so z. B. wenn zwölfjährige Jungen eine Holzkiste an einem Riemen umherschleifen und sich über diesen ihren Wagen freuen. Nur ein Spielzeug ist allgemein, das ist die Peitsche. Wenn Kinder im Sande spielen, machen sie entweder rundliche Wälle: das ist ihr „Viehkraal"; oder sie ziehen mit einem scharfen Steinchen Furchen durch den Boden: das ist ihr Ackerland. Etwas anderes kennt der zukünftige Bauer nicht.

Ueber Jagd- und Tierleben habe ich schon mehrfach einiges erzählt, doch verdient die weitere Umgegend von Hopefield, wo ich jahrelang auf meinen ärztlichen Touren der Jagd und Tierbeobachtung oblag, wohl noch unsere besondere Beachtung. Möge mich daher der gütige Leser auf einer Jagdpartie begleiten.

Wir wollen „Böcke" (d. i. Antilopen) jagen und begeben uns dazu nach dem sandigen Felde, wo die Büsche etwa bis 8 Fuß hoch sind. Hier halten sich die Antilopen noch ziemlich zahlreich auf. Uebrigens bemerke ich hier, daß in dem größten Teile der Kolonie dieses reizende Tier schon recht selten, zuweilen schon fast ausgerottet ist, und zwar sämtliche Arten. Es ist dieses besonders dadurch verursacht worden, daß die Büsche, welche ohnehin nur hier an den feuchteren Küsten-Distrikten eine größere Höhe erreichen, allmählich zum Zwecke der Feuerung, sowie durch das unsinnige Abbrennen, und schließlich vom Vieh sehr

gelichtet worden sind, so daß die Antilopen nicht mehr genügenden Schutz finden können und sich nach den Bergen und entlegenen Orten zurückgezogen haben. Auch durch Hungerjahre wie 1880 bis 1883 in Namaqualand ist das Wild sehr dezimiert worden. So ist es gekommen, daß nur der nördliche Teil unseres Gebietes, besonders das sogen. „Baaische Veldt" wegen seines dichten Buschfeldes einer der wenigen noch recht wildreichen Gegenden der Kolonie geblieben ist.

Wir haben hier noch 4 Arten von Antilopen, von denen zwei jedoch nur in kleinen Trupps vorkommen. Die häufigste Art ist der „Steenbok", ein kleines Tierchen von nur $1^1/_2$ Fuß Höhe, wie ein junges Reh, und der größere „Duiker" (sprich: Döker, oder richtiger Deuker), etwa 2 Fuß hoch. Die beiden selteneren Arten sind der „Reebok" und der „Greesbok" (holl. Grysbok).

Wir machen uns fertig zur Jagd, schnallen uns den Patronengürtel um die Hüften und lederne Gamaschen zum Schutze der Schienbeine gegen die dornigen Büsche um die Unterschenkel. Dann ergreifen wir unsere Hinterlader (ziemlich allgemein braucht man hier Centralfeuer-Gewehre, Kaliber 12) und besteigen die Pferde. Zu Fuß zu jagen, ist hier im Sande zu ermüdend, auch im hohen Buschfelde ganz unnütz, da man die Büsche von so niedrigem Standpunkte aus nicht übersehen kann. Im niederen Buschfelde und auf hartem Grunde jagt man auch zu Fuß, oft schießt man auch von dem zweirädrigen Wagen, der hier ja das allgemeine Fahrzeug darstellt. Unsere „Schießpferde" (afr. „skitpeerde", holl. „schietpaarde") sind besonders zu diesem Zwecke abgerichtete Tiere. Sobald der Reiter einen Bock sieht, wirft er nämlich die Zügel auf den Nacken des Pferdes; dieses ist für das Tier das Zeichen, stille zu stehen. Bei dem Schusse darf es natürlich nicht

scheuen, sondern muß sich andauernd still verhalten. Meist nimmt man zu Schießpferden ältere Tiere, welche an und für sich schon ruhigeres Blut haben. Wir Jäger reiten, das Gewehr mit der rechten Hand umfaßt und den Kolben auf den rechten Oberschenkel gestemmt, im Schritt durch das Buschfeld, und bilden eine Kette, mit etwa 150 Schritt Zwischenraum. Einige Hunde, selten von guter Rasse, begleiten uns.

Außer Hasen und Rebhühnern, welche wir aber heute weniger beachten, sehen wir hier und da einen Steinbock aufspringen und eiligst das Weite suchen. Aber die meisten bleiben außer Schußweite. Oft winden sie sich erst ungesehen durch die Büsche, bis sie außer dem Bereich der Flinte sind; dann erst flüchten sie in weiten Sprüngen.

Der „Duiker" ist weniger vorsichtig, und auch wohl deshalb schon spärlicher geworden. Er liegt oft sehr fest und äugt nach dem Jäger, bis derselbe nur noch zwanzig bis dreißig Schritte weit ist. Dann entflieht er plötzlich mit ungeheuren Sprüngen, über 8 Fuß hohe Büsche mit Leichtigkeit hinwegsetzend und nach jedem Sprunge in den Büschen gleichsam untertauchend. Besonders wenn man mit der „Kar" durch das Buschfeld fährt, begegnet man oft dem „Duiker" in Schußweite, wie bei uns in Deutschland den Rehen, regungslos stillstehend und dem Menschen sein Gesicht voll zuwendend. Gerade dann ist es aber sehr schwer, ihn zu treffen; erfahrene Jäger behaupten, daß er beim Anblick des Pulverrauches blitzschnell zur Seite springe und oft dem Blei des besten Schützen entginge. Man schießt wohl bis auf 100 Schritt, doch gewöhnlich nur bis 80. Leider kommt es sehr oft vor, daß Antilopen angeschossen werden und dann entkommen, da die Hunde gewöhnlich nichts taugen. Sie verenden dann im Felde oder fallen dem Schakal zur Beute. Wenn man

sich die Zeit nimmt, der Spur zu folgen, so wird freilich fast jeder weiße und braune Afrikaner mit seinem unglaublich scharf ausgebildeten Spürsinn den Bock auffinden. Sehr selten schießt man mit der Kugelbüchse, sondern gewöhnlich mit der Flinte, und ladet 20 bis 30 nicht sehr starke Schrote. Besonders der „Duiker“ hat ein ziemlich zähes Leben und erfordert einen guten, vollen Schuß, um tötlich verwundet zu werden.

Hat Einer ein Stück Wild getroffen, und es fällt nicht sofort zusammen, so hetzt man die Hunde hinterher und folgt selbst so eilig als möglich. Dann giebt es oft eine wilde Jagd; über Busch und Wurzelstumpf, Stein und Loch geht es hinter dem Bocke her, und die Sporen werden scharf eingesetzt. Das Gefährlichste bei dieser Hetzjagd sind die tiefen Löcher der Wühlmaus, in welchen das Pferd, wie ich schon berichtete, leicht zu Falle kommen kann. Ein jeder, der das Leben hier kennt, hat das schon öfter erlebt. Beim Bock angekommen, springt man ab und stößt ihm das Taschenmesser zwischen Hinterkopf und Hals und läßt ihn verenden. Dann wird er ausgeweidet, Vorder- und Hinterläufe durcheinander gezogen und an den Schnallen des Sattelgurtes ohne Zuhilfenahme von Riemen befestigt. Nach dem üblichen Schluck Wein (denn auch hier wird jedes Stück Wild „totgetrunken“) geht es weiter. Zuweilen muß ein Pferd drei bis vier Böcke tragen, außer dem Reiter.

Auf wildreichen Farmen sieht man jede Stunde wohl 5 bis 6 Antilopen aufspringen. Meist schießt jeder Schütze mehr als eine. Sehr gewöhnlich bringt man von einer Jagd 12 bis 15 Stück Böcke mit. Im Jahre 1883 schossen 4 Jäger bei einer Jagd an der Saldanha-Bai von morgens 10 Uhr bis abends 6 nicht weniger als 35 Antilopen. Einer derselben, ein mir wohlbekannter Herr, schoß 16

Stück. Seit dieser Zeit hat jedoch die Anzahl wieder abgenommen, aber immer noch ist die „Bai" ein sehr reiches Wildfeld, und dieses ist in England unter den Jagdliebhabern wohl bekannt. Daher besuchen unser Dorf jedes Jahr Engländer, welche das Kap bereisen, um hier eine Jagd mitzumachen. Die günstigsten Monate sind Mai und Juni, dann ist es gewöhnlich schon angenehm kühl. Im Sommer kann man nicht gut den ganzen Tag jagen.

Mit den kurzen Unterbrechungen, die durch getroffene und Fehl-Schüsse hervorgerufen werden, reiten wir in einer Linie und meist im Schritt weiter, um die Grenze der Farm herum, so daß wir etwas nach Sonnenuntergang wieder beim Farmhause eintreffen. Außer den Böcken haben wir nebenher einige Hasen, Knorrhähne (eine kleine Art Trappe) und Rebhühner mitgebracht. Oft wurde auch wohl eine Wildkatze (felis caligatus) oder gar ein Luchs erlegt. Einige Jäger haben nebenbei auch Schildkröten aufgehoben und in ihre Jagdtasche gesteckt; denn diese geben, in der Schale geröstet, ein delikates Gericht.

Einen außerordentlich großen und dabei wohlschmeckenden Braten liefert der „trekpouw" oder die Wander-Trappe, die hier gewöhnlich im September von der anderen Seite des Oranje-Flusses eintrifft. Sie bietet als sehr scheues Wild auch einen hoch interessanten Sport und wird deshalb als Jagdtier sehr geschätzt. Eine andere Art Trappe, der sog. „duinpouw" (Dünen-Pfau) ist ein fast mannshoher Vogel, einer der größten existierenden Vogelarten, und wird äußerst fett; er erreicht oft ein Gewicht bis zu 70 Pfund. Die Spannweite seiner Flügel mißt 8 bis 10 Fuß.

Von der wilden Tierwelt muß ich noch ein kleines Kapitel besonders handeln lassen.

Für den Vogelkenner ist unser Gebiet und hiervon

besonders die Mündung des Bergflusses, sowie die Saldanhabai mit ihren Inseln eine unerschöpfliche Fundgrube interessanter und seltener Arten. Ich habe mich früher nie mit Ornithologie beschäftigt, wurde aber durch diese Mannigfaltigkeit schöner, wunderbarer und seltener Arten gewissermaßen verleitet, selbst Vögel zu jagen und engagierte sogar einen beschäftigungslos herumirrenden Deutschen, welcher 10 Jahre im Sudan gelebt hatte und vorgab, vier Expeditionen mitgemacht und oft Säugetiere und Vögel zu wissenschaftlichen Sammlungen präpariert zu haben. Leider entledigte er sich seiner Aufgabe in sehr unbefriedigender Weise, indem er die Bälge, flach ausgebreitet, trocknen ließ, was ich aus Mangel an Zeit zur Kontrolle erst zu spät herausfand. So waren sie zur Bestimmung der Arten wohl tauglich, aber konnten im Berliner Museum für Naturkunde nicht mehr kunstgerecht ausgestopft werden.

Jedenfalls ist hier in Südafrika für den Ornithologen ein vorzügliches Feld, und wessen Vogelfreundes Herz wird nicht hüpfen, wenn ich folgende Namen nenne, Arten, die ich fast alle selbst gejagt habe. Als Buch zum Bestimmen diente mir das gute Werk: „Layards Birds of South Africa.“ Es giebt hier den Schlangenadler, mehrere andere Arten von Geiern, Adlern, Bussarden, Falken, Habichten; ferner kommt hier vor eine Art von Uhu, mehrere Eulen, Kauz, Ziegenmelker, Segler, Schwalben, Bienenfresser, mehrere Arten Eisvögel, Mäusevogel (Colius), sehr zahlreiche Arten von Sperlingsvögeln, Nektarinien, Webervögel mit ihren seltsamen Nestern, Paradiesvögel, Astrild, Erdspecht, Turtel- und andere Tauben, besonders die reizende kleine Namaqua-Taube (Oena capensis), Wasserhühner, mehrere Arten Trappen, viele Arten Strandläufer und

Schnepfen, Silberreiher, Nachtreiher, Kronkranich, Schlangenhalsvogel, Kormorane, heiliger Ibis und noch eine andere Ibis-Art, zwei Arten vom Flamingo, Gänse und Enten, Fregattvogel, Malagasch, zwei Arten von Pelikanen, Tauchervögel, Pinguin, wilder Strauß.

Von wilden Säugetieren seien hier noch erwähnt: Erdferkel, Klippdachs, Bandiltis, Ratel, zwei Arten des Schakals, Strandwolf, Luchs, wilde Katze, Fischotter, Hyäne, Leopard (in den Bergen bei Piquetberg werden noch jedes Jahr verschiedene Exemplare getötet). Vor 18 Jahren wurde das letzte Flußpferd im Bergflusse, etwa 2 Stunden von hier, getötet, ein altes Männchen, welches zwei Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Der Elefant ist schon seit Anfang des Jahrhunderts ausgerottet, der Löwe erst seit einem Menschenalter. Vom Elefant sah ich noch Knochen, Ueberreste einer historisch überlieferten Jagd, am Elefantenflusse liegend. Löwengeschichten hörte ich nur von Bauern, welche auf der anderen Seite des Oranje-Flusses oder in Transvaal oder Betschuanaland gejagt hatten, oder solche, welche von den Vätern auf die Söhne überliefert waren. Der „Springbock“, jene wandernde Antilope, kommt zwar in manchen Jahren bis in den Distrikt Clanwilliam, aber nicht bis in unser Gebiet.

Von Nachstehendem hoffe ich, daß es meine Leser doppelt interessieren wird, wie es mich früher stets in Deutschland interessiert hat, darüber näheres zu erfahren. Das sind die vielen giftigen Schlangen, die Skorpione und die Spinnen.

Der Bewohner von gut gebauten, dichten Häusern hat wenig von diesen Tieren zu leiden, obgleich jedem Hause hin und wieder einmal eine Schlange, durch die Wärme angelockt, ihren Besuch abstattet. Oft kommen

sie dann nachts nach dem Herde und legen sich in die warme Asche. Auch kriechen sie in die Betten und erschrecken dann den Menschen nicht wenig. Allein von so vielen Fällen von Schlangenbiß ich auch schon gehört habe, stets haben sie den Menschen doch nur im Freien, in der Sonnenwärme verletzt. Am meisten gefährdet sind die Hirten und Ernte-Arbeiter, und nur ihr scharfes Auge kann sie oft vor der Gefahr schützen.

Wir haben zwar hier keine sehr großen Schlangen. Die größte, von mir gemessene, war eine sogen. „Zwartslang“ von 6 Fuß 2 Zoll engl., größter Leibesumfang 6½ Zoll. Diese Art ist aber ungiftig. Die bei weitem gefährlichsten Schlangenarten, welche einen Menschen in weniger als einer Stunde töten können, sind die „Geelslang“ (Gelbschlange, eine Art der Gattung Naja), der egyptischen Brillenschlange nahe verwandt oder mit ihr identisch, die braune „Kopperkapell“ (Cobra capella?) und die „Puffadder“ (Vipera brachyuris). Erstere ist auch eine unserer größten Schlangen. Ich schoß eine von 5 Fuß 8 Zoll Länge. Auch die schwarz und rot geringelte, sehr hübsche, nur bis 1½ Fuß lang werdende „Nachtadder“ scheint giftig zu sein und wahrscheinlich eine große Anzahl noch anderer Arten. Sicher giftig, wenn auch nicht immer tötlich, ist die „Horingman“ genannte Schlange (Hornviper, Cerastes) des nördlichen Gebietteiles.

Wohl kein Geschöpf ist imstande, des Menschen Phantasie so sehr anzuregen, als die Schlange. Mit der aufgeregten Phantasie geht aber gewöhnlich Vernunft und Kritik durch. Und so hört man oft die übertriebensten Schlangengeschichten hier erzählen.

Wenn man aber die Wahrheit konstatieren will, muß man nichts glauben, sondern sich lediglich auf seine eigenen Sinne verlassen.

Von den etwa zwanzig Schlangenarten, welche ich in Südafrika gesammelt habe, erbeutete ich die Mehrzahl im Winter, da sie in dieser Jahreszeit wegen der für ihr Wohlbefinden zu niedrigen Temperatur meist unter Steinen und in sonstigen Schlupfwinkeln in einem mehr oder weniger starren Zustande angetroffen werden, wobei sie leicht gefangen werden können. Im Sommer sind sie jedoch sehr lebhaft und schwer zu fangen, wenn auch ein wohlgezielter Peitschenhieb die Wirbelsäule der stärksten südafrikanischen Arten zu brechen imstande ist.

In Dr. Bremers Hause fanden wir eines Tages eine hübsche kleine Schlange, die sich in einem Kanarienvogelkäfig dadurch gefangen hatte, daß sie einige Eier des brütenden Vogels hinabgeschluckt hatte, ohne dieselben zu zerdrücken. Bevor deren Kalkschale noch verdaut war, lag die Schlange im Käfig, und die verdickte Stelle ihrer Magengegend, welche ihr nicht gestattete, zwischen den Drahtstäben des Käfigs hindurch zu entkommen, verriet ihren Eierdiebstahl. Ein ander Mal wurde Frau Bremer nicht wenig erschreckt, indem sie in ihrem Nähkörbchen eine Schlange fand, die es sich in dem mit Seide gefütterten Behälter gemütlich gemacht hatte. Einen äußerst interessanten Anblick gewährte mir eines Tages eine olivengrüne Baumschlange mit sehr schlankem Körper und großen Augen, welche sich an ihrem Schwanzende an einem Zweige in einem Baum aufgehängt hatte und sich dort schaukelte, wobei über ihre Panzerung im Sonnenschein ein Schillern und Glittern ging, welches ein prächtiges Schauspiel gewährte. Von derselben Bewunderung wie ich waren einige Vögelchen erfüllt, welche wie gebannt in kurzer Entfernung dasaßen und die Schlange offenbar anstaunten. Ich konnte nach dem ganzen Zusammenhange nicht daran zweifeln, daß das

Manöver der Schlange bezweckte, die Vögel anzulocken und sie dann zu erbeuten.

Daß Schlangenbisse in kurzer Zeit den Menschen töten können, wurde mir in vielen Fällen erzählt. In einem Falle wurde ich an einem sehr heißen Tage zu einem 14jährigen Burensohne unweit Hopefield gerufen, den eine „Bruinkapél" oder „Koperkapél" genannte Schlange gebissen hatte. Ich fuhr sofort nach dem Burplatz, fand aber den armen Jungen schon tot. Der äußerst blasse Leichnam zeigte schon beginnende Totenstarre. Kaum ¾ Stunden nach dem Bisse war der Knabe gestorben. An der Unterseite eines Zehens fanden sich vier kleine parallele Risse, mit einem oder zwei Tropfen geronnenen Blutes, jedoch ohne irgend welche Schwellung. Der Junge war unvorsichtig in Socken und ohne Schuhe unweit des Wohnhauses hinter einem Ochsen hergelaufen.

Eine Eigentümlichkeit des Schlangengiftes, die es allerdings mit vielen anderen Giften teilt, ist die, daß sich der menschliche Organismus an dasselbe gewöhnen kann. Es giebt in diesen Distrikten der Kapkolonie Farbige, die sich zu sogen. Giftessern ausgebildet haben, indem sie Schlangengift in steigenden Gaben verzehrt hatten. Man glaubt, daß ihr Schweiß und ihr Speichel als Gegengift gegen den Biß von Schlangen bei anderen Menschen dienen kann. Ich hatte eines Tages Gelegenheit, einen solchen Giftesser, der sich mit dem Inhalte der von ihm herausgeschnittenen Giftsäcke (Giftdrüsen) der schwarz- und rotgeringelten Nachtadder allmählich gegen Schlangengift immunisiert hatte, zu untersuchen und ein genaues Protokoll über den Befund aufzunehmen. Doch gestattet mir hier der Raum keine ausführliche Wiedergabe der Geschichte. Die Hauptwahrnehmung des Hottentotten, die er nach dem jedesmaligen Genusse des Giftes machte,

war die, daß er nach vorhergegangenem Aufregungszustande außerordentlich stark fröstelte.

Sehr gefährlich sind zur Sommerszeit auch die Skorpione. Alle weißen und farbigen Einwohner des Kaplandes sind sich darüber einig, daß ein Skorpion sowohl beißen, d. h. mit seinen Mundwerkzeugen (nicht etwa mit den Scheren) kneipen, als auch mit seinem Schwanzstachel stechen könne, daß der Biß meist tötlich, der Stich hingegen zwar sehr schmerzhaft, aber nicht sehr gefährlich sei. Ich selbst habe diese interessante Frage durch Beobachtungen und Versuche aufzuklären getrachtet und muß sagen, daß viele meiner Wahrnehmungen zu Gunsten der Ansicht der Afrikaner sprechen. Die Zoologen wollen aber von einer Möglichkeit eines giftigen Bisses des Skorpions nichts wissen. Mein Material wurde von mir der Cape Philosophical Society zu Kapstadt vorgelegt, doch konnte ich Professor Trimen, den Direktor des Museums für Naturkunde, nicht überzeugen.

Mir kamen in meiner Praxis im ganzen zwei tötliche Verletzungen durch Skorpione vor, von denen ein vierjähriges farbiges Kind nach 36 Stunden, ein achtzehnjähriges farbiges Mädchen nach 28 Stunden starb. Die Verletzungen waren wenig schmerzhaft gewesen, während ein Skorpionsstich bekanntermaßen sofort stark schmerzt, wie ein Wespenstich. Die Mutter der letzteren Patientin war ihrer Aussage nach von demselben Skorpion, welcher ihre Tochter gebissen hatte (der auch totgeschlagen und von mir in Spiritus aufbewahrt wurde), in den Finger gestochen. Dieser Stich war sehr schmerzhaft gewesen, aber ohne schädliche Folgen für Leben und Gesundheit der Frau geblieben. Die ausführlichen Krankengeschichten bewahre ich auf, habe sie jedoch bisher noch nicht veröffentlicht. Auch Fälle von Spinnenbissen habe

ich genau beobachtet, mit beängstigenden Krankheitserscheinungen, doch ohne tötliche Folgen. Tötliche Bisse sollen jedoch bei einer Spinne im Buschmannlande nicht so selten sein. Diese Giftspinne wurde zusammen mit einer Käferlarve und einer giftigen Zwiebel von den Buschmännern zum vergiften ihrer Pfeilspitzen gebraucht, wie mir ein alter Afrikaner erzählte.

Im November 1887 hatte ich mich davon genügend überzeugt, daß ein Aufschwung der wirtschaftlichen Lage der Kapkolonie doch im besten Falle ein sehr langsamer sein würde und daß ich besser thäte, nicht darauf zu warten. Auch die Wohlthaten des Aufblühens der Goldfelder von Johannesburg, welchen in jener Zeit viele Leute aus der Kapkolonie zuströmten, konnten dem ganzen Lande nur in geringem Grade und langsam zustatten kommen. Nun noch nach Johannesburg auszuwandern, dazu hatte ich keine Lust; wenigstens wollte ich vorher einmal in Deutschland zum Besuche gewesen sein. Um nun aber nicht Südafrika zu verlassen, ohne einen größeren Teil des Landes, besonders den interessanten Osten, kennen gelernt zu haben, kam mir eine von Berlin aus an mich ergangene Aufforderung sehr gelegen, mich an einer Expedition nach dem noch unabhängigen Kaffernstaat Pondoland, zwischen Natal und der Kapkolonie gelegen, zu beteiligen. Der Zweck dieser Expedition sollte sein, eine von einem Herrn N . . . . erworbene Konzession, laut welcher der verstorbene Pondohäuptling Umqikela *) an Herrn N. ein größeres Gebiet seines Landes zur Besiedelung mit Deutschen unter gewissen Bedingungen abgetreten hatte, durch den erst noch zu erwählenden Nachfolger des verstorbenen

---

*) In der von Missionaren erfundenen Schriftsprache der Sulus, von welcher die Pondosprache einen Dialekt darstellt, werden die drei hauptsächlichsten „Schnalzlaute" durch die Buchstaben x, q und c ausgedrückt.

Oberhäuptlings bestätigen zu lassen und das Land zugleich auf seinen Besiedelungswert zu untersuchen.

Außer Herrn N., welcher die Expedition leiten sollte, hatte die aus der Berliner „Südafrikanischen Gesellschaft“ hervorgegangene „Deutsche Pondoland-Gesellschaft“ (D. P. L. G.) noch einen Herrn H . . . ., sowie Herrn Beyrich engagiert, welche beide gleichfalls persönliche Erfahrungen in Südafrika gewonnen hatten, sowie schließlich mich, der ich in erster Linie als Arzt und Naturforscher die Expedition begleiten sollte.

Die Herren N. und H. sollten bald in Kapstadt, aus Deutschland kommend, erwartet werden, und mit mir nach Natal fahren; Herr Beyrich sollte dann aus Transvaal zu unserer Expedition stoßen.

VII. Kapitel.

Von Hopefield nach Durban in Natal.

In Südafrika macht man bei Umzügen meist kurzen Prozeß. Selten nimmt man den Hausrat mit sich, sondern verkauft denselben lieber. In meinem speziellen Falle war mir von den Expeditionsmitgliedern Herrn N. und H., die ich einige Tage vorher in Kapstadt, von Europa kommend empfangen hatte, die Weisung erteilt, unsere Reise nach Pondoland möglichst geheim und inkognito auszuführen, da die kapschen Behörden auf deutsche Unternehmungen im Pondoland ein wachsames Auge hätten. Die Sache kam mir zwar sehr eigenartig vor, doch fügte ich mich den Anordnungen und bewerkstelligte meinen Wegzug, ohne daß irgend jemand, selbst in meinem eigenen Hause nicht, davon erfahren hätte. Ich übergab nämlich meine Geschäftsbücher einem Rechtsagenten in Malmesbury zum Einkassieren meiner Außenstände, verpackte meine wissenschaftlichen Sammlungen zusammen mit meinen Büchern, Instrumenten und sonstigen Habseligkeiten in große Kisten, die ich mit einem Wagen nach Malmesbury und von dort zu Eisenbahn einem Schiffsmakler nach Kapstadt zusandte. Die nicht transportablen Sachen, wie meine Apothekeneinrichtung, Mobiliar u. dgl. ließ ich im Hause; sie sollten nach meinem Abzuge für meine Rechnung durch den Agenten öffentlich verkauft werden.

Ich ließ meinen Kutscher, der selbst keine Ahnung von meinem Wegzuge hatte, am 23. November 1887 morgens 5 Uhr meine Pferde vor die Karre spannen und den Sattel hineinlegen. So fuhren wir nach Kapstadt; der Kutscher glaubte, es handle sich um eine Fahrt zu Einkaufszwecken.

In drei Stunden waren wir bei Herrn Kehrmann in Darling, der mich mit derselben Freundlichkeit wie vor vier Jahren empfing. Diesen Herrn weihte ich in das Unternehmen ein, bat ihn aber, einige Zeit Stillschweigen darüber zu bewahren. Ich blieb über Mittag hier, denn es war ein außergewöhnlich heißer Tag. Als nachmittags sich eine leichte Brise von der See her erhob, setzten wir unseren Weg fort, wobei wir über die lieblich gelegene Missionsstation Mamre fuhren. Gegen Abend spannten wir bei einem kleinen Vley nochmals aus und tränkten die Pferde. Ich behandelte meine Lieblinge mit doppelter Sorgfalt, war es mir doch recht wehmütig ums Herz, mich von dem schönen Gespann trennen zu müssen. Nach einigen weiteren Stunden Fahrens durch die flache haideartige Gegend kamen wir zu einem Burenplatz, wo ich um Ausspann bat und den Pferden Hafer kaufte. Ich selbst und mein Kutscher, ein weißer Afrikaner, wurden von den liebenswürdigen gastfreien Leuten zum Abendessen eingeladen und setzten uns mit der Familie an die große Tafel. Selbst hier in der Nähe der Hauptstadt, auf einer Farm, wo doch täglich Fremde passieren, traf ich noch die alte kapsche Gastfreiheit! Wein stand in geschliffenen Glasflaschen zu jedermanns Bedienung auf dem Tisch. Die weitere Fahrt mußten wir etwas langsamer fortsetzen, da es sehr dunkel wurde und wir den Weg nicht recht kannten. Erst gegen 4 Uhr morgens kamen wir nach Papendorp (Woodstock) und, als wir schließlich in die

Longmarket Street zu Kapstadt einfuhren, wo ich in einer öffentlichen Stallung ausspannen ließ, graute schon der Morgen. Wir waren, die Ausspanne abgerechnet, 12 Stunden gefahren.

Ich logierte im Albion-Hotel des allen seefahrenden Deutschen wohlbekannten liebenswürdigen Kapitäns Damm. Bei der nächsten öffentlichen Auktion, wie solche wöchentlich in Kapstadt abgehalten werden, verkaufte ich meine vier Pferde samt Karre und Sattel zwar spottbillig, aber doch gegen bar Geld. Die Karre allein hatte mich bei ihrer Anschaffung mehr gekostet, als ich auf der Auktion für alles zusammen erzielte.

Die Deutsche Pondoland-Gesellschaft zu Berlin hatte sich bei mir damit eingeführt, daß sie von den mir laut Kontrakt zukommenden 50 Pfd. Sterl. für die Reise nach Pietermaritzburg nur die Hälfte „als Abschlagszahlung" auszahlen ließ.

Wenn ich nicht gar zu begierig gewesen wäre, den östlichen Teil von Südafrika kennen zu lernen, so hätte ich gleich von vornherein für die Ehre der Mitgliedschaft dieser Expedition gedankt, da ich auch nach der ganzen Art der Vorbereitung der Expedition und unserer Aufträge sofort einsah, daß hier wieder einmal vom grünen Tische aus den Mitgliedern die unglaublichsten Vorschriften gemacht und jeder unserer Schritte in engherzigster Weise festgelegt worden war.

Am 26. November fuhr ich mit dem „Trojan" aus der Tafelbai ab. Die beiden anderen Herren waren schon vor acht Tagen nach Durban gefahren. Die sehr angenehme Fahrt mit interessanten Aufenthalten zu Port Elizabeth und East London kann hier jedoch aus Mangel an Raum nicht beschrieben werden.

VIII. Kapitel.

Natal.

Nach sechs Tagen hatten wir an der Bai von Durban (Port Natal), ein gutes Stück vor der dem Hafen vorgelagerten Sandbarre, Anker geworfen. Bald kam ein kleiner Dampfer, welcher uns Passagiere mit unserem Gepäck aufnahm. Wie in East London wurden wir, je zwei und zwei in einem großen Korbe mit dem Dampfkrahn über Bord gehoben und in den, neben dem Schiff liegenden kleinen Dampfer niedergelassen.

Sowie unser Dampferchen durch eine Passage zwischen der Sandbarre und einer Steinmole in den inneren Hafen gelangt war, hörten die hohen Brandungswellen auf, und wir fuhren auf glattem Wasser bis zum Kai, wo wir die Zollrevision zu passieren hatten. Ich lieferte mein Gewehr und zwei Revolver dem Beamten aus, um sie später gegen Erlegung von 2 Pfd. Sterl. 13 Schill. wieder einzulösen. Auch gab ich an, daß ich 100 Revolverpatronen bei mir führte, welche mir jedoch gestattet wurden. Keines meiner Gepäckstücke wurde revidiert, überhaupt sah ich, daß die Beamten sich meist mit Fragen nach zollpflichtigen Waren begnügten.

Nach dem Mittagessen suchte ich Herrn Kapitän Kieselbach auf, einen Deutschen, der früher ein Schiff gefahren hatte, jetzt aber als Schiffsagent und Marine Surveyor

oder Hafeninspektor in Durban lebte. Dieser Herr sollte uns später in uneigennützigster Weise große Dienste leisten.

Das größte Interesse für den Europäer bietet in Durban offenbar die Kaffernbevölkerung. Die Natalkaffern sind durchgehends schöne und stolz sich tragende Leute, man sieht keinen, der miserig wäre oder klein. Ihre Gesetze sind zum großen Teil Hygiene-Vorschriften; darin sind sie uns modernen Kulturmenschen weit voraus, oder vielmehr wir sind darin sehr zurückgegangen, denn die alten Germanen haben auch ihre Lebensweise mehr den natürlichen Erfordernissen des Körpers angepaßt. Aber wenn die Hygiene erst einmal allgemeiner anerkannt sein wird und in höherem Grade als jetzt zur Grundlage von Gesetzen gemacht, so können wir im Verlaufe von einigen Generationen wohl wieder körperlich emporkommen. Jede Menschenrasse hat von Natur die Fähigkeit, sich bis zu einem bestimmten Grade körperlich zu entwickeln. Doch diese Entwickelung halten wir zur Zeit leider zurück durch alle möglichen Abweichungen von der naturgemäßen Lebensweise.

Oft sieht man Kaffern nur bekleidet mit einem Warensack von gröbstem Kokosstoff, mit drei Löchern für Kopf und Arme. So haben sie den Polizei-Vorschriften genügt; dabei schreiten sie doch einher schön, gesund, glücklich und stolz wie Götter. Eine große Menge Kaffernjungens sieht man in Natal die Dienste von Hausmädchen verrichten. Die Kaffern lassen nämlich ihre Frauen und Mädchen nicht bei Weißen in Dienst gehen, sondern dieselben müssen außerhalb der Stadt in ihren „Lokationen“, den Kafferdörfern, bleiben. Diese männlichen Haus- und Kindermädchen sind meist mit hellkattunen langen Badehosen und kurzärmligen Jäckchen bekleidet, beide rot eingefaßt. In diesen hellen Anzügen sehen sie aus wie

von Chokolade und Zucker. Sie sind sehr dienstbeflissen und sollen auch sehr gut zu den Kindern sein. Kaffern sind überhaupt im allgemeinen vorzügliche Diener, d. h. wenn sie ihren Herrn leiden mögen, denn für Geld allein sind sie nicht zum Arbeiten zu bewegen. Die Kaffernjungens in Durban machten auf mich immer den Eindruck wie Jugend aus höheren Ständen; fast jeder Natalkaffer hat überhaupt etwas sozusagen „Aristokratisches“ in seinem äußeren Auftreten.

An einem der nächsten Tage fuhr ich zur Aufsuchung der anderen Herren der Expedition nach Pietermaritzburg. Zuerst passierten wir mit der Bahn den Villen-Gürtel von Durban, die sogenannte Berea. Alle Villen liegen im schönsten waldartigen Baumschmuck. Dann etwas höher kamen ausgedehnte Fruchtgärten und kleine, von Indiern bewohnte Hütten, dann Maisfelder, eben erst bestellt, da die Vegetationszeit jetzt beginnt. Der ganze Küstengürtel von Natal hat in seiner wilden Pflanzenwelt ein parkartiges Gepräge. Ein großer Artenreichtum meist sehr schöner, oft mit Blüten geschmückter Bäume bildet zusammen mit einem dichten Strauchwerk inselartige Gruppen auf einem herrlich grünen, oft mit großen und prächtig gefärbten Blumen durchwirkten Rasenteppich. Vor allem sind auch die zahlreichen Wasserläufe in den Schluchten und Thälern schön bewaldet. Es finden sich von auffallenden Bäumen eine palmartige Pflanze mit pisangförmigen Blättern (Strelitzia) von 30 Fuß Höhe, ferner eine strauch- oder baumartig wachsende Dattelpalme (Phönix reclinata), welche aber nur 15—20 Fuß hoch wird, sowie ein sehr schönes Baumfarn mit einem etwa 8 Fuß hohen Stamm. Von anderen Bäumen fällt noch eine Akazie mit schirmartig ausgebreitetem Laubwerk auf (Kameldornbaum), sowie Euphorbia-Bäume mit phantastisch geformtem Ast-

werk. Viele andere Bäume haben sehr malerische Stämme und wild verschlungene Aeste. Höher im Lande wird die Baum- und Strauchvegetation spärlicher und das wellenförmige Hügelland zeigt grüne Viehweiden und vereinzelte Maisfelder. Von unseren Getreidearten sah ich nur Hafer angebaut.

Die Bahn arbeitet sich in steten Schlangenlinien hinauf. Steigungen von 1 : 40 bis 1 : 30 wechseln mit kleinen ebenen Strecken. Oft konnte ich mich bei den starken Steigungen des Gefühls der Bangigkeit nicht erwehren, als die Lokomotive mühsam und mit großem Kraftaufwand die sechs Wagen hinaufzog. Auch ein eiserner Viadukt von etwa 100 Fuß Höhe mit besorgniserregend-wenig Eisenwerk kam mir Eisenbahn-Ungewohntem sehr peinlich vor, obgleich das Dampfroß im Schritt hinüber geführt wurde. Die blauen Seelilien in dem unten fließenden Bache trösteten mich nur wenig. Als wir später zurück nach Durban fuhren, eilten wir gar mit rasender Geschwindigkeit, ohne Dampf, diese steilen Strecken hinab und ich hatte das Gefühl, daß ich hundertmal lieber auf einem durchgehenden Pferde gesessen hätte. Warum sind auch die Dämme bei den enormen Kurven so sehr schmal und steil gebaut? Entweder baut man in Deutschland die Eisenbahnen überflüssig solide, oder hier leichtsinnig; eines von beiden ist bei dem großen Unterschied sicher richtig.

Auf den Stationen machten mir immer wieder die Kaffern viel Spaß. Sie sind stets voller Uebermut und guter Laune, ganz wie Jungens. Ihre Kostüme sind ja bekanntlich höchst originell; viele tragen nur ein gekranztes Schurzfell, aber alle massenhaft Metallringe an Armen und Beinen. Einige schritten mit Wurfspeeren und ihren großen Schilden im Felde entlang, einen ganz kriegerischen

Anblick gewährend. Einen sah ich bekleidet mit einem roten Uniformrock und einem Damenhut; er stolzierte sehr ernst und wichtig einher. Auf einer der Stationen stiegen einige Kaffernmädchen ein, welche nur Schurzfelle trugen, sich aber durch ihr fast adamitisches Kostüm nicht im geringsten geniert fühlten. Die Kaffern amüsierten sich herrlich unterwegs und waren zwar sehr laut, betrugen sich aber gegen Weiße stets sehr wohlgehörig. Natürlich fahren auf den Eisenbahnen die Weißen und Farbigen stets in getrennten Wagenklassen.

Es giebt in Natal auch viele tausend Indier, welche zum Teil auf einer etwas höheren Bildungsstufe stehen. Der größte Teil von ihnen ist jedoch offenbar aus armen und übervölkerten Gegenden eingewandert, da sie meist sehr schwächlich und verhungert aussehen. Alle tragen sich in der bekannten Weise in bunter baumwollener Kleidung. Die Weiber sind oft recht hübsch, lieben als Farben rot, grün und gelb und sehen deshalb bunt aus wie die Papageien. Alle Indier sind klein von Wuchs, was besonders gegen die Kaffern absticht. Sie haben lange schwarze Haare, etwas lockig oder wellig, und in der Regel sehr schöne Augen; besonders sind ihre Augenwimpern lang und nach oben gebogen, was den Augen einen träumerischen, melancholischen Ausdruck verleiht. Die Frauen haben oft goldenen Schmuck in den Nasenflügeln und zuweilen auch Ketten von hier aus nach dem Ohrläppchen. Auch tragen einzelne goldene Medaillons an der Nase, welche vor dem Munde herabhängen. Vielfach sieht man sie an diesen Nasen-Zierraten mit den Lippen zupfen. Um die Knöchel tragen fast alle große silberne Ringe. — Mehrere Schiffe verkehren stets zwischen hier und Indien, um die Arbeiter (Kulis) auf 5 Jahre hierher zu bringen und nach abgelaufenem Kontrakt zurück-

zuführen. Sehr viele bleiben aber hier und diese Ueber-völkerung mit Indiern macht der Regierung von Natal bereits große Sorgen.

Ein Kaffer ist stets lebensfroh und leichten Sinnes; die Indier haben dagegen etwas ausgesprochen Schwermütiges an sich. Beide Völker, die man hier täglich neben einander sieht, sind äußerst verschieden. Auf einer Eisenbahnstation oberhalb Durban kam diese Verschiedenheit ihres Temperaments so recht zum Ausdruck. Dort sah ich einen Indier Pisangs zum Verkaufe ausbieten, wobei er stets rief: Banana, banana, banana-a! mit einer Stimme, als ob er das ganze Elend des Menschenlebens darin zum Ausdruck bringen wollte. Da mußte man nun die Kaffern im Zuge hören, wie die sich darüber amüsierten! Sie ahmten den indischen Fruchthändler ganz vorzüglich nach. Und schon war die Station weit hinter uns, da konnte man noch aus dem Kaffernkoupee hören, wie sie ihn nachäfften, und das Lachen wollte nicht aufhören.

In Pietermaritzburg, einer ziemlich europäisch aussehenden Stadt mit einer wenig reizvollen näheren Umgegend, fand ich zwar den einen der Herren unserer Expedition einquartiert, konnte jedoch über unser Vorgehen noch nichts Bestimmtes erfahren. So reiste ich denn am nächsten Tage nach Durban zurück.

Endlich wurde jedoch von der Expeditionsleitung die Parole ausgegeben, daß Herr H. und ich an die Grenze von Pondoland reiten sollten, um dort, weil in Pondoland selbst zur Zeit sehr ungeordnete Zustände herrschten, abzuwarten, bis die Häuptlingswahl beendet sei, und dann hineinzureiten und den Kontrakt von dem neugewählten Oberhäuptling bestätigen zu lassen.

Herr N. jedoch verließ Natal, angeblich um mit dem

Premier-Minister der Kapkolonie zu Kapstadt wegen Bestätigung der Konzession zu verhandeln. Letztere Maßnahme kam mir recht wunderbar vor, besonders auch der Umstand, daß Herr N., der doch selbst den Kontrakt mit dem verstorbenen Oberhäuptling Umqikela abgeschlossen hatte, nun selbst der Expedition fern blieb. Bald sollte ich jedoch über alles dieses Klarheit erhalten, sowie die Erfahrung machen, in wie unangenehme Lage wir hierdurch versetzt wurden, da wir ja keine Kenntnis der Vorgeschichte des Kontraktes hatten, daß aber Herr N. thatsächlich guten Grund hatte, für seine Person Pondoland zu meiden.

Nach langer Wahl hatte ich zu Durban endlich ein passendes Pferd ausfindig gemacht und für 18 Pfd. Sterl. 10 Schill. erstanden; denn ein gutes Pferd war natürlich für mich die Hauptsache bei der Expedition. Auch Herr H. hatte ein ziemlich kräftiges Tier gefunden, und so konnte die Reise ihren Anfang nehmen. Herr Beyrich sollte erst an der Grenze von Pondoland zur Expedition stoßen.

Auf meinem Pferde nahm ich nur wenige Gegenstände mit mir, welche in den starken rindsledernen Satteltaschen, die mir schon in meiner ärztlichen Praxis am Kap gedient hatten, Platz fanden, sowie eine hinten auf dem Sattel aufgeschnallte wollene Decke. Gamaschen, eine seidene Jacke und Tropenhelm vervollständigten meinen Anzug. Die 12 englischen Meilen von Durban bis Pinetown, auf guter Landstraße, wurden von mir spielend überwunden; nach sieben Meilen Weges traf ich sogar auf ein deutsches Wirtshaus! Der Großvater, der mit den andern deutschen Ansiedlern, die in hiesiger Gegend (Germantown) wohnen, schon 40 Jahre im Lande war, sprach sogar noch deutsch. Auch die Frauen des Hauses sprachen noch ihre Muttersprache, während die

jüngeren Leute und Kinder nur englisch und kafferisch kannten. Besonders ist es zu bedauern, daß die Kinder unter sich vielfach nur die Kaffernsprache reden.

Als ich Herrn H. in Pinetown aufsuchen wollte, war es schon Abend geworden, da ich erst am späten Nachmittag von Durban aufgebrochen war, mit der Absicht, in P. zu übernachten. Herr H. hatte mir jedoch schriftlich hinterlassen, daß er nach dem Platze eines Mr. Wood voraus-reite. Ich ließ mir daher den Weg dorthin beschreiben, obgleich ich keine Hoffnung hatte, viel vor Mitternacht dort einzutreffen.

Schon vor dem Trappistenkloster Mariannhill wurde es ziemlich dunkel; doch war der Weg dorthin kenntlich an den Holzkreuzen, die auf einzelnen hohen Bäumen, über sie hinwegragend, befestigt waren und sich von dem etwas helleren Himmel abhoben. Ich passierte schwarze ab-gebrannte Grasflächen und Felder von Mais und Bohnen, sowie viele Anpflanzungen von jungen Bäumen. In der Nähe des Klosters traf ich einen der Brüder, den ich nach dem Wege zu Wood's Ansiedelung fragte. Er legte aber nur einen Finger auf seinen Mund, nahm mich beim Aermel und führte mich eine Strecke Weges. Dann kam ein zweiter „stummer Prediger in der Wüste" und schloß sich uns an. Endlich trafen wir einen dritten, welcher sprechen durfte. Dieser sprach deutsch und beschrieb mir sehr genau den Weg und ging ein Stück mit mir. Doch riet er mir bei der Dunkelheit der Nacht von der Weiter-reise ab; ich war jedoch gewillt, Wood's Haus heut noch zu erreichen. Die anderen beiden nickten bei der Be-schreibung oft bejahend mit dem Kopfe, stießen auch einige unartikulierte Laute aus. So ritt ich weiter, nachdem ich gesehen, daß zu Mariannhill noch wenig vollendet, jedoch viel Bauwerk im Gange sei. Ich kam am Jungfern-In-

stitut, am Steinbruche, an der Wassermühle, an der Druckerei vorbei. Der Abt, welchen ich im Jahre 1883 auf meiner Reise nach Kapstadt kennen gelernt und mit dem ich damals oft disputiert hatte, war leider gerade abwesend, da er zum Erwerbe neuen Landes für Ordenszwecke nach Transvaal gereist war.

Inzwischen war es stockfinster geworden, auch war die Nacht sehr warm und schwül. Ich zog es vor, mein Pferd am Zügel zu führen, da oft rechts und links steile Abhänge waren und ich den Weg mit einem langen Stocke fühlen mußte. Ich kannte auch mein Pferd noch nicht genügend, es konnte scheuen und stürzen.

Zunächst mußte ich nun durch den Umlazi-Fluß, den ich schon von fernher brausen hörte. Wie sehr viele Furten der Küstenflüsse Natals, so bestand auch diese aus einem Uebergang über eine Felsplatte mit flachem Wasser, jedoch dicht oberhalb eines Wasserfalles. Dieser Uebergang war an sich günstig. Doch da ich in der Dunkelheit den brausenden Wasserfall auf meiner linken Seite, den ich nicht mehr sehen konnte, etwas zu ängstlich mied und mich infolgedessen unwillkürlich etwas zu weit rechts hielt, kam ich in tieferes Wasser, in welchem auch größere Felsblöcke lagen. Mein Pferd stolperte einigemale und nur mit Mühe und ziemlich naß erreichte ich das andere Ufer. Das war die erste kleine Probe jener Schwierigkeiten bei der Durchquerung von Flüssen, die ich später noch im Uebermaß durchkosten sollte.

Ich atmete natürlich erleichtert auf, als ich das Ufer erreicht hatte. Nun mußte nach der Beschreibung des Mönches bald rechts vom Hauptwege ein Reitpfad abbiegen, dort wo eine schwarze Tafel am Wege stände. Ich sah zwar bald einen schmalen Weg abbiegen, doch von einer Tafel konnte ich keine Spur erkennen. Aber es

war ja überhaupt schon zu dunkel zum Sehen einer schwarzen Tafel. Ich folgte daher dem Pfade, der mich bergauf führte, ungefähr 20 Minuten lang. Doch dann ging es wieder bergab und der Pfad wurde zu steil für mein Pferd; auch verlor er sich völlig. Ich setzte mich nun wieder auf und ließ die Zügel hängen, um das Pferd den Rückweg allein finden zu lassen. So kam ich glücklich auf den Hauptstrang zurück. Nun verfolgte ich den auch nicht sehr kenntlichen Wagenweg, der aus vereinzelten oft weit auseinandergehenden Spuren bestand, nach Art eines afrikanischen Trekpads. Noch einmal führte mich ein schmaler, rechts abgehender Kaffernpfad irre, der sich aber bald im Dickicht verlor. Es war ungefähr 11 Uhr, als ich doch endlich rechts am Wege eben kenntlich etwas Erhabenes ragen sah, was eine Tafel sein konnte. Richtig, hier ging auch ein schmaler Weg rechts ab. Bald hörte ich auch Hundegebell und nach einigen hundert Schritten befand ich mich bei einer Niederlassung von weißen Leuten. Auf mein Klopfen wurde Licht gemacht und ich traf nun auch Herrn H., dem ich durch den etwas gewagten Nachtritt nun wenigstens gezeigt hatte, daß ein alter Afrikaner sich nicht so leicht verblüffen lasse.

Ein kühler Trunk frischen Wassers bildete mein Nachtmahl. Ich fand ein europäisches Bett vor und trotz der vielen Fledermäuse und Nachtfalter, welche die Luft der Schlafkammer belebten, und des fegenden Geräusches einer auf dem Fußboden hinter den Mäusen herjagenden Schlange schlief ich bald ein. Nach einem vorzüglichen Frühstück aus Kaffee, Maisbrot, Butter und Eiern, alles selbsterzeugte Produkte des kleinen Farmplatzes, ritten wir am nächsten Morgen um 1/2 7 Uhr weiter. Ich bezahlte bei „Yankee" Wood, so nannte man den Händler und Farmer zum Unterschiede von einem nicht fern woh-

nenden anderen Mr. Charles Wood, 4½ Schill. für mich und mein Pferd.

Anfangs passierten wir noch bewaldete Berge und begegneten einer Schar kleiner Affen, die auf dem Wege in der Sonne ihre Morgentoilette machten und sich vor uns in die Bäume flüchteten. Allmählich aber verließen wir den bewaldeten und reichlich bewässerten Küstengürtel von Natal, dessen herrliche Szenerie ich gestern im Dunkel leider nicht hatte bewundern können, und kamen höher hinauf, in die Region der begrasten Hügel. Um 10 Uhr erreichten wir Mr. Charles Wood's „Hotel", wo wir Thee, Ale und kaltes Fleisch zum Frühstück erhielten. Da der Besitzer inzwischen mit seiner weißen Frau zur Kirche geritten war, denn es war Sonntag, bezahlten wir beim Aufbruch unsere Zeche dem Hauskaffer, welcher uns recht geschickt bedient hatte. In langen Zwischenräumen kamen wir nun bei einigen Farmplätzen vorbei, wo aber heute keine Weißen anzutreffen waren. Eine australische Akazie und eine Art von Blaugummibaum fanden sich bei diesen Viehfarmen in größerer Menge angepflanzt; als Getreide wurde nur etwas Mais gebaut. Abends etwa um 7 Uhr kamen wir nach dem Trappisten-Filialkloster Rosebank. Hier waren 3 Brüder und 7 Schulschwestern stationiert. Wir fragten, ob wir zur Nacht bleiben dürften, und einer der Brüder führte uns schweigend zum Pater. Dieser war sehr freundlich und sagte uns, daß sie erst mit der Anlage dieser Station begonnen hätten, und daß wir daher mit dem einfachsten Unterschlupf zufrieden sein müßten. Er wies uns zur Nacht einen gut gedeckten, vorn offenen Schuppen an. In diesem halfterten wir unsere Pferde fest und versorgten sie mit geschrotetem Mais. Wir selbst legten uns auf die Matrazen, die mit Maishülsen gestopft waren und wickelten uns in unsere Wolldecken ein,

worauf wir bald schön schliefen. Zum Abendessen waren wir mit Kaffee, Eiern und Maisbrot bewirtet worden, ebenso zum Frühstück. Der freundliche Pater bedauerte, uns kein Fleisch anbieten zu können, doch äßen sie selbst keins, ebenso wie sie sich aller Spirituosen enthielten. Ihre Hauptnahrung bestände aus Mais und aus Bohnen. Ob Eier und Milch das ganze Jahr über reichlich vorhanden sein werden, erscheint mir auch sehr zweifelhaft. Die Ordensregel schreibt den Brüdern vor, baarhaupt und baarfuß morgens 3 Uhr an die Feldarbeit zu gehen; nur nachmittags war 1/2 Stunde der „Beschauung" gewidmet, dann wieder Arbeit bis 8 Uhr abends. Die geleistete Kulturarbeit ist bei dieser rigorosen Lebensweise aber auch eine ganz kolossale. Wer von ihnen nicht bald kränkelt und stirbt, erlangt allerdings eine äußerst harte Konstitution und dabei meist ein hohes Alter, obgleich solche Leute oft schon vor der Zeit alt und vertrocknet aussehen, eine Makrobiotik, für welche ich nicht viel übrig habe, wenn auch die gedankenlosen Verehrer der heutigen europäischen Kultur mit ihrer weitgehenden Unnatur vieles Gute aus der Lebensweise der Trappisten lernen könnten. Jeder übertreibt eben nach seiner Seite.

Von der weißen Bevölkerung in Natal hörten wir übrigens mehrfach Klagen wegen der Konkurrenz, welche ihnen die Trappisten machten. Sie haben alle möglichen Handwerker bei sich, die zu so billigen Preisen arbeiten, wie es sonst niemand thun kann. Auch errichten sie Kaufmannsläden, wo sie sehr billig verkaufen. Auf diese Weise bringen sie rings Handel und Gewerbe in ihre Hände. Auch in Pondoland sollen sie bereits große Schenkungen von Ländereien von dem verstorbenen Häuptling Umqikela erhalten haben. Ich hatte auch schon zu Kapstadt gefunden, daß die katholische Kirche in Südafrika sehr rege ist.

Wir hatten zu Rosebank eine sehr freundliche Aufnahme und dankten dem Pater, als wir um 7 Uhr abritten, mit aufrichtigen Worten.

Am nächsten Tage hatten wir wieder viel unter der Hitze zu leiden. Die Natur der Gegend war noch ganz dieselbe, stets führte uns unser Weg bergauf bergab, über grünbegraste Hügel, hier und da bei Farmen vorbei, die zum Teil zwischen Baumanpflanzungen völlig versteckt lagen. Einige Grasflächen trafen wir hin und wieder abgebrannt. Beim Reiten über solche schwarzen Flächen hat man fast den Eindruck, daß es Abend werde, auch kann man sich einer melancholischen, beklemmenden Stimmung nicht erwehren. Nach eingetretenem Regen sproßt jedoch schon nach einigen Tagen in zartem Smaragdgrün das junge Gras auf solchen Flächen, auch blüht sehr bald eine schöne rote Lilie (Cyrtanthus) und sodann eine unserem Gänseblümchen ähnliche Komposite auf den schwarzen, mit grünem Hauch überzogenen Teppichen. Einen herrlichen Anblick gewähren auch nachts die feurigen Schlangenlinien von solchen Grasbränden an den Abhängen der hohen Berge in Natal. Am Rande von abbrennenden Grasflächen sieht man oft storchartige Vögel auf der Schlangenjagd.

Wild sahen wir auf dieser Reise sehr wenig, jedoch viele Raubvögel verschiedener Art. Von schönbefiederten Vögeln trafen wir öfter den samtschwarzen Kaffernfink, eine Art Paradieswitwe, mit rostroten Flecken unter den Flügeln und langem fahnenartigen Schweif, welcher dem Vogel beim Fluge offenbar hinderlich ist. Der Schwanz ist beim Männchen wohl viermal so lang als der Körper und weht beim Fliegen wie ein flatterndes breites Band hinterher.

Wegen eines starken Gewitters, welches schon lange in der Luft gelegen hatte, und des überaus heftigen Regens,

der uns in kürzester Zeit völlig durchweichte, gaben wir unseren Plan, noch denselben Tag nach Ixopo zu gelangen, auf und machten in einem Kaufladen mit „Hotel" Halt, wo wir gut aufgehoben waren und unsere Sachen am Feuer trockneten.

Am nächsten Morgen erreichten wir dann in kurzer Zeit den Ixopo-Bach, den wir auf guter Furt durchritten, und stießen gleich dahinter auf die gleichnamige Niederlassung. Hier befand sich eine Kirche, ein Gerichtsgebäude und 2 Hotels nebst Läden und Schankwirtschaften für Weiße und für Farbige, sowie drei Wohnhäuser von Weißen.

Wir hielten uns hier nicht auf und erreichten um 1/2 12 Uhr den Umzimkulu, welcher hier an seinem Mittellaufe die Grenze von Natal und Pondoland bildet, weiter unten jedoch durch den zu Natal gehörenden Distrikt Alfredia fließt. Ueber diesen ziemlich tiefen Fluß wurden wir mit unseren Pferden in einer Fähre gesetzt. In dem am anderen Ufer befindlichen „Hotel" des Mr. Strachan beschlossen wir sodann bis zum nächsten Morgen zu bleiben, weil Herr H., der das Reiten nicht mehr gewohnt war, trotz besten Willens nicht mehr weiter konnte. Er lag nach dem Absteigen vom Pferde wie ein Schwerkranker da, weil seine Muskeln am ganzen Körper zerrissen waren. Nur mit Mühe und Schmerzen konnte er seine Lage wechseln. Ich kannte diesen Zustand, er muß eben überwunden werden, wenn man solche Reisen zu Pferde ausführen will. Ich selbst war ja glücklicherweise aus der Uebung nicht herausgekommen.

Der Eigentümer dieses Platzes treibt seit langen Jahren Handel mit den Pondos und besitzt auch weiter in Pondoland einige Filialgeschäfte. Mr. Strachan, der auch kapkolonialer Post- und Zollbeamter ist, hat in der Ge-

schichte der letzten Jahre in Pondoland eine bedeutende Rolle gespielt. Er war leider selbst nicht anwesend, doch erfuhren wir von seinen Gehülfen, daß er vor einigen Tagen eine Zusammenkunft mit einigen Pondohäuptlingen gehabt habe, worin er sie vor Deutschen gewarnt habe, die von der Westseite her in Pondoland erwartet würden. Daß wir diese gefürchteten Deutschen seien, davon hatten die jungen Leute allerdings keine Ahnung. Daß die Regierung der Kapkolonie unsere Unternehmungen in Pondoland mit argwöhnischen Augen bewachte, das hatten wir selbst schon mehrfach aus den kapschen und Natal-Zeitungen entnommen.

Am Abend badete und schwamm ich mit einem jungen Engländer im Umzimkulu, zum ersten Male in meinem Leben in einem Flusse, in welchem noch Krokodile und Flußpferde vorkamen. Der Fluß hat an diesem Platze ein sehr tief ausgewaschenes Bett, doch keine bergigen Ufer.

Am nächsten Morgen um $4^1/_2$ Uhr ritten wir wieder fort. Unser Weg führte uns durch ein sehr fruchtbares Thal, wo die große englische Missionsstation Clivesdale liegt. Diesen Tag über passierten wir mehrere Flüßchen, deren steinige Furten wir mit leichter Mühe durchritten. Im ganzen bestand die Landschaft immer noch aus grasigen Hügeln, die jedoch stellenweis von reichlich bewaldeten Flußthälern durchschnitten wurden. Diese Flußthäler sind aber hier oben im Lande noch nicht sehr tief und deshalb hindern sie die Reise nicht in solchem Grade, wie wir dieses später im unteren Teile des Landes kennen lernen sollten.

Wir passierten den Ibisi, ließen den Handelsplatz Harding rechts liegen, und durchquerten den Umzimkuluana, einen Nebenbach des Umzimkulu. Dann trafen wir, als es schon Abend wurde, die Farm eines Engländers,

Mr. Clothiers, welcher schon lange Jahre hier mit einer Kafferin verheiratet ist. Seine Frau war nicht zu Hause und so wollten wir den bejahrten Mann nicht mit Vorbereitungen für unser Nachtquartier belästigen, besonders da er im Anfange eine ablehnende Bemerkung gemacht hatte. Nachdem wir mit ihm Thee getrunken und dicke Milch genossen hatten, that es ihm aber offenbar leid und er bot uns freundlichst Nachtquartier an, was wir nun aber dankend ablehnten, zumal wir nach wenigen Meilen den Platz eines Deutschen, Herrn Kneisel, zu erreichen hofften.

Doch fanden wir den Weg dorthin doppelt so weit, als uns bedeutet worden war. Wegen der Löcher, welche der Regen in den Weg gewaschen hatte, führten wir unsere Pferde am Zügel, auch war es schon recht dunkel geworden. Als wir endlich an Herrn Kneisels Hausthür klopften, kam ein junger Mann in Hemdsärmeln heraus, der geläufig englisch sprach, aber unsere Anspielung auf Nachtquartier nicht verstehen wollte. Er teilte uns mit, daß 2, höchstens 3 Meilen von hier ein Hotel wäre. Selbst einen Platz zum Absatteln und Schlafen unter den Bäumen wollte er uns nicht anweisen. Ich riet, weiter zu ziehen und mit diesem ungastlichen Hause nichts zu thun zu haben, indem ich mit Unwillen einen Vergleich mit der gastlichen Kapkolonie zog. Später sind wir übrigens in demselben Hause sehr freundlich aufgenommen worden und Herr Kneisel entschuldigte sich bei uns und führte als Grund der verweigerten Aufnahme ein Mißverständnis seines englischen Handlungsgehülfen an.

Wir schritten also weiter und zogen unsere müden Gäule hinterher. Wir durften uns nicht niederlegen, wozu wir stark neigten, sonst wären wir sofort eingeschlafen. Doch beschlossen wir, am ersten Baum unsere Pferde an-

zubinden und uns auf dem Wege in unsere Decken zu hüllen und zu schlafen. Doch trafen wir keinen Baum und so schleppten wir uns weiter. Der Weg war oft nur mit Mühe zu erkennen, doch verloren wir ihn nicht und wankten, schlaftrunken und instinktiv den Weg verfolgend, weiter, immer weiter. Es mochten wohl 5 englische Meilen statt 2 oder 3 geworden sein, da standen wir vor einem angepflanzten Gehölz und bald sahen wir auch eine rohe, aus Wellblech gebaute Bude, deren Gestank von rohen Fellen uns den „Store" erkennen ließ. Wir hämmerten an den verschlossenen Thüren und Läden, doch umsonst. Mit Hülfe von Streichhölzern durchsuchten wir das chaotische Gelände mit halb verfallenen und halb neugebauten Ställen und Hütten. Wir fanden tiefe Erdlöcher, aus welchen Boden herausgeholt war, eine Brandruine mit erhaltenem Lehm-Gemäuer und Kamin, alte Packkisten, eine runde Kaffernhütte, und schließlich als Zeichen, daß hier zur Zeit noch weiße Menschen wohnen mußten, Pferde und Kälber in einem Stalle und Enten unter einem überhängenden, halbverfallenen Dache. Wir pochten und riefen wieder, doch alles vergebens. Nun suchten wir nach einem dichten Baum, um uns zu lagern, da es hier auf dem Hofe gar zu schmutzig war. Doch jetzt fing es stärker an zu regnen und deshalb zogen wir es vor, die Enten unter ihrem Dache wegzujagen, alte Kisten und zerbrochene Flaschen etwas bei Seite zu räumen, uns in unsere Decken zu hüllen und niederzulegen. Die Pferde hatten wir außen am Stalle festgebunden und unsere Sättel beim Scheine des letzten Streichholzes vor Nässe geborgen. Wir sprachen kein Wort. Herr H. hatte seine Füße an sich gezogen und saß resigniert mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt. Ich streckte meine Füße in den Regen und begnügte mich, mit dem Oberkörper im Trocknen zu liegen.

So brachten wir die übrige Nacht im Halbschlafe zu. Beim ersten Morgengrauen erhoben wir uns und bemerkten kaum 30 Schritte von unserem Lagerplatz ein wohnlich aussehendes Haus, welches wir in der Nacht nicht gefunden hatten. Auf der Veranda trat uns ein freundlich aussehender weißer Mann entgegen, der uns im besten Englisch begrüßte und außerordentlich bedauerte, daß er uns nachts nicht gehört hätte, er habe aber einen sehr gesunden und tiefen Schlaf. Uebrigens verzeiht man es in einem halbkultivierten Lande gern, daß Einem nicht in später Nachtzeit geöffnet wird, denn an den Grenzen von Pondoland treiben sich doch sehr zweifelhafte Elemente umher, so daß man gut thut, bei Nacht sein Haus wie eine Burg geschlossen zu halten. Nach gründlicher Reinigung unseres Körpers und unserer Kleidung, die wir, so gut es ging, am Feuer trockneten, setzte uns Mr. Mack, der es sehr bedauerte, daß seine Frau nicht zu Hause sei, auf blühend weißer Tischdecke ein Frühstück von Thee und Zubehör vor, und so waren unsere gestrigen Leiden bald vergessen.

In ähnlicher Weise ging unsere Reise noch einige Tage weiter, bis wir Port Shepstone mit der deutschen Niederlassung Marburg erreichten, an der Mündung des Umzimkulu in fruchtbarster Landschaft gelegen, wo wir im Hause des Herrn Sangmeister bis auf weiteres Station machen wollten.

Hier sind einige dreißig deutsche Auswanderer von der Natal-Regierung angesiedelt worden, von welchen indes etwa der dritte Teil kürzlich nach den Johannesburger Goldfeldern fortgezogen ist, ebenso wie der größte Teil einer nahe gelegenen Niederlassung von Norwegern, deren leere Hütten wir schon halbverfallen fanden. Die Hauptgründe, weshalb diese Niederlassungen nicht besonders ge-

deihen, liegen darin, daß viel Kapital und Intelligenz zum Farmen in hiesiger Gegend gehört. Ein Ansiedler darf sich hier nicht auf die Kultur der gewöhnlichen Landesprodukte, wie Mais, einlassen, da alle Kaffern Mais bauen und derselbe äußerst billig ist. Auch kann er auf einen größeren Absatz an Butter, Eiern, Geflügel, Fleisch und den gewöhnlichen Landprodukten nicht rechnen, da für sie wegen der mangelhaften Verkehrswege der Markt fehlt. Er muß vielmehr Artikel erzielen, die durch ihre sorgfältige Kultur und Zubereitung höhere, transportfähige Preise erzielen, wie Kaffee, Thee, Zucker, guten Tabak und gewiß auch noch andere Produkte der subtropischen Zone, die bisher noch nicht probiert sind. Aus diesem Grunde eignet sich für diese Gebiete nicht der gewöhnliche deutsche Kartoffelbauer. Uebrigens traf ich einige der Auswanderer, welche mit mir zusammen auf demselben Schiff vor 4 Jahren aus Deutschland gekommen waren, hier wieder und fand, daß die Leute sich für die kurze Zeit eine materiell nicht ungünstige Lage erarbeitet hatten. Da die Küstenbahn von Durban noch lange nicht bis Port Shepstone ausgedehnt ist — sie wurde erst Ende der 90er Jahre vollendet — und der Dampferverkehr in den kleinen Küstenfahrzeugen recht unregelmäßig — der Umzimkulu wie alle Flüsse Natals und Pondolands sind nicht schiffbar und ihre Mündungen versanden oft — die Fahrwege aber außerordentlich schlecht und einen Teil des Jahres hindurch wegen der anschwellenden Küstenflüsse überhaupt unpassierbar bleiben, so fristen die Ansiedler dieser zum Teil recht fruchtbaren Plätze an der Küste Natals und des Kaffernlandes im ganzen nur notdürftig ihr Leben. Die allgemeinen Klagen sind eben die mangelhaften Verkehrswege und die fehlenden Märkte für die Produkte. Mag sein, daß nach Vollendung der Küsten-

bahn bis Marburg und nach Beendigung des Transvaal-krieges diese Niederlassungen, in denen die Deutschen die Hauptrolle spielen, noch einmal aufblühen.

Wie schon bemerkt, wohnten wir hier im gastlichen Hause des Herrn Sangmeister, eines früheren deutschen Offiziers, der nach Bildung und Unternehmungsgeist die erste Rolle zu Port Shepstone spielte. Ihm verdanken wir große Unterstützung bei unserem Unternehmen; auch begleitete uns Herr Sangmeister später auf mehreren Reisen in Pondoland zugleich mit einem norwegischen Photographen, der die Hauptmomente unserer Expedition sogar im Bilde fixiert hat.

Auf unseren Brief an Umhlangaso*), den „Premier-Minister" des Pondostaates, den wir vor einiger Zeit nach Pondoland abgesandt hatten, wurde uns durch drei Kaffern ein Antwortschreiben übermittelt. Die Botschafter waren aber sehr schwer wieder flott zu machen, da sie Schnaps und immer mehr Schnaps begehrten.

Bei der gänzlichen Zerfahrenheit, welche in der Expeditionsleitung herrschte, und dem großen Mangel an Geldmitteln zu Zwecken unserer Expedition, war es mir inzwischen schon leid geworden, mich an diesem zweifelhaften Unternehmen beteiligt zu haben, obgleich ich froh sein konnte, in erster Linie nur als Arzt und Naturforscher dabei engagiert zu sein. In Marburg riß mir jedoch nach etwa acht Tagen die Geduld und ich fuhr mit dem kleinen Küstendampfer „Somseu" von Port Shepstone nach Durban, um mir die Approbation als Arzt für Natal zu verschaffen und mich irgendwo niederzulassen, damit ich in meiner Existenz nicht weiter von der D. P. L. G. abhängig zu sein brauchte. Bei

*) Die Buchstaben hl bedeuten in der Kaffernsprache einen Zischlaut, welcher etwa unserm deutschen schl entspricht.

meiner Rückkehr aus Durban reiste ich längs der Küste zuerst mit der Eisenbahn, dann mit der Postkarre und schließlich bis Marburg zu Pferde. Letzteres hatte ich mir von Herrn Sangmeister durch einen Kaffern entgegen schicken lassen; doch war diese Reise eine enorme Strapaze für mich, da sich unterwegs einige heftige Krankheitserscheinungen als Reaktion des ungewohnten feuchtheißen Klimas eingestellt hatten. Ich will dieselben hier etwas näher beschreiben, da sie vielleicht allgemeineres Interesse beanspruchen können.

Das gesamte Drüsensystem, welches ja offenbar die so notwendige Reinigung des Blutes besorgt, funktioniert sofort unvollkommen, sobald der Körper unter den Einfluß ungewohnter Witterung oder besonders eines ungewohnten Klimas gelangt. An ein feuchtwarmes Klima will sich der Körper nur schwer anpassen. Hier scheint zuerst eine übermäßige Thätigkeit der Schweißdrüsen einzutreten, woran sich eine Erschlaffung derselben und eine Blutverschlechterung infolge Zurückhaltens von Stoffen, die normalerweise zur Ausscheidung bestimmt sind, anschließt. Mein Organismus bestrebte sich nun, durch einen heftigen Darmkatarrh, der in Durban auftrat, sich dieser Stoffe zu entledigen. Dieser Zustand schwächte den Körper jedoch, so daß ich froh war, als sich unter den Erscheinungen von Furunkelbildung die Krankheit auf die Unterschenkel warf. Hierbei waren aber offenbar jene kleinen Zecken oder Buschläuse beteiligt, welche in Natal eine wahre Landplage für Mensch und Vieh darstellen. Sie verursachen heftiges Jucken, wonach sich die Haut entzündet und Furunkel bildet. Die Blutschwären verursachten dann weiter eine Entzündung der Leistendrüsen einer Seite, welche mich nach glücklicher Ueberstehung meiner Reise unter heftigen Schmerzen zu Marburg ans Lager fesselte. Da

ich einem langwierigen Leiden entgegensah, so entschloß ich mich zu einer Gewaltkur. Unter wahnsinnigem Schmerz massierte und zerrieb ich die Drüsenpackete mit Hilfe einer von mir hergestellten Karbolsalbe. Dieses hatte nach einigen Tagen die Folge, daß unter den Erscheinungen heftigen Fiebers und eines akuten, rheumatismusähnlichen Zustandes eine Aufsaugung der in den Drüsen enthaltenen Eiterstoffe eintrat, worauf dann baldige Heilung erfolgte.

Als nun unser viertes Expeditionsmitglied, Herr Beyrich, aus Transvaal eintraf, der früher eben so wenig wie ich von dem ganzen Pondoland-Unternehmen gehört hatte, und der mir sofort seines offenen und geraden Wesens wegen gefiel, war ich sehr froh, in ihm einen passenden Expeditionsgenossen gefunden zu haben. Ich söhnte mich mit der Sache wieder etwas aus und Herr Beyrich und ich haben seitdem in Freud und Leid in Pondoland zusammen gehalten. Die Freude an der Natur und die Lust an einem abenteuernden Leben in einem fast noch wilden, eine Menge des Interessanten bietenden Lande haben uns zehn Monate lang über die ausgebliebenen wirtschaftlichen Erfolge, die wir ja voraussehen konnten, einigermaßen hinweggeholfen.

Wollte ich die Fahrten und Abenteuer der nun folgenden Zeit, sowie alle meine Beobachtungen über Einwohner und Natur des Landes, welche ich auf mehr als 1000 Tagebuchblättern während der Expedition zu Papier gebracht habe, ausführlich mitteilen, so würde ich damit allein mehrere dicke Bände füllen.

Eine solche ausführliche Schilderung unserer Reisen und Erlebnisse mit vielen Einzelbeobachtungen über die Natur des Landes, die Sitten seiner Bewohner und die Tier- und Pflanzenwelt würde ja wohl wissenschaftlichen Wert haben, besonders da sie ein bisher fast unbekanntes

Land betrifft. Doch würden diese Ausarbeitungen an der Hand meiner in verschiedenen Museen zerstreuten Sammlungen viel Zeit und Mittel erfordern, welche letztere wohl in Deutschland für ein zur Zeit englisches Gebiet nicht disponibel wären. Anders lägen die Verhältnisse, wenn Deutschland in der Lage gewesen wäre, jenen Teil Pondolands als Kolonie zu erwerben, statt daß derselbe später von England an die Kapkolonie angeschlossen wurde.

Während also der größte Teil meiner Tagebücher vorläufig unverwertet bleibt, will ich im folgenden dem Leser wenigstens im Umrisse unsere Thätigkeit in Pondoland und dabei einige charakteristische Schilderungen von Land und Leuten bieten.

IX. Kapitel.

Pondoland.

Am 15. Januar 1888 reisten H., Beyrich und ich von Marburg in Natal zu Pferde ins Pondoland, wo wir am 7. Reisetage am „Großen Platz“, der Residenz des verstorbenen Oberhäuptlings Umqikela, eintrafen. Es handelte sich für uns nun darum, die Wahl eines neuen Oberhäuptlings durchzusetzen bezw. zu beschleunigen und von dem neugewählten die Bestätigung unseres alten Kontraktes zu erlangen, welcher Herrn N. ein Landgebiet von etwa 500 englischen Quadratmeilen unter gewissen noch zu erfüllenden Bedingungen zusprach.

Bei Herrn Stoffels, einem Belgier, der englisch mit französischem Accent sprach, wurden wir freundlich in das mit einer Extra-Verzäunung versehene Privathaus mit hübschem Gärtchen aufgenommen und erhielten Frühstück und Kaffernbier. Letzteres mundete uns jedoch anfangs nicht; es ist säuerlich, sieht aber mehr einer dicken Hafergrützsuppe als Bier ähnlich, und hat einen erdigen Geschmack. Später haben wir dieses Lieblingsgetränk der Kaffern jedoch bei heißem Wetter recht erquickend gefunden.

Die letzte Station vor dem Großen Platze machten wir bei dem Händler Mr. Maxwell, zu Flagstaff. Auf dem Platze vor dessen Geschäftshause herrschte gerade reges Leben. Einer der großen Häuptlinge, Umqib, war soeben

von seinem Kraale kommend, mit einem Gefolge von etwa 50 Pondos zu Pferde, eingetroffen. Sie waren auf dem Wege nach dem Großen Platze zur Wahl des Oberhäuptlings, wie es hieß. Die meisten waren schöngebaute und stattliche Gestalten, einige über 6 Fuß hoch. Fast alle waren in Pondo-Kostümen, d. h. ausschließlich bekleidet mit der ockerfarbenen Wolldecke, die auf einer Schulter oder auf dem Nacken mit einer großen Broschen-Nadel befestigt, im übrigen lose um den Körper flatterte. Sonst waren sie völlig nackt. Um Beine und Arme trugen sie große Mengen von Ringen aus Kupfer-, Messing- oder Eisendraht, oder auch Riemen. Die nackten Füße hielten mit den großen Zehen die Steigbügel; als Sättel dienten ihnen Schaffelle. Das kurzwollige Kopfhaar war meist mit einer Feder auf dem Scheitel geschmückt, die Schnupftabakdose stak bei vielen in einem schlitzförmigen Loche des Ohrläppchens, der knöcherne Schnupflöffel über dem rechten Ohre im Haar. Mehrere trugen in einem oder auch in beiden Ohrlöchern große Manchettenknöpfe, um die Stirn rote Bänder. Der sogen. Pondostreif, eine blaue tättowierte Linie, ließ sich bei allen senkrecht über der Nasenwurzel erkennen.

Im übrigen herrschte große Mannigfaltigkeit in ihren Zierraten. Sehr beliebt waren auch Perlen-Halsbänder in bunten Mustern, von denen manche eine solche Menge trugen, daß sie ihre Köpfe gezwungen hoch hielten. Viele führten Wurfspeere mit eisernen Spitzen. Einige wenige nur, unter ihnen der Häuptling selbst, trugen einige europäische Kleider, keiner jedoch Hosen. Einzelne hatten rote Uniformröcke mit vergoldeten Knöpfen. Diese Röcke waren aber schlecht und alt und entstellten die schön gewachsenen Gestalten vollständig.

Wir wurden von einigen umstanden, welche ein paar

englische Worte sprechen konnten. Man frug nach unserer Nation. Als sie erfuhren, daß wir Amadjellemane (Germans) seien, boten uns viele die Hände zum Gruß.

Bald zog der Heerhaufen wieder ab, ihre ruppigen kleinen Pferde zum wildesten Galopp anjagend, mit flatternden Mänteln und geschwungenen Assegais, wie das wilde Heer.

Schon auf dem Wege zum Großen Platze hatten wir von einigen Weißen vernommen, daß die Häuptlingswahl keine rechten Fortschritte mache, weil mehrere Parteien vorhanden seien, und sich jeder scheue, „einen Namen zu nennen", d. h. also wohl durch Vorschlag eines Kandidaten Farbe zu bekennen, und dadurch Gefahr zu laufen, es mit den übrigen Parteien zu verderben.

Bei unaufhörlichem Regen gelangten wir am 22. Januar auf den Großen Platz, wo heute wieder einige hundert Pondos sich versammelt hatten, die fast alle zu Pferde hergekommen waren. Das intellektuelle Oberhaupt in Pondoland, gewissermaßen der Regent und auch der Premier-Minister, war Umhlangaso, ein Vollblutkaffer, welcher aber auf einer Missionsstation Schulunterricht genossen hatte, und sich ziemlich verständlich in englisch ausdrücken konnte. Mit diesem suchten wir also wegen unseres Unternehmens eine Unterhandlung anzuknüpfen. Wir kamen mit dem schon erwähnten Herrn Kneisel, der sich uns unterwegs angeschlossen hatte, zu Pferde an. Der Große Platz besteht in 7 gewöhnlichen Kaffernhütten, welche auf einem flachen Hügel ohne Umfriedigung standen. Sonst befand sich hier noch ein länglich-viereckiger Pferdestall, der noch zwei Wohnräume und eine Küche enthielt. In den Kaffernhütten wohnten die Witwen von Umqikela mit ihren vielen Kindern. Alle Gebäude waren in sehr verwahrlostem Zustande und der ganze Platz äußerst unsauber.

Es wurde uns gesagt, Umhlangaso habe von unserer Ankunft gehört und wünsche uns zu sprechen. Als wir abgesattelt hatten, wurden wir in ein comptoirartiges, sehr schmutziges Zimmer vor dem Pferdestall geführt, worin als einziges Möbel ein roher, in die Mauer eingelassener halbrunder Tisch mit einem Beine stand, auf welchem wir Platz nahmen. Auf diesem Tisch lag auch das Staatsarchiv, bestehend aus einem Haufen schmutziger Briefe und einigen Konto- und Paßbüchern von Kaufmannsläden. Im offenen Eingange dieses Raumes und vor demselben saßen und standen ein halb Dutzend Kaffern, welche uns um „fagäle" (Tabak) anbettelten. Zu uns trat Mamwe, der in Deutschland von der Hermannsburger Mission Johannes getaufte und erzogene jüngere Bruder von Umhlangaso; er war uns schon bekannt. Wir begrüßten uns und bemerkten, daß er nur noch wenig Deutsch verstand, obgleich er erst seit wenigen Jahren von Deutschland heimgekehrt war. Mit uns war noch zur gleichen Zeit am Großen Platz angelangt ein ziemlich verkafferter alter Deutscher, Meth mit Namen, ein großer muskelstarker Mann mit wildem grauen Barte, sowie ein etwas verkommener junger Engländer.

Als wir etwa 1/2 Stunde antichambriert hatten, trat Umhlangaso ein, und Herr Kneisel stellte uns ihn nach Europäer Art vor. Umhlangaso ist ein mittelgroßer und stark gebauter Mann, mit breitem, doch intelligentem Gesichte; er hatte ziemlich europäische Manieren. In seinem Drillichanzug und breiten Hut trägt er sich wie ein Bur und macht in seiner Unterhaltung einen recht gemütlichen Eindruck.

Auch machte uns Herr Kneisel mit dem deutschen Herrn E. bekannt, welchen die Herren H. und Beyrich schon von Berlin, von der südafrikanischen Gesellschaft her, kann-

ten. Dieser spielte sich uns gegenüber am Großen Platze immer als die wichtigste Person nächst Umhlangaso auf. Von den Sulus, wo er vordem Einfluß zu gewinnen versuchte, hatte er den Ehrennamen: „Das große Krokodil“ erhalten; er muß dortselbst also wohl einiges Ansehen genossen haben.

Wir unterhielten uns mit Umhlangaso zuerst über einige unwesentliche Dinge. Dann teilte uns Herr E. mit, daß Umhlangaso und die „Prinzen“ eine separate Unterredung mit uns wünschten. Zu diesem Zwecke wurden wir in das zweite Zimmer gebeten, worin ein altes Sofa, ein Lehnstuhl und eine einfache Holzbank um einen festgefügten rohen Tisch standen. Auf dem Sofa saß Sigcau, der zweite Sohn der zweiten Frau von Umqikela; dieser gilt allgemein als der Prätendent, welcher die größte Anwartschaft auf den „Thron“ habe. Er ist ein hübschgebauter Mann von 25 Jahren und saß in halbeuropäischer Kleidung in einer Ecke des Sofas und schlief. Die Weißen sagten uns später, er hätte von einem Biergelage der letzten Nacht einen mächtigen Katzenjammer gehabt. Zu ihm setzten sich nun Umhlangaso und Mamwe-Johannes auf das Sofa. E. nahm auf dem Lehnstuhl Platz, ich setzte mich mit H. und Beyrich auf die Bank. E. that sehr wichtig und wollte die Versammlung leiten; doch stellte sich bald heraus, daß er nur sehr wenig von der Pondosprache verstand. Daher machte Mamwe den Dolmetsch. Wir wurden zuerst gefragt, zu welchem Zwecke wir hergekommen seien. Die ganze Unterhandlung, während der Sigcau entweder schlief oder doch den Schlafenden spielte, ging sehr langsam von statten. Vor jeder Antwort berieten wir drei uns erst, während Umhlangaso meist selbständig verfügte. H. sagte, wir seien von einer Gesellschaft in Deutschland gesandt worden, um uns zu über-

zeugen, ob alles so wäre, wie N. berichtet habe, und um dann den N.'schen Kontrakt auf die Gesellschaft übertragen zu lassen und die Versprechungen zu erfüllen, die N. gemacht hatte. Umhlangaso antwortete nur, daß er seine Räte befragen wolle, sowie die anderen Prinzen, und daß er am nächsten Morgen uns deren Meinung mitteilen wolle. Diese Unterredung, von welcher ich hier nur die Hauptmomente wiedergebe, dauerte etwa $^3/_4$ Stunden lang.

E., das merkten wir bald heraus, arbeitete gegen uns, gab sich aber uns gegenüber den Anschein, als ob er unsere Sache unterstütze. Er ist augenscheinlich ein Abenteurer, aber bekundete doch in seinem Wesen eine große Zaghaftigkeit. Er trug sich ziemlich gewählt in weißem Waschanzug, mit Uhrkette und großem Berlocke außen am Rock, weißem Tropenhelm, einer goldenen Brille mit hellblauen Gläsern, weißer Halsbinde und Glanzleder-Gamaschen. Sein Teint ist zart, die Nase von der Sonne verbrannt; die Haare in der Mitte sehr sorgfältig gescheitelt; Bart rot und lang. Sein Blick ist unsicher, die Sprache langsam und sehr gemäßigt in ihren Ausdrücken, anscheinend leidenschaftslos; er imitiert offenbar den englischen Menschenfreundler. E. hatte damals seine Rolle in Südafrika ziemlich ausgespielt. Er suchte jetzt, nachdem er in Berlin ebenso wie in London und bei der kapschen Regierung seiner zweideutigen Unternehmungen wegen bekannt war, und nachdem er auf englischer sowohl wie auf deutscher Seite verschiedenes auf dem Kerbholze hatte, eine Firma in Port Elizabeth ihm aber die früher gewährten Unterstützungen versagte, bei den Pondos Einfluß zu gewinnen; thatsächlich lebte er aber hier wohl nur, um Unterhalt und Schutz zu genießen.

Herr Behrich ist ein kräftiger, etwas finster blickender

Mann mit dunklem Haar und Bart und tiefer, polternder Stimme; er giebt wenig auf sein Aeußeres. Diese rauhe Schale verbirgt jedoch ein zartes, gemütvolles Wesen, und eine philosophisch angelegte tiefe Natur. Offen und geradeaus, und besonders aller Heuchelei abhold, nahm B. das „große Krokodil" nach unserer Unterredung mit Umhlangaso sofort wie einen Angeklagten in Verhör. Er beschuldigte ihn, ohne Berechtigung in Südafrika ein eisernes Kreuz, einen Ehrendegen und eine Offiziersmütze getragen zu haben. E. verteidigte sich sehr ruhig und bestritt alles; die Wahrheit gelang es uns natürlich nicht festzustellen.

Sodann spielte E. mit dem auf dem Platze sich sehen lassenden 10jährigen Prinzen Umhlanga, dem seiner Geburt nach rechtmäßigen Thronfolger; er nahm ihn auf den Schoß und hätschelte ihn, wobei Umhlanga aber würdevoll und durchaus ernst blieb und sich den Liebkosungen langsam entzog. Auch kamen zwei „Prinzessinnen" einher, die entsetzlich große Mäuler hatten und mich mehr als irgend je Schwarze an die Negerbilder in den „Fliegenden Blättern" erinnerten. Auch diese begrüßte E. als seine Freundinnen. Seine Unterhaltung mit ihnen bestand indes nur darin, daß er sich vor sie hinstellte, seine süßeste Miene aufsetzte, sich anhaltend verbeugte und in die Hände klatschte, auch einer von ihnen freundschaftlich die nackte Schulter klopfte. Sie kicherten sich aber nur gegenseitig an und bald schoben sie, laut lachend, ab. Auch wollte uns E. in eines der Frauengemächer führen, als wir jedoch vor die offene Thür kamen, da hatte er nur den Mut hineinzublicken und kehrte dann um, worauf wir die Bemerkung machten, daß er doch mit den Prinzessinnen wohl noch nicht ganz intim stehe. Dagegen behauptete er ernsthaft, daß er sich nächstens mit

einer derselben verheiratet werde. Diese seine Absicht hörten wir später von Weißen bestätigen. Für einen Weißen gehört offenbar schon viel dazu, sich zu einer solchen Rolle bei dem verkommenen Pondovolk herzugeben. Wir bedauerten ihn übrigens in seiner jetzigen Lage aufs Tiefste: es muß ein schreckliches Leben sein am Großen Platze, wo keine regelmäßigen Mahlzeiten stattfinden, ja überhaupt fast nichts Eßbares zu haben ist. Nur hin und wieder wird ein Ochse geschlachtet, um dessen von Mist beschmutztes Fleisch man sich förmlich reißt.

Unter günstigeren Umständen hätte E. für Deutschland eine wichtige Rolle als Begründer von Kolonieen spielen können. Er hat gewiß im Anfang ideale und patriotische Ziele erstrebt und nur die äußeren Verhältnisse haben aus ihm das gemacht, was wir zu unserem Bedauern sehen mußten.

E. erzählte uns übrigens, was uns andere Weiße auch versicherten, daß N. von Umhlangaso außer den 360 Pfd. Sterl. für Anwerbung von deutschen Soldaten auch noch 500 Pfd. Sterl. für Beschaffung von Artillerie (!) zum Kampfe gegen die Engländer eingeheimst habe. Diese letztere Summe wäre sogar von den Pondos für einen ganz anderen politischen Zweck gesammelt gewesen und hätte später von Umhlangaso und seinen Räten wieder ersetzt werden müssen. Die Pondos wären deshalb noch jetzt sehr schlecht auf Umhlangaso zu sprechen und dessen Groll gegen N. rühre besonders von diesem Vertrauensbruche her. Auch uns gegenüber erwähnte Umhlangaso, daß er N. gerichtlich belangen wolle; doch merkten wir, daß er keinen Schuldschein habe, was ihn um so mehr verdroß. Jedenfalls sahen wir ein, daß wir gut thaten, N. auch gegenüber den Pondos gänzlich fallen zu lassen, denn seine Handlungsweise war für uns weder zu erklären noch zu

billigen. Wir standen noch eine Weile im Schmutz und Mist vor dem „Regierungspalast", und es regnete dabei in Strömen; als endlich unsere Pferde eingefangen waren, die sich weiterhin Gras gesucht hatten, waren wir herzlich froh. Unsere Sättel hatten wir nicht aus den Augen verloren, denn Weiße hatten uns gesagt, daß die von „Ministern" und „Räten" gestohlenen Sachen nicht wiederzuerlangen seien; stehle dagegen ein einfacher Kaffer etwas, so brauchte man sich nur an den Großen Platz zu wenden und bekäme sein Eigentum meist wieder.

Umhlangaso hatte uns noch sagen lassen, wir möchten morgen gegen 11 Uhr wiederkommen. Und so ritten wir durch Sumpf und Regen ab.

Am anderen Tage hatten wir schon eine gute Weile im Schmutze des Großen Platzes umhergestanden und Umhlangaso und einige andere uns von Ansehen bekannte Häuptlinge durch Händeschütteln begrüßt, als wir vor die Versammlung gebeten wurden, die ringförmig im Grase zusammensaß oder vielmehr lag. Es drohte zu regnen, und ich speziell hatte nicht die geringste Lust, in dieser ungewohnten Weise zu verhandeln. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß Umhlangaso beabsichtigte, seinen Unmut an uns auszulassen und sich dadurch den anderen Häuptlingen gegenüber zu rechtfertigen. Doch es half alles nichts, ich mußte mich mit H. und Beyrich in die Mitte zu Umhlangaso und Sigcau setzen. Um uns saßen und lagen gegen hundert Pondos.

Uns gegenüber, auch im engeren Kreise, saß zu meiner Beruhigung auch Sangmeister sowie Kneisel, aber auch Meth und E., sowie ein gewisser Barnabas, ein auf der Mission erzogener Kaffer, der Staatssekretär der Pondos, welcher ziemlich geläufig englisch sprach und auch schrieb, ein äußerst geriebener Bursche.

Wir waren, wie schon gesagt, in einer sehr unvorteilhaften Situation; die ungewohnte Art der Tagung, keinen Dolmetscher als Freund, einige der Kaffernsprache mehr oder weniger mächtige Deutsche gegen uns, dazu Umhlangasos Groll.

Als Dolmetsch wurde uns Barnabas angeboten, welcher dieses Amt für 1 Pfd. Sterl. pro Tag übernehmen wolle. Obgleich der Preis uns unverschämt hoch erschien, konnten wir ihn doch nicht gut ablehnen. Ich bezahlte ihn schließlich mit meinem letzten Goldstück; denn wir waren schon seit längerer Zeit von der D. P. L. G. nicht mehr mit Geld versehen worden.

Zuerst forderte uns Umhlangaso nun auf, der Versammlung noch einmal zu wiederholen, was wir gestern ihm und den Prinzen mitgeteilt hätten. H. antwortete wieder mit denselben Worten wie gestern. Nun aber kam eine große Ueberraschung, die uns Umhlangaso bereitete. Er fragte nämlich, ob wir denn wüßten, wie der Kontrakt laute, den N. unterzeichnet und ihm hinterlassen habe? Wir hatten, wie erwähnt, gestern und heute gesagt, daß wir gekommen wären, um das zu erfüllen, wenn auch nicht sofort, was N. versprochen hätte. Hier muß ich einschalten, daß schon zu Kapstadt eine meiner ersten Fragen an H. und N. gewesen war, wie denn der N.'sche Kontrakt laute, und daß ich auf meine Fragen abweisende Antworten erhalten hatte. Schließlich aber beruhigte ich mich, da ich ja in erster Linie als Arzt und Naturforscher engagiert worden wär. Später, in Natal, hörte ich zu meinem Erstaunen von H., daß derselbe von dem Inhalte des Kontraktes selbst nicht unterrichtet wäre!

Auf Umhlangasos uns überraschende Frage berieten wir unter uns, was zu thun sei, kamen aber in der Befangenheit unserer ungemütlichen Situation nur zu dem

Entschlusse, ehrlich einzugestehen, daß wir N.'s Kontrakt selbst nicht kennten. Darauf folgte eine höhnische Bemerkung von Umhlangaso, wie wir aus dem Gelächter der Versammlung erkannten. Diese Bemerkung Umhlangasos wurde in Barnabas' Uebersetzung uns gegenüber offenbar in diplomatischer Weise gemildert. Darauf fragte uns Umhlangaso, ob er uns nun mitteilen solle, wie jener Kontrakt laute? Er habe ihn zwar nicht hier, da er in seinem Hause liege. Darin würde ein Teil von Pondoland an die Deutschen abgetragen, mit der Bestimmung, darauf deutsche Ansiedler zu festigen, an die Pondos 360 Pfd. Sterl. nebst Zinsen zu bezahlen, dem Oberhäuptling Geschenke zu bringen und dem Lande Schutz gegen die Engländer zu gewähren. Umhlangaso beschrieb dann die Grenzen des abzutretenden Gebietes sehr ungenau und in viel geringerem Umfange, als N. in Berlin angegeben hatte. Wie wir später merkten, war dieses wohl der Grund, weshalb Umhlangaso den Kontrakt nicht öffentlich zeigen wollte; er wollte die Pondos nicht wissen lassen, daß das abgetragene Gebiet so groß sei, daß z. B. der Große Platz mit inbegriffen sei. Dieselben sollten vielmehr bei dem Glauben gelassen werden, daß es sich nur um Abtretung eines ziemlich schmalen Küstenstreifens handle, welcher sich weniger für die Viehzucht eigne, überdies schon im Jahre 1844 von der Kapkolonie annektiert worden war, wie ich später aus den Blaubüchern erfuhr. Wie dann die Deutschen sich mit der Kapkolonie abfinden würden, das war ja ihre Sache. Die zuerst betrogenen Eingeborenen Afrikas sehen ja natürlich kein Unrecht darin, die Europäer dann ihrerseits zu hintergehen. Welches waren aber in unserem Falle die schlimmeren Betrüger? Wir spielten als Angestellte der D. P. L. G. wahrlich keine schöne Rolle vor den Pondos, wenn auch

bekanntlich bei kolonialen Erwerbungen ein allzu enges Gewissen wenig Erfolge zu erzielen pflegt.

Man kann sich denken, daß wir auch durch die Erklärung, daß N. den Pondos Schutz gegen die Engländer versprochen hatte, überrascht wurden. Also deshalb wurden wir als „Amadjellemane" überall von den Pondos freudig begrüßt!? Die kapschen Zeitungen hatten also nicht so unrecht, wenn sie unsere Schritte mißtrauisch überwachten. N. hatte offenbar aus der berechtigten Furcht der Pondos vor den Engländern bezw. der Kapkolonie Profit gezogen. Er hatte den Pondos versprochen, was er wußte, daß es weder offiziell das Deutsche Reich, noch privatim eine deutsche Gesellschaft halten wolle oder könne. Darauf hatte er Geld für sich und Abtretung eines Gebietsteiles erhalten, welche Konzession er nun in Deutschland pekuniär auszubeuten suchte, indem er den kolonialen Eifer der Deutschen sich zu Nutze machte, welcher jetzt, leider zu spät, in unklare und über südafrikanische Verhältnisse schlecht unterrichtete Köpfe eingezogen war. So ging es immer in Deutschland, und das mögen sich unsere Kinder und Enkel merken: wissenschaftliche Kenntnisse schreiten im allgemeinen langsam fort; das ist auch ganz gut und soll so sein; nur für Geschichte und politische Geographie darf dieses nicht gelten. Die politischen Ereignisse folgen einander schnell in der modernen Zeit; wer also in der Weltpolitik ein Wort mitsprechen will, muß über den neuesten Stand der Dinge unterrichtet sein. Noch Ende der 70er Jahre hätte Deutschland Delagoa-Bay und Sululand so zu sagen für ein Butterbrot haben können; gegen Ende der 80er Jahre wollte man sich in Pondoland den Kopf einrennen, welches die Kapkolonie doch schon als sein Territorium zu betrachten volles Recht hatte.

Offenbar ist N. die Sache in Deutschland auch nicht

schnell genug gegangen, einerseits, weil er kein großes Vertrauen erweckte, andererseits weil der Deutsche seinen Geldbeutel doch nur langsam öffnet. Auch hatte er der Unanfechtbarkeit seines Kontraktes selbst nicht recht getraut, denn als er hörte, daß E., wie früher in Sululand, so jetzt bei den Pondos arbeite, so hat er im letzten Oktober, obgleich das nötige Geld zur Expedition noch nicht beisammen war, sich doch schnell entschlossen, mit derselben abzureisen. In Kapstadt und Natal hatte er uns gegenüber ein sehr unruhiges und aufgeregtes Wesen gezeigt. Da er wußte, daß der Herr Generalkonsul B. in Kapstadt unser politisches Auftreten in Pondoland nicht gut heißen könne, so umging er diesen Herrn ganz. In Pietermaritzburg traf er mit ihm jedoch in demselben Hotel zusammen, was für N. höchst verdrießlich war. N. wußte, daß die Pondos einerseits ihr Land ohne das Versprechen der Hülfeleistung gegen die Engländer nie abtreten würden, andererseits, daß die deutsche Regierung zwischen den englischen Kolonien Natal und Kap keine Annexionspolitik verfolge. Den deutschen Michel, schwärmerisch und unkundig, hoffte er jedoch mit seiner Lockspeise zu fangen.

Nun blieb aber noch übrig, daß N. und die D. P. L. G. darauf pochten, als Private Land von einem unabhängigen Kaffernhäuptling zu erwerben, welches ihnen dann später bei der Annexion des Kaffernstaates durch irgend eine auswärtige Macht anerkannt werden müsse. So war z. B. auch dem Generalkonsul gegenüber die Sache dargestellt worden, als wir mit ihm zu Durban an einem deutschen Bierabend teilnahmen. Aber auch dieses war ein völliges Unding, wie jeder sofort einsehen mußte, der auch nur oberflächliche Kenntnisse des Landes und seiner Kulturbedingungen hatte und sich mit gesundem

Verstande einmal die Frage vorlegte, was wohl für ein Kapital dazu gehöre, um in diesem unwegsamen Lande Ansiedlungen zu schaffen, da doch in ähnlichen Distrikten des benachbarten, zehnmal günstiger gelegenen Natals und der Kapkolonie die Kultur noch nicht so weit gediehen war, um hier mit Erfolg wirtschaften zu können. Nun blieb nur noch der vielgerühmte Egosa-Wald übrig, dessen Ausnutzung goldene Berge versprach. Ich konnte damals noch nicht über dieses Unternehmen urteilen, habe aber später nach meiner Durchforschung desselben klar genug bewiesen, daß auch diese Hoffnung eitel Trug war, weil aus vielfachen Gründen die Ausbeutung jenes Waldes unrentabel sei.

E. behauptete übrigens, daß N. im Jahre 1885 den Pondoland-Kontrakt auch schon einmal der kapkolonialen Regierung angeboten habe, aber damit natürlich abgewiesen worden wäre. E. behauptete auch, eine Kopie des betr. Angebots N's zu besitzen; falls dieses richtig war, was ich übrigens sehr stark bezweifle, wird er natürlich damit Umhlangaso noch weiter gegen N. aufgehetzt haben.

N. wußte jedenfalls recht gut, daß Umhlangaso ihn unmittelbar durchschaut hatte. Wenn er nun wenigstens von der D. P. L. G. mit einigen hundert Pfd. Sterl. und schönen Geschenken ausgestattet gekommen wäre, so hätte er vielleicht doch den Weg ins Pondoland gewagt. Denn Umhlangaso ist meiner Erfahrung nach von versöhnlichem Charakter und er wäre mit wenigem zufrieden gewesen. Aber ganz mit leeren Händen zu kommen, das hätte die Pondos doch zu Gewalt reizen können, wenn sie auch im allgemeinen sich in acht nehmen, sich an Weißen zu vergreifen, aus Furcht vor den kapschen Truppen an der Grenze und zu St. Johns. In Natal konnte N. aus anderen Gründen auch nicht bleiben, und so

war er denn nach Kapstadt gereist, wo es sich besser lebt als in Pondoland, und hatte es uns überlassen, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Nach diesen Vorbemerkungen, die ich notwendig zum Verständnis des ganzen Unternehmens machen mußte, will ich nun weiter berichten, daß Umhlangaso den Kontrakt mit N. als „tot und begraben" erklären ließ und uns nun nichts übrig blieb, als einzugestehen, daß wir selbst von N. getäuscht worden wären, aber hofften, daß Umhlangaso und die Pondohäuptlinge sich überzeugen würden, daß wir es ehrlicher mit ihnen meinten, und daß sie sich doch noch zum Abschluß eines neuen Kontraktes herbeilassen würden. Denn daß Umhlangaso noch nicht das letzte Wort gesprochen habe, wenn er den Kontrakt für ungiltig erklärte, war uns auch klar.

Nachdem wir erklärt hatten, daß wir den Kontrakt, den N. bei Umhlangaso zurückgelassen habe, nicht kennten, und nachdem Umhlangaso uns den Inhalt desselben mitgeteilt hatte, konnten wir natürlich in der heutigen Versammlung keinen Zweifel an der Richtigkeit der Angaben äußern und wußten nun nicht recht, was wir noch sagen sollten. Sangmeister riet, uns für die Unterredung zu bedanken und uns einige Tage Bedenkzeit auszubitten. Ich drang glücklicherweise darauf, Umhlangaso dennoch zu ersuchen, uns den Kontrakt zur Einsicht zu beschaffen, denn ein Punkt von Umhlangaso's Angaben erschien mir unrichtig oder doch absichtlich dunkel gehalten: die Frage der Grenzen des abzutretenden Gebietes. Der spätere Verlauf sollte mir recht geben. Und so baten wir denn um Beschaffung des Kontraktes und dankten für die Unterhandlung.

Umhlangaso stellte in der Versammlung noch verschiedene Fragen an uns, so z. B. ob denn die Deutschen

zeugen, ob alles so wäre, wie N. berichtet habe, und um dann den N.'schen Kontrakt auf die Gesellschaft übertragen zu lassen und die Versprechungen zu erfüllen, die N. gemacht hatte. Umhlangaso antwortete nur, daß er seine Räte befragen wolle, sowie die anderen Prinzen, und daß er am nächsten Morgen uns deren Meinung mitteilen wolle. Diese Unterredung, von welcher ich hier nur die Hauptmomente wiedergebe, dauerte etwa $^3/_4$ Stunden lang.

E., das merkten wir bald heraus, arbeitete gegen uns, gab sich aber uns gegenüber den Anschein, als ob er unsere Sache unterstütze. Er ist augenscheinlich ein Abenteurer, aber bekundete doch in seinem Wesen eine große Zaghaftigkeit. Er trug sich ziemlich gewählt in weißem Waschanzug, mit Uhrkette und großem Berlocke außen am Rock, weißem Tropenhelm, einer goldenen Brille mit hellblauen Gläsern, weißer Halsbinde und Glanzleder-Gamaschen. Sein Teint ist zart, die Nase von der Sonne verbrannt; die Haare in der Mitte sehr sorgfältig gescheitelt; Bart rot und lang. Sein Blick ist unsicher, die Sprache langsam und sehr gemäßigt in ihren Ausdrücken, anscheinend leidenschaftslos; er imitiert offenbar den englischen Menschenfreundler. E. hatte damals seine Rolle in Südafrika ziemlich ausgespielt. Er suchte jetzt, nachdem er in Berlin ebenso wie in London und bei der kapschen Regierung seiner zweideutigen Unternehmungen wegen bekannt war, und nachdem er auf englischer sowohl wie auf deutscher Seite verschiedenes auf dem Kerbholze hatte, eine Firma in Port Elizabeth ihm aber die früher gewährten Unterstützungen versagte, bei den Pondos Einfluß zu gewinnen; thatsächlich lebte er aber hier wohl nur, um Unterhalt und Schutz zu genießen.

Herr Beyrich ist ein kräftiger, etwas finster blickender

Mann mit dunklem Haar und Bart und tiefer, polternder Stimme; er giebt wenig auf sein Aeußeres. Diese rauhe Schale verbirgt jedoch ein zartes, gemütvolles Wesen, und eine philosophisch angelegte tiefe Natur. Offen und geradeaus, und besonders aller Heuchelei abhold, nahm B. das „große Krokodil" nach unserer Unterredung mit Umhlangaso sofort wie einen Angeklagten in Verhör. Er beschuldigte ihn, ohne Berechtigung in Südafrika ein eisernes Kreuz, einen Ehrendegen und eine Offiziersmütze getragen zu haben. E. verteidigte sich sehr ruhig und bestritt alles; die Wahrheit gelang es uns natürlich nicht festzustellen.

Sodann spielte E. mit dem auf dem Platze sich sehen lassenden 10jährigen Prinzen Umhlanga, dem seiner Geburt nach rechtmäßigen Thronfolger; er nahm ihn auf den Schoß und hätschelte ihn, wobei Umhlanga aber würdevoll und durchaus ernst blieb und sich den Liebkosungen langsam entzog. Auch kamen zwei „Prinzessinnen" einher, die entsetzlich große Mäuler hatten und mich mehr als irgend je Schwarze an die Negerbilder in den „Fliegenden Blättern" erinnerten. Auch diese begrüßte E. als seine Freundinnen. Seine Unterhaltung mit ihnen bestand indes nur darin, daß er sich vor sie hinstellte, seine süßeste Miene aufsetzte, sich anhaltend verbeugte und in die Hände klatschte, auch einer von ihnen freundschaftlich die nackte Schulter klopfte. Sie kicherten sich aber nur gegenseitig an und bald schoben sie, laut lachend, ab. Auch wollte uns E. in eines der Frauengemächer führen, als wir jedoch vor die offene Thür kamen, da hatte er nur den Mut hineinzublicken und kehrte dann um, worauf wir die Bemerkung machten, daß er doch mit den Prinzessinnen wohl noch nicht ganz intim stehe. Dagegen behauptete er ernsthaft, daß er sich nächstens mit

einer derselben verheiraten werde. Diese seine Absicht hörten wir später von Weißen bestätigen. Für einen Weißen gehört offenbar schon viel dazu, sich zu einer solchen Rolle bei dem verkommenen Pondovolk herzugeben. Wir bedauerten ihn übrigens in seiner jetzigen Lage aufs Tiefste; es muß ein schreckliches Leben sein am Großen Platze, wo keine regelmäßigen Mahlzeiten stattfinden, ja überhaupt fast nichts Eßbares zu haben ist. Nur hin und wieder wird ein Ochse geschlachtet, um dessen von Mist beschmutztes Fleisch man sich förmlich reißt.

Unter günstigeren Umständen hätte E. für Deutschland eine wichtige Rolle als Begründer von Kolonieen spielen können. Er hat gewiß im Anfang ideale und patriotische Ziele erstrebt und nur die äußeren Verhältnisse haben aus ihm das gemacht, was wir zu unserem Bedauern sehen mußten.

E. erzählte uns übrigens, was uns andere Weiße auch versicherten, daß N. von Umhlangaso außer den 360 Pfd. Sterl. für Anwerbung von deutschen Soldaten auch noch 500 Pfd. Sterl. für Beschaffung von Artillerie (!) zum Kampfe gegen die Engländer eingeheimst habe. Diese letztere Summe wäre sogar von den Pondos für einen ganz anderen politischen Zweck gesammelt gewesen und hätte später von Umhlangaso und seinen Räten wieder ersetzt werden müssen. Die Pondos wären deshalb noch jetzt sehr schlecht auf Umhlangaso zu sprechen und dessen Groll gegen N. rühre besonders von diesem Vertrauensbruche her. Auch uns gegenüber erwähnte Umhlangaso, daß er N. gerichtlich belangen wolle; doch merkten wir, daß er keinen Schuldschein habe, was ihn um so mehr verdroß. Jedenfalls sahen wir ein, daß wir gut thaten, N. auch gegenüber den Pondos gänzlich fallen zu lassen, denn seine Handlungsweise war für uns weder zu erklären noch zu

billigen. Wir standen noch eine Weile im Schmutz und Mist vor dem „Regierungspalast", und es regnete dabei in Strömen; als endlich unsere Pferde eingefangen waren, die sich weiterhin Gras gesucht hatten, waren wir herzlich froh. Unsere Sättel hatten wir nicht aus den Augen verloren, denn Weiße hatten uns gesagt, daß die von „Ministern" und „Räten" gestohlenen Sachen nicht wiederzuerlangen seien; stehle dagegen ein einfacher Kaffer etwas, so brauchte man sich nur an den Großen Platz zu wenden und bekäme sein Eigentum meist wieder.

Umhlangaso hatte uns noch sagen lassen, wir möchten morgen gegen 11 Uhr wiederkommen. Und so ritten wir durch Sumpf und Regen ab.

Am anderen Tage hatten wir schon eine gute Weile im Schmutze des Großen Platzes umhergestanden und Umhlangaso und einige andere uns von Ansehen bekannte Häuptlinge durch Händeschütteln begrüßt, als wir vor die Versammlung gebeten wurden, die ringförmig im Grase zusammensaß oder vielmehr lag. Es drohte zu regnen, und ich speziell hatte nicht die geringste Lust, in dieser ungewohnten Weise zu verhandeln. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß Umhlangaso beabsichtigte, seinen Unmut an uns auszulassen und sich dadurch den anderen Häuptlingen gegenüber zu rechtfertigen. Doch es half alles nichts, ich mußte mich mit H. und Beyrich in die Mitte zu Umhlangaso und Sigcau setzen. Um uns saßen und lagen gegen hundert Pondos.

Uns gegenüber, auch im engeren Kreise, saß zu meiner Beruhigung auch Sangmeister sowie Kneisel, aber auch Meth und E., sowie ein gewisser Barnabas, ein auf der Mission erzogener Kaffer, der Staatssekretär der Pondos, welcher ziemlich geläufig englisch sprach und auch schrieb, ein äußerst geriebener Bursche.

Wir waren, wie schon gesagt, in einer sehr unvorteilhaften Situation; die ungewohnte Art der Tagung, keinen Dolmetscher als Freund, einige der Kaffernsprache mehr oder weniger mächtige Deutsche gegen uns, dazu Umhlangasos Groll.

Als Dolmetsch wurde uns Barnabas angeboten, welcher dieses Amt für 1 Pfd. Sterl. pro Tag übernehmen wolle. Obgleich der Preis uns unverschämt hoch erschien, konnten wir ihn doch nicht gut ablehnen. Ich bezahlte ihn schließlich mit meinem letzten Goldstück; denn wir waren schon seit längerer Zeit von der D. P. L. G. nicht mehr mit Geld versehen worden.

Zuerst forderte uns Umhlangaso nun auf, der Versammlung noch einmal zu wiederholen, was wir gestern ihm und den Prinzen mitgeteilt hätten. H. antwortete wieder mit denselben Worten wie gestern. Nun aber kam eine große Ueberraschung, die uns Umhlangaso bereitete. Er fragte nämlich, ob wir denn wüßten, wie der Kontrakt laute, den N. unterzeichnet und ihm hinterlassen habe? Wir hatten, wie erwähnt, gestern und heute gesagt, daß wir gekommen wären, um das zu erfüllen, wenn auch nicht sofort, was N. versprochen hätte. Hier muß ich einschalten, daß schon zu Kapstadt eine meiner ersten Fragen an H. und N. gewesen war, wie denn der N.'sche Kontrakt laute, und daß ich auf meine Fragen abweisende Antworten erhalten hatte. Schließlich aber beruhigte ich mich, da ich ja in erster Linie als Arzt und Naturforscher engagiert worden wär. Später, in Natal, hörte ich zu meinem Erstaunen von H., daß derselbe von dem Inhalte des Kontraktes selbst nicht unterrichtet wäre!

Auf Umhlangasos uns überraschende Frage berieten wir unter uns, was zu thun sei, kamen aber in der Befangenheit unserer ungemütlichen Situation nur zu dem

Entschlusse, ehrlich einzugestehen, daß wir N.'s Kontrakt selbst nicht kennten. Darauf folgte eine höhnische Bemerkung von Umhlangaso, wie wir aus dem Gelächter der Versammlung erkannten. Diese Bemerkung Umhlangasos wurde in Barnabas' Uebersetzung uns gegenüber offenbar in diplomatischer Weise gemildert. Darauf fragte uns Umhlangaso, ob er uns nun mitteilen solle, wie jener Kontrakt laute? Er habe ihn zwar nicht hier, da er in seinem Hause liege. Darin würde ein Teil von Pondoland an die Deutschen abgetragen, mit der Bestimmung, darauf deutsche Ansiedler zu festigen, an die Pondos 360 Pfd. Sterl. nebst Zinsen zu bezahlen, dem Oberhäuptling Geschenke zu bringen und dem Lande Schutz gegen die Engländer zu gewähren. Umhlangaso beschrieb dann die Grenzen des abzutretenden Gebietes sehr ungenau und in viel geringerem Umfange, als N. in Berlin angegeben hatte. Wie wir später merkten, war dieses wohl der Grund, weshalb Umhlangaso den Kontrakt nicht öffentlich zeigen wollte; er wollte die Pondos nicht wissen lassen, daß das abgetragene Gebiet so groß sei, daß z. B. der Große Platz mit inbegriffen sei. Dieselben sollten vielmehr bei dem Glauben gelassen werden, daß es sich nur um Abtretung eines ziemlich schmalen Küstenstreifens handle, welcher sich weniger für die Viehzucht eigne, überdies schon im Jahre 1844 von der Kapkolonie annektiert worden war, wie ich später aus den Blaubüchern erfuhr. Wie dann die Deutschen sich mit der Kapkolonie abfinden würden, das war ja ihre Sache. Die zuerst betrogenen Eingeborenen Afrikas sehen ja natürlich kein Unrecht darin, die Europäer dann ihrerseits zu hintergehen. Welches waren aber in unserem Falle die schlimmeren Betrüger? Wir spielten als Angestellte der D. P. L. G. wahrlich keine schöne Rolle vor den Pondos, wenn auch

bekanntlich bei kolonialen Erwerbungen ein allzu enges Gewissen wenig Erfolge zu erzielen pflegt.

Man kann sich denken, daß wir auch durch die Erklärung, daß N. den Pondos Schutz gegen die Engländer versprochen hatte, überrascht wurden. Also deshalb wurden wir als „Amadjellemane“ überall von den Pondos freudig begrüßt!? Die kapschen Zeitungen hatten also nicht so unrecht, wenn sie unsere Schritte mißtrauisch überwachten. N. hatte offenbar aus der berechtigten Furcht der Pondos vor den Engländern bezw. der Kapkolonie Profit gezogen. Er hatte den Pondos versprochen, was er wußte, daß es weder offiziell das Deutsche Reich, noch privatim eine deutsche Gesellschaft halten wolle oder könne. Darauf hatte er Geld für sich und Abtretung eines Gebietsteiles erhalten, welche Konzession er nun in Deutschland pekuniär auszubeuten suchte, indem er den kolonialen Eifer der Deutschen sich zu Nutze machte, welcher jetzt, leider zu spät, in unklare und über südafrikanische Verhältnisse schlecht unterrichtete Köpfe eingezogen war. So ging es immer in Deutschland, und das mögen sich unsere Kinder und Enkel merken: wissenschaftliche Kenntnisse schreiten im allgemeinen langsam fort; das ist auch ganz gut und soll so sein; nur für Geschichte und politische Geographie darf dieses nicht gelten. Die politischen Ereignisse folgen einander schnell in der modernen Zeit; wer also in der Weltpolitik ein Wort mitsprechen will, muß über den neuesten Stand der Dinge unterrichtet sein. Noch Ende der 70er Jahre hätte Deutschland Delagoa-Bay und Sululand so zu sagen für ein Butterbrot haben können; gegen Ende der 80er Jahre wollte man sich in Pondoland den Kopf einrennen, welches die Kapkolonie doch schon als sein Territorium zu betrachten volles Recht hatte.

Offenbar ist N. die Sache in Deutschland auch nicht

schnell genug gegangen, einerseits, weil er kein großes Vertrauen erweckte, andererseits weil der Deutsche seinen Geldbeutel doch nur langsam öffnet. Auch hatte er der Unanfechtbarkeit seines Kontraktes selbst nicht recht getraut, denn als er hörte, daß E., wie früher in Sululand, so jetzt bei den Pondos arbeite, so hat er im letzten Oktober, obgleich das nötige Geld zur Expedition noch nicht beisammen war, sich doch schnell entschlossen, mit derselben abzureisen. In Kapstadt und Natal hatte er uns gegenüber ein sehr unruhiges und aufgeregtes Wesen gezeigt. Da er wußte, daß der Herr Generalkonsul B. in Kapstadt unser politisches Auftreten in Pondoland nicht gut heißen könne, so umging er diesen Herrn ganz. In Pietermaritzburg traf er mit ihm jedoch in demselben Hotel zusammen, was für N. höchst verdrießlich war. N. wußte, daß die Pondos einerseits ihr Land ohne das Versprechen der Hülfeleistung gegen die Engländer nie abtreten würden, andererseits, daß die deutsche Regierung zwischen den englischen Kolonien Natal und Kap keine Annexionspolitik verfolge. Den deutschen Michel, schwärmerisch und unkundig, hoffte er jedoch mit seiner Lockspeise zu fangen.

Nun blieb aber noch übrig, daß N. und die D. P. L. G. darauf pochten, als Private Land von einem unabhängigen Kaffernhäuptling zu erwerben, welches ihnen dann später bei der Annexion des Kaffernstaates durch irgend eine auswärtige Macht anerkannt werden müsse. So war z. B. auch dem Generalkonsul gegenüber die Sache dargestellt worden, als wir mit ihm zu Durban an einem deutschen Bierabend teilnahmen. Aber auch dieses war ein völliges Unding, wie jeder sofort einsehen mußte, der auch nur oberflächliche Kenntnisse des Landes und seiner Kulturbedingungen hatte und sich mit gesundem

Verstande einmal die Frage vorlegte, was wohl für ein Kapital dazu gehöre, um in diesem unwegsamen Lande Ansiedlungen zu schaffen, da doch in ähnlichen Distrikten des benachbarten, zehnmal günstiger gelegenen Natals und der Kapkolonie die Kultur noch nicht so weit gediehen war, um hier mit Erfolg wirtschaften zu können. Nun blieb nur noch der vielgerühmte Egosa-Wald übrig, dessen Ausnutzung goldene Berge versprach. Ich konnte damals noch nicht über dieses Unternehmen urteilen, habe aber später nach meiner Durchforschung desselben klar genug bewiesen, daß auch diese Hoffnung eitel Trug war, weil aus vielfachen Gründen die Ausbeutung jenes Waldes unrentabel sei.

E. behauptete übrigens, daß N. im Jahre 1885 den Pondoland-Kontrakt auch schon einmal der kapkolonialen Regierung angeboten habe, aber damit natürlich abgewiesen worden wäre. E. behauptete auch, eine Kopie des betr. Angebots N's zu besitzen; falls dieses richtig war, was ich übrigens sehr stark bezweifle, wird er natürlich damit Umhlangaso noch weiter gegen N. aufgehetzt haben.

N. wußte jedenfalls recht gut, daß Umhlangaso ihn unmittelbar durchschaut hatte. Wenn er nun wenigstens von der D. P. L. G. mit einigen hundert Pfd. Sterl. und schönen Geschenken ausgestattet gekommen wäre, so hätte er vielleicht doch den Weg ins Pondoland gewagt. Denn Umhlangaso ist meiner Erfahrung nach von versöhnlichem Charakter und er wäre mit wenigem zufrieden gewesen. Aber ganz mit leeren Händen zu kommen, das hätte die Pondos doch zu Gewalt reizen können, wenn sie auch im allgemeinen sich in acht nehmen, sich an Weißen zu vergreifen, aus Furcht vor den kapschen Truppen an der Grenze und zu St. Johns. In Natal konnte N. aus anderen Gründen auch nicht bleiben, und so

war er denn nach Kapstadt gereist, wo es sich besser lebt als in Pondoland, und hatte es uns überlassen, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Nach diesen Vorbemerkungen, die ich notwendig zum Verständnis des ganzen Unternehmens machen mußte, will ich nun weiter berichten, daß Umhlangaso den Kontrakt mit N. als „tot und begraben“ erklären ließ und uns nun nichts übrig blieb, als einzugestehen, daß wir selbst von N. getäuscht worden wären, aber hofften, daß Umhlangaso und die Pondohäuptlinge sich überzeugen würden, daß wir es ehrlicher mit ihnen meinten, und daß sie sich doch noch zum Abschluß eines neuen Kontraktes herbeilassen würden. Denn daß Umhlangaso noch nicht das letzte Wort gesprochen habe, wenn er den Kontrakt für ungiltig erklärte, war uns auch klar.

Nachdem wir erklärt hatten, daß wir den Kontrakt, den N. bei Umhlangaso zurückgelassen habe, nicht kennten, und nachdem Umhlangaso uns den Inhalt desselben mitgeteilt hatte, konnten wir natürlich in der heutigen Versammlung keinen Zweifel an der Richtigkeit der Angaben äußern und wußten nun nicht recht, was wir noch sagen sollten. Sangmeister riet, uns für die Unterredung zu bedanken und uns einige Tage Bedenkzeit auszubitten. Ich drang glücklicherweise darauf, Umhlangaso dennoch zu ersuchen, uns den Kontrakt zur Einsicht zu beschaffen, denn ein Punkt von Umhlangaso's Angaben erschien mir unrichtig oder doch absichtlich dunkel gehalten: die Frage der Grenzen des abzutretenden Gebietes. Der spätere Verlauf sollte mir recht geben. Und so baten wir denn um Beschaffung des Kontraktes und dankten für die Unterhandlung.

Umhlangaso stellte in der Versammlung noch verschiedene Fragen an uns, so z. B. ob denn die Deutschen

hier unter der Oberhoheit der Pondos leben sollten? Ob die Deutschen zulassen wollten, daß die Engländer am St. Johns-Flusse — dessen Mündung englisches Territorium ist — Zölle erheben dürften? Meth, seiner Gesinnung nach ein vollständiger Pondo, mischte sich dabei hinein und legte uns die Frage wegen der Oberhoheit in deutscher Uebersetzung vor. Auch äußerte er hierbei seine Ansicht, daß er sich denke, daß die Deutschen unter den Gesetzen der Pondos zu leben gedächten, etwa wie die Grikwas, welche sich ja auch in Pondoland unter deren Oberhoheit angesiedelt hätten. Es ist kaum zu glauben, daß ein Deutscher in der Weise verkaffern kann, daß er seine Landsleute auf die Stufe von Hottentotten-Mischlingen stellt! Wir ließen antworten, daß wir zwar nicht herausgekommen wären, um solche Fragen hier zu erörtern, daß aber deutsche Ansiedler in Pondoland unter allen Umständen unter ihren eigenen Gesetzen leben würden.

Nach Schluß der Versammlung machte Sangmeister noch eine photographische Aufnahme von unserer sehr malerischen Gruppe. Dieses trug etwas zur Erheiterung der Gesellschaft bei. Sigcau wollte freilich nicht auf dem Bilde sichtbar sein und versteckte sich unter seiner Wolldecke. Doch versprach er Sangmeister, später einmal sich allein photographieren zu lassen, was er denn auch that, als wir Umhlangaso's Vertrauen wiedergewonnen hatten.

Bevor wir abritten, ließ uns Umhlangaso sagen, er hätte augenblicklich nichts zum Schlachten, doch wollte er uns nächstesmal einen Ochsen schenken. Auch hierin beschämte er uns, denn wir hatten nicht die geringsten Geschenke für ihn mitbringen können, nicht einmal einen Revolver, der sich zum Geschenke geeignet hätte, hatten wir im Besitze.

Die Vorgänge dieser Versammlung, welche mir ein deutliches Bild von den widerstrebenden Interessen der verschiedensten Parteien und Personen und des gegenseitigen Luges und Truges entrollten, und nicht nur eine diplomatische, sondern auch moralische Ueberlegenheit Umhlangaso's erwiesen hatten, waren mir sehr interessant, aber doch auch für uns tief beschämend. Glücklicherweise war es mir vergönnt, mich später mit Umhlangaso noch öfter auszusprechen und ihm bessere Begriffe von uns Deutschen beizubringen, wenn auch völlige Offenheit natürlich nicht möglich war. Ich habe in ihm einen Mann von großer diplomatischer Klugheit, maßvollem Urteil, wohlwollender Gesinnung und persönlich sehr liebenswürdigem Charakter schätzen gelernt, wie man solche überall auf der Welt, auch bei den Kaffern, aber leider nur vereinzelt findet.

Es war schon dunkel, als unsere Pferde eingefangen waren und wir den 6 engl. Meilen entfernten Handelsplatz des Mr. Maxwell bei Zalo erreichten, wo wir stets gegen geringes Entgelt eine freundliche Aufnahme fanden. Nach einem warmen Abendessen und gutem Trunke schliefen wir, in wollene Decken gut eingehüllt, nach Brauch des Landes auf den Ladentischen des Stores, wo wir vor Ungeziefer aller Art geborgen waren.

Am Tage nach unserem ersten Debut auf dem Großen Platze unternahmen wir mit Herrn Sangmeister eine Reise nach dem Wohnplatze eines von Schotten abstammenden Halbkaffern, Lavuta mit Namen, welcher früher Viehhandel nach Natal getrieben hatte und daher Herrn Sangmeister wohlbekannt war. Dieser Weg führte uns durch den Egosa-Wald, den schon erwähnten, unfern der Küste von Pondoland gelegenen, vielleicht zweitgrößten Waldbestand Südafrikas.

Bis gegen Mittag hatte uns unser Weg meist über begraste Hügel geführt. Nachdem wir einige ziemlich angeschwollene Flüßchen teils in unseren Kleidern, teils nackt passiert hatten, wurden wir über den einzuschlagenden Weg zweifelhaft. Ein unbekleideter Kaffer, welcher die Rinder hütete und seinen Schild aus Rindsleder als Regenschirm gebrauchte, wurde von uns mißverstanden, als wir ihn nach dem Wege zu Lavuta fragten, sodaß wir auf den verkehrten Weg kamen, was wir aber erst später merkten.

Bald erreichten wir den vielgenannten Egosa-Busch, oder Egosa-Wald, wie man ihn mit vollem Rechte nennen kann. Bisher hatten wir heute nur einige obere, in Thälern vorgestreckte Zipfel dieses großen Waldes berührt. Der Regen strömte ordentlich hernieder. Der Wald gewährte uns nun ziemlichen Schutz. Anfangs war der rohe Weg so breit, daß ein Wagen ihn befahren konnte, doch war er mit tiefem Schlamm bedeckt. Die Pferde hatten oft Mühe, ihre Füße aus dem Modder zu ziehen. Bald wurde der Weg enger, und es war kein Zweifel mehr, wir waren im eigentlichen Sinne auf dem Holzwege.

Aber der Wald war herrlich! Wir stimmten unwillkürlich einige deutsche Waldlieder an. Seit beinahe fünf Jahren sah ich wieder einmal richtigen Wald, obwohl nicht deutschen. Die größten Bäume, die wir trafen, mochten wohl 80 Fuß hoch sein, die dickften Stämme 6 Fuß im Durchmesser haben. Es sind meist schöne gerade Stämme. Auch soll das Holz von vielen Arten sehr hart sein. Man sieht übrigens selten mehr als ein paar Bäume derselben Art zusammenstehen, so groß ist der Artenreichtum; dieses ist der Hauptunterschied eines tropischen Waldes von einem der gemäßigten und kälteren Zonen. Und nun erst alle die Arten von Sträuchern

des Unterholzes! Einige sind herrliche Ziersträucher mit schönen Blüten. Besonders hervorragend und charakteristisch ist aber das Gewirr von Schlingpflanzen. Um die dicksten Bäume schlingt, wie eine gewaltige Schlange, eine Feigenart ihre riesigen Arme. Andere hängen wie Taue senkrecht hinab oder bilden Guirlanden und Brücken von Baum zu Baum. Einige Arten haben gewaltige Dornen, die auch wieder zu Greiforganen werden können. Auch viele Mistel- und Loranthus-Arten, sowie andere Schmarotzer und Ueberpflanzen finden sich an Stämmen und Aesten. Groß ist die Zahl der Kletterpflanzen vom Wuchse unserer Heckenkirsche (Jelängerjelieber). Dazu giebt es viele Flechten und einige Moose an den Stämmen. Ein Moos hängt von grünen gesunden Zweigen lang herunter; aber es giebt auch einige Phanerogamen mit moos- oder flechtenartigem Wuchs. Eine Art Bartflechte hängt in grüngrauen Massen bis zwei Fuß herab. Am Grunde unter den Bäumen wachsen jedoch wenig Moose, und dieses ist ein weiterer augenfälliger Unterschied dortiger Wälder von den unsrigen. Die wenigen Moose bilden nie tiefe Polster und Teppiche, wie in unseren Tannenwäldern. Auch wenig eigentliches Gras wächst im dichten Wald. Aber dennoch ist der Grund nur an einigen trockenen Stellen ganz kahl, sondern meist sehr gefällig bekleidet und dekoriert mit verschiedenen Heerdenpflanzen. Da sind erstens zwei oder drei Arten von Tradescantia, die ja als eine unserer gewöhnlichsten Topfpflanzen wohlbekannt ist, aber auch hier nur selten blüht. An feuchteren und noch schattigeren Stellen ist es eine Selaginella, die eine sehr zierliche Bekleidung des braunen oder schwarzen Bodens abgiebt. Drittens sind es mehrere zierliche Gräser mit breiten, gefalteten Blättern, die auch nur selten blühen, aber einen recht hübschen Untergrund darstellen.

Wir gelangten nun bald zu einem Holzhauerplatze, wo auch Bretter gesägt wurden. Das geschlagene und gesägte Holz wird dann mit Schlitten, vor welche 4 bis 6 Ochsen gespannt werden, herausgefahren. Die Holzhauer sollen Grikwas sein. Augenblicklich arbeiteten sie nicht, da sie jeden Monat ein Pfd. Sterl. Abgaben an den Großen Platz bezahlen sollen, und deshalb sich ihre Arbeit nicht mehr lohnt. Eine Zeit lang sollen sie ziemliche Mengen besonders von Nießholz nach Port Grosvenor gefahren haben, wo ein gewisser Turner einen Handelsplatz hatte und das Holz zum Hafenbau nach Durban verschiffte. Er machte solange ein erträgliches Geschäft, als er keine Zölle bezahlte. Als er dann jedoch Hafenzölle bezahlen mußte, gab er seinen Holzhandel auf, da bei den schwierigen Transportverhältnissen das Geschäft ohnehin nur wenig abwarf.

Der Waldweg wird nun schmäler und oft verbarrikadiert durch querüber gefallene Bäume. Die Baumwurzeln und Lianen werden uns sehr hinderlich; wir kommen nur langsam vorwärts und müssen oft von den Pferden steigen, um uns hindurchzuarbeiten. Aber alle diese Hindernisse sind, wenn auch mit Zeitopfern, noch ziemlich leicht zu überwinden, solange der Weg eben bleibt. Doch bald wird der Grund steinig und geht steil bergab. Jetzt häufen sich die Hindernisse: die Glätte des steilen und nassen Weges, wüst durcheinander geworfene Steinblöcke, gefallene Baumstämme, Lianen und Baumwurzeln kämpfen gegen unser Weiterkommen. Wir führen natürlich unsere Pferde am Zügel und oft braucht es langen Zuredens und lauten Antreibens, auch der Nachhilfe mit der Reitgerte des Hintermannes, um sie zu veranlassen, die mannigfaltigen Hindernisse zu nehmen. An vielen Stellen rutschen wir, bis 12 Fuß weit, die glatte Bahn

hinab, das Pferd hinter uns her. Die klugen Tiere verhielten sich dabei ganz ruhig und fuhren auf allen vier Hufen hinab, was ich früher nie für möglich gehalten hätte. Auch beim Ueberschreiten von wirr durcheinander liegenden Steinblöcken, steil bergab, zeigten sie große Geschicklichkeit. Oft fielen wir, und einige Male auch unsere Pferde. Einmal verwickelte sich mein Pferd mit den Vorderbeinen in Schlingpflanzen und wurde scheu. Es sprang zur Seite und verwickelte meine Beine auch. Dann fielen wir beide und das Pferd schleifte mich eine Strecke, doch fand es bald ein Hindernis und es gelang mir, mich loszumachen und auch mein Pferd von den zähen Tauen zu befreien. Mehrere Male klemmte sich mein Tier seine Vorderfüße zwischen zwei Felsblöcken fest und war in Gefahr, vornüberzuschlagen, doch jedesmal wußte es sich dabei sehr ruhig und geschickt herauszuziehen.

Auf diese Weise ging es ziemlich lange bergab. Auch mehrere Sprünge mußten gemacht werden, kleinere Felsstufen hinab, was immer längeren Zuredens bedurfte. Jetzt kamen wieder einige stark geschwellte Bäche, die durch ihre wirren und sehr schlüpfrigen Felsblöcke mehr als durch tiefes Wasser ernstliche Hindernisse abgaben. Endlich lichtete sich der Wald, ein Maisfeld zeigte sich und bald einige Kaffernhütten. Fast mehr noch, wie wir im Anfange das geheimnisvolle Dunkel des Waldes begrüßt hatten, freuten wir uns jetzt über das Licht der Sonne. Vor den Hütten, in dem vom Rindvieh durchkneteten Schlamme und Miste, spielte ein Trupp Kinder; Männer saßen rauchend vor der Thür. Wir ließen uns den Weg weisen nach Lavuta und erfuhren, daß es noch sehr weit war; wir waren viel zu weit nach W. abgekommen. Auf das fagele, fagele (spr.: fagäle) der Weiber teilten wir ein wenig Tabak aus und weiter ging

es, jetzt jedoch durch grasige Triften, die vom Regen ziemlich erweicht waren, über leicht hügeliges Terrain. Bald sahen wir die See, anscheinend sehr nahe, doch mochte sie selbst in der Luftlinie noch mehrere englische Meilen entfernt sein, da wir wegen der terrassenförmigen Bildung des Geländes den eigentlichen Strand noch nicht erkennen konnten.

Als wir eine Meile über die grünen Wellen der Landschaft geritten waren, bemerkten wir eine starke, hochaufsteigende Rauchsäule, wie von einem großen Feuer. Wir kamen näher und wurden jetzt gewahr, daß wir dicht vor einer Schlucht standen. Auch hörten wir ein dumpfes Rauschen und Donnern. Die Tiefe der Schlucht konnte man auch nicht annähernd schätzen, da nirgends der Boden sichtbar war. Sie erstreckte sich in Krümmungen abwärts, augenscheinlich bis in die Nähe des Meeresstrandes. Wir gingen ein wenig am Rande aufwärts, nachdem wir unsere Pferde an einem Busche befestigt hatten, und sahen jetzt, daß die Rauchsäule aus der Riesenschlucht aufstieg. Auch bemerkten wir bald hinter dem Rauche einen hinabstürzenden Bach. Wo der Wasserfall unten endete, und von wo der Wasserstaub, denn aus solchem bestand die vermeintliche Rauchsäule, unten aufstieg, konnten wir noch nicht sehen. Dann rekognoszierten wir den diesseitigen Felsrand. Von einem Punkte aus konnten wir nun sehen, daß die Felswand an einer Stelle gewaltig überhing. Doch der Boden der Schlucht ließ sich auch von hier nicht erkennen, ebensowenig, wo das hinabstürzende Wasser blieb. Nach einigem weiteren Umherklettern konnte ich jedoch, an einem überhängenden Protea-Busch mich anklammernd, deutlich erkennen, daß in einer ungeheuren Tiefe ein Bach schäumte; ich schätzte den Grund, senkrecht unter mir, auf 5—600 Fuß.

Auch konnte man hier sehen, daß sich der Wasser-

fall vollständig in Staubteilchen auflöste, bevor er die Sohle der Schlucht erreicht. Von dem an den Felsen sich niederschlagenden und herabrinnenden Wasser bildete sich allmählich wieder der Bach in der Tiefe. Ein Teil des zerstäubten Wassers wurde aber von einer emporsteigenden Luftströmung in Dunstform zu einer säulenförmigen Wolke geformt. Die gegenüber liegende Felswand ist nicht ganz so steil; an ihr wachsen Gruppen von der palmenähnlichen Strelitzia und eine Menge Farnkräuter. An ihrer oberen Kante setzt sich das grüne begraste Plateau dieser Seite wieder fort.

Unser Weg wendet sich nun wieder in den Wald. Der Weg ist hier schmal, schlüpfrig und steinig. Doch bald schon lichtet es sich, und wir stehen am Bache, oberhalb des Falles. Wir finden ein reißendes Wasser mit vielen Felsblöcken. In der Mitte sahen wir eine Felsplatte. Wieder müssen wir uns entkleiden, um die Furt zu sondieren. Es glückt Herrn Sangmeister zuerst, sein Pferd bis auf die Felsplatte zu führen, auf welcher dasselbe aber kaum Raum zum Stehen hatte. Jetzt beginnt aber erst die Schwierigkeit: ein reißender Strom Wassers und dahinter eine steilkantige Felsplatte, auf die das Pferd einen Satz machen muß. Nach vielem Zureden läßt sich das treue Tier auch dazu bewegen, stürzt aber auf dem glatten Felsen und hat große Mühe, sich, aus mehreren Wunden blutend, wieder auf seine Beine zu erheben. Doch das jenseitige Ufer ist erreicht. Wir fanden dann nach längerem Suchen eine etwas vorteilhaftere Stelle zum Landen, doch immerhin erforderte es tüchtige Leistungen unserer Pferde, das Ufer zu erreichen. Nachdem wir uns wieder angekleidet und das steile Ufer des Baches erklommen, zwischen dessen Felsen quellige und tief morastige Stellen den Pferden und uns den

Weg erschweren, überzeugen wir uns, daß von diesem Ufer aus der Wasserfall noch schlechter übersehen werden kann, als vom andern. Dann geht es wieder im Galopp weiter, den schmalen Kaffernpfad entlang, durch die grasigen Hügel.

An mehreren Stellen klingt der Boden hier hohl unter den Hufen der Pferde und wir bemerken bald, daß wir über unterirdische Bäche reiten. Dieselben treten hie und da zu Tage, indem man in 10—15 Fuß tiefen, loch- oder grabenförmigen Vertiefungen das Wasser fließen sieht. Die steilen Ränder dieser Löcher sind mit üppiger Vegetation ausgekleidet, unter denen Baumfarn von 10—15 Fuß Höhe, meist aber kleiner, ganz charakteristisch für diese Stellen sind. Wir passieren mehrere dieser styxartigen Gewässer. Manche derselben liegen nur wenige Fuß unter der Oberfläche, und ihr Lauf wird durch nichts anderes verraten, als durch eine Vegetation von Baumfarnen, die gruppenweise in einer Reihe angeordnet auftreten. Hier und da tritt dann auch das Wasser zu Tage, um bald wieder unter der Rasendecke zu verschwinden. An einigen Stellen ritten wir auch über natürliche Brücken von nur wenigen Fuß Breite, welche über Bäche gespannt waren. Die meisten jener Oeffnungen sind wegen der dichten Vegetation schwer zu untersuchen. Doch fand ich später auch solche, in die man hineinsteigen konnte und sich überzeugen, daß das Wasser etwa 5—8 Fuß tiefe und einige Fuß breite Tunnel gebildet hatte. An den Wänden derselben wuchsen einige Moose und viele Farnkräuter.

Ich habe später mehrfach diese Stellen wieder besucht, unfern von Mr. Dorkin's Platz, doch habe ich in keinem andern Teile von Pondoland Bildungen ähnlicher Art in solcher Ausdehnung gefunden. Stets ver-

rät das Baumfarn solche unterirdische Bäche, eine Pflanze, welche hauptsächlich längs tiefeingeschnittener Wasserläufe in der Sandsteinformation dieser Küste vorkommt.

Weiter geht es über die wellenförmige grüne Fläche. Da der Weg sich mehrfach teilt, reiten wir an einen Kraal, um zu fragen. Wir treffen dort einen weißen Mann, der aber schon recht „akklimatisiert" aussieht; sein Aeußeres läßt nicht mehr viel von dem Europäer erkennen. Doch spricht er ein ziemlich verständliches Englisch. Die anderen Bewohner des Kraales sind Kaffern, Grikwas und Mischlinge, eine sehr bunte Gesellschaft, Männer, Weiber und Kinder. Nicht zu unserem Vergnügen erfahren wir, daß der Weg uns wieder durch den Wald führt, und noch dazu, daß sehr schlechte Stellen vorkämen. Doch meint der Mann, mit einem Seitenblick auf unsere Pferde, dieselben waren wohl kräftig genug, uns durchzubringen.

Nachdem wir eine Weile geritten und den Weg noch einmal verfehlt hatten, aber von Kaffern zurecht gewiesen worden waren, betraten wir am Spät-Nachmittag wieder den Wald. Jetzt sangen wir jedoch nicht mehr, vielmehr hatte sich unser ein gedrücktes Gefühl bemächtigt. Anfangs ging alles gut. Nur Schlammpfützen, Steine, Baumwurzeln, Lianen und übergestürzte Baumstämme hinderten unseren Weg. Aber als der steile Abstieg wieder begann durch wirre Felstrümmer und über schlüpferigen Boden, da war jeder von uns dem Verzweifeln nahe, und da es im Walde schon dunkel wurde, und der Pfad schlecht zu erkennen, so schlug man vor, die Pferde festzubinden und so gut es ging den nassen Boden zum Nachtlager zu wählen. Nur Sangmeister eilte mutig voran und riß uns durch sein Beispiel mit. Wieder einige gefährliche Bachübergänge, noch eine Höhe hinauf, noch ein

felsiger Abhang, noch einige Bäche, dann auf einem Bergrücken entlang und endlich lichtete sich auch dieser Wald und bei Sonnenuntergang standen wir, nach einem Ritte durch 9—10 Fuß hohes Tambuti-Gras, einen Abhang hinauf, auf einem Hügelrücken, von dem aus wir einen Ueberblick hatten und uns zu orientieren versuchten. Auf der einen Seite lag der dunkle Wald, auf der anderen das endlose Meer. Wir befanden uns in einer hügligen, von Akazien bewachsenen Region. Doch wußten wir nun nicht, ob rechts oder links. Deshalb schlugen wir einen beliebigen Pfad ein, im Vertrauen, daß derselbe uns zu einem Kaffernkraale führen würde. So ritten wir schweigend hinter einander her, hie und da absteigend, um die Pferde unter den niederen Kronen der Akazien hindurchzuleiten, deren Aeste uns festzuhalten drohten. Es war schon dunkel geworden, als wir Hundegebell hörten und auf einen Kaffernkraal stießen. Wir fragten nach Lavuta's Platz und erfuhren auch glücklicherweise, daß derselbe nun nicht mehr weit, jedoch in der Richtung, von welcher wir zuletzt gekommen, läge. Gegen Versprechen eines Schillings bewogen wir einen der Kaffern, mit uns zu gehen. Er schritt voraus und führte uns denselben Hügel entlang, dann weiter durch hohes Gras und wieder unter Akazien einher. Endlich ritten wir durch Maisfelder, hörten Hundegebell und sahen in der Ferne ein Licht schimmern. Bald erreichten wir Lavuta's Platz.

Sangmeister begrüßte Lavuta als einen alten Bekannten vom Umzimkulu her, und als unsere Frage, ob wir hier übernachten könnten, bejaht wurde, nahmen wir unseren armen Pferden die Sättel ab. Wir waren 12 Stunden zu Pferde gewesen und hatten nur einmal $^1/_4$ Stunde lang abgesattelt. Später hatten wir immer geglaubt, nahe beim Ziele zu sein und als die Sonne

sich senkte, durften wir keine Zeit mehr verlieren, damit uns die Nacht nicht ereile. Als wir die Pferde so erleichtert und ins Gras gejagt hatten, traten wir in die Hütte ein. Wir waren natürlich voller Schmutz, Stiefel und Gamaschen in schwere Lehmklumpen gehüllt. Lavuta, ein Halbkaffer, saß mit seiner Kaffernfrau und vielen Kindern um den Feuerplatz, eine ringförmige Erhöhung des Lehmbodens. Man räumte uns sogleich die eine Hälfte der Hütte ein und breitete eine Matte aus. Wir zogen unsere Stiefel und Gamaschen aus, legten sie bei Seite und setzten uns auf der Matte nieder. Nach einer Weile Unterhaltung von Sangmeister mit Lavuta holte letzterer einen Topf saurer Milch und drei große Holzlöffel. Wir erhielten nach diesem Abendmahl eine rohe Bettstelle mit Grasmatratze und eine auf der Erde liegende Matratze angewiesen. Doch da diese Lager nicht für uns vier ausgereicht hätten, schlugen wir sie aus und schliefen alle so gut es ging auf dem Lehmboden, den oberen Teil des Körpers auf der Matte, den Kopf auf unseren Sätteln.

Am anderen Morgen, am 26. Januar, überzeugten wir uns zu unserer Freude, daß es schönes trocknes Wetter war. Auch freuten wir uns über die herrliche Lage dieses unseres neuen Standquartiers. Wir hatten nämlich die Hütte von Lavuta für einige Zeit eingeräumt erhalten, gegen eine entsprechende Vergütung. Drei runde Hütten und ein kleiner Viehkraal liegen auf einem Hügelhange, etwa 200 Meter von dem hier sandigen Meeresstrande. Weiter rechts wird der Strand jedoch felsig und hier braust und tost unaufhörlich die Brandung an wilde Klippen. Auf der linken Seite und von hinten ist die Lage des Platzes von steilen, amphitheatralisch angeordneten, dichtbewaldeten Abhängen begrenzt, vor denen jedoch ein Flüßchen sich im Bogen

herum zum Meere windet. Am Hügelabhang nach dem Flüßchen zu und nach dem Meere ist Mais, Kafferkorn und Bataten gebaut. Auch hat Lavuta kürzlich Bananen anzupflanzen versucht, dadurch etwas mehr Unternehmungsgeist als ein Kaffer dokumentierend. Sonst ist jedoch kaum ein Unterschied von einem Kafferplatze vorhanden. Die Haupt-Einnahmequelle ist die Rindviehzucht, doch hier nicht sehr lohnend, denn die Küstenregion ist dafür weniger tauglich.

Wir hingen am Morgen unsere noch feuchten Sachen und Kleider auf die Stangen des Kraalzaunes zum Trocknen auf und nachdem wir Hühner und Bataten als Frühstück genossen hatten, zogen wir hinab zum Baden und Waschen. Zum Baden hatten wir die Auswahl zwischen dem frischen Gebirgswasser des Baches und den lauen Wellen der See. Wir wuschen fast unsere sämtlichen Kleider, hingen sie über Büsche zum Trocknen und erfreuten uns dann des Bades.

In Hemd, Hut und mit Revolver machten wir dann Entdeckungstouren am Strande nach N.O. und gelangten zu einem zweiten Küstenflüßchen mit herrlichem Wasserfall, den wir später photographierten, und zu einer nach der See offenen Höhle oder Grotte, in welche die wilde Brandung mächtig hineinschlug. Derartige Bildungen finden sich mehrfach an dieser Küste, und kann man sich vom Dampfer aus oft gut beobachten. Sie sind auf den Karten meist als „Hole in the Wall" bezeichnet.

Allmählich stieg die Sonne höher, doch blieb es noch angenehm kühl, da sich der Himmel bewölkte. Dann wurde es ein wenig schwül, wenn auch nicht in dem Grade, daß man baldigen Regen befürchten brauchte. Die Seebrise benahm die Schwüle wieder und machte die Luft angenehm.

Wir hatten viele Schnecken, Muscheln, Tange, Korallen und Schwämme gesammelt, auch Seeigel-Gehäuse, Stücke, wie sie das Meer ausspült, welche allerdings für wissenschaftliche Sammlungen wenig Wert haben, da sie zu sehr abgerieben sind und nur Fragmente der Seetiere und ihrer Bauten darstellen. Dann verweilten wir an unserem Waschplatze noch etwas, uns ganz der körperlichen Erholung widmend. Ich legte mich im Schatten des Buschrandes, der sich längs der Sanddünen hinzog, zur Ruhe in den Sand, und nur mit dem baumwollenen Hemde bekleidet, bedeckte ich meine Kniee und Füße mit meiner seidenen Jacke und mit Taschentüchern, die eben getrocknet waren. Ermüdet von den gestrigen Strapazen, sowie von Bad und Wanderung, schlief ich ein. Ein Windzug wehte mich blos, und die Sonne drehte sich und beschien mich. Als ich erwachte, war ich mit Schweiß bedeckt und die durch die schwüle Atmosphäre scheinende Sonne hatte meine Haut rot gebrannt. Noch hatte ich keine Schmerzen, doch nach einigen Stunden brannte meine Haut wie Feuer und fing an zu schwellen. Ich konnte vor Schmerzen meine Beine kaum rühren und so lag ich denn in der elenden Kaffernhütte 5 Tage und 5 Nächte. Die einzige Lage, die ich annehmen konnte, war die Rückenlage mit gebeugten Knieen. Die Haut der ganzen Beine war rot und prall gespannt, die Füße schwollen bald wassersuchtartig. Die ganze Haut war so empfindlich, daß ich nicht die geringste Berührung noch Bedeckung vertragen konnte. Jeder Luftzug und selbst jede Fliege lösten einen schmerzhaften Krampf der Hautmuskeln aus. Erst nach einigen Tagen konnte ich die Bedeckung mit meinem sehr leichten Regenmantel vertragen, der angenehm kühlend wirkte. Die Behandlung, die sich auch sehr gut bewährte, bestand im Aufschmieren frischer Sahne.

Da meine drei Begleiter am Sonnabend, den 28. Januar, nach dem Großen Platz mußten, so war ich seitdem auf Lavuta angewiesen, der glücklicherweise außer seiner Kaffernsprache noch afrikanisch-holländisch sprach, sowie auf den schwerhörigen Norweger, Photograph Hanssen, der an dem Tage unserer Herreise mit der Karre nur bis Mr. Dorkin's Platz gekommen war und nach einigen Tagen zu Pferde mit dem Kaffer Thimothee, seinen Apparat mitnehmend, hierher nachkam. Hanssen sprach nur sehr gebrochen englisch und war meist mein einziger Gefährte, da Lavuta gewöhnlich den ganzen Tag auf Jagd oder nach dem Rindvieh aus war. So mußten wir beide, der Lahme und der Taube, uns recht kümmerlich in dieser elenden Hütte behelfen. Was mir am meisten fehlte, war leinene Bettwäsche. Demnächst hatte ich aber auch nur noch sehr schlechtes Schreibzeug, nur einen ganz kurzen Stummel von Bleistift, und natürlich kein Buch zum Lesen. Doch will ich dankbar sein für alles, was ich hatte: Essen, Kaffee und Thee, Trinkwasser, Schutz vor Sonne und Regen, und vor allem die Hoffnung, nach kurzer Zeit doch wieder gesund zu werden. Ich dachte, wie mancher arme Schelm früher hier an der ungastlichen Küste gestrandet, ein schreckliches Leben voll herbster Entbehrungen geführt haben mag, mit der Voraussicht, bald wilden Tieren oder der Kaffernkeule zu erliegen, oder vor Hunger getrieben, an giftigen Früchten oder Knollen zu sterben. Diese Küstenstriche sind in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten gewiß der Schauplatz namenlosen Leidens gewesen, nicht nur von den vielen Schiffbrüchigen, sondern auch von den Vortrekkern der Buren.

Lavuta ist ein kräftig gebauter Mann von etwa 50 Jahren, mit besonders gut entwickelten Beinen. Er geht bekleidet mit einem baumwollenen Hemd, und seine

Haut widersteht der Sonnenhitze wie die eines echten Autochthonen. Sein Hals ist kräftig aufgesetzt, doch lang, mit stark hervortretendem Adamsapfel. Der schwarze Bart dürftig, am Kinn nach Kaffernart nach vorn gerichtet. In seinem ganzen Aeußeren verrät er Kafferntypus, gepaart mit nordischer Kraft und Gedrungenheit. Er erzählt, daß sein Vater ein Schotte war und „der erste weiße Mann", der nach Natal kam. Auch weiß er, daß er „so hoch" gewesen (etwa 8 Jahr), als Natal den Buren abgenommen wurde. Dieses war 1843. Ueber seine Eltern weiß er sonst nichts. Seine Mutter war offenbar eine Kafferin. Später sei sein „Baas" ein Kaufmann in Pietermaritzburg gewesen, mit dem er auch einmal zu Schiff nach Kapstadt gefahren war. Dann habe er als Viehhändler in Natal gelebt und eine Kafferin als Frau genommen. Seit 6 Jahren lebe er in Pondoland, wo er soviel Land habe wie er wolle und keine Abgaben zu bezahlen brauche. Er hat drei erwachsene Töchter, die etwas heller von Hautfarbe sind als die Söhne und quadronenhaft von Körperbildung, mit Neigung zur Fettleibigkeit. Die Knaben sind fast wie Kaffern, nur sehen sie intelligenter aus, haben besonders keine Stumpfnase und zeigen wohlentwickelte hohe Stirnen. Einer ist ein Muster von antiker Formvollendung seines Körpers und könnte sich in seiner Toga als Römer sehen lassen. Es sind auch noch kleinere Kinder vorhanden, die letzten bestehen in einem Zwillingspaar, von denen das eine dunkel, das andere ziemlich hell ist, als Erinnerung an den Großvater. Sie sehen aus wie Tag und Nacht; das hellere starb später.

Lavuta sagte mir, die Pocken wären in Pondoland erst im vorigen Jahre erloschen. Hier an der Küste wären sie nicht gewesen, da ein Kaffern-Doktor hier geimpft habe. Sonst hat er von keinen ansteckenden Krankheiten hier

gehört. Die häufigste Beschwerde seien Eingeweide-Würmer, und zwar sowohl Bandwurm als Spulwürmer. Kinder stürben oft daran, was mir auch später Mr. Canham versicherte. Wilde und Kinder haben ja wegen ihrer unreinlichen Lebensweise viel von Würmern zu leiden; besonders wohl deshalb, weil sie beim Essen meist ihre unreinen Finger zum Munde führen.

Die Lungenseuche der Rinder herrsche oft in Pondoland. Das meiste Vieh jedoch sei jetzt geimpft. Sein Vieh sei nicht geimpft, doch käme die Seuche nicht hier nach diesem abgelegenen Platze. Voriges Jahr sei viel „Rooi Water“ unter dem Rindvieh gewesen und viele gestorben. Die Zecken seien ganz unten am Strande nicht so lästig, wie etwas weiter oben im Lande, doch dann wieder weiter oben, wo die Büsche und das hohe Gras seltener würden, auch wieder abnehmend. Bei Marburg und am Entafufu und St. Johns seien sie besonders zahlreich. Die Ohren und die Mähnen unserer Pferde sind damit dicht besetzt und die armen Tiere leiden entsetzlich unter ihnen.

Die Matten in der Hütte sind etwa 4½ Fuß breit und nicht aus Palmblättern, sondern aus einer Art Schilf gemacht. Als Bindfaden dient allgemein ein gedrehter Baumbast. Umhängetaschen sind aus Palmblättern geflochten; Biergefäße aus einem Grase.

Die Hütte hat drei Stützen im Innern und ist ganz aus hiesigem Material gemacht; das Gerüst aus Baumzweigen von nur etwa 1 Zoll Dicke. Den unteren Teil bildet eine etwa 4 Fuß hohe senkrechte Wand, die innen mit einem Gemenge von Erde und Kuhmist beworfen ist und sowie der Fußboden hin und wieder mit einer Mischung aus Blut und Mist der Rinder getüncht wird, wie dies ja in Südafrika, auch bei den Buren, allgemein üblich ist.

Nach dem starken Regen vor unserer Ankunft waren einige kleine Stellen in der Wand durchweicht gewesen, sonst hielt die Hütte wasserdicht.

Als Möbel bemerkte ich: eine drei Fuß lange, mit Eisenblech beschlagene Truhe, eine Bettstelle aus Baumästen, zwei kleine Kisten mit einem Brett darüber als Sitz. An der Decke hing folgendes: geflochtene Matten, Gewehrkasten, Bierkörbe, ein alter Sattel, Maiskolben zur Saat, die aber von den Würmern (Kornkäfer, Sitophilus, engl.: Weavel) zerfressen waren, ein Stück mulmiges Holz als Zunder, Seidenaffenfelle, Assegais zum Werfen und Stechen, Fleisch, Nierenfett, Bindfaden, geschlitzte Palmblätter, halbfertiger Bast, ein Pulverhorn, ein Stück Bambusrohr, das eine Art Nähkasten darstellte, eine alte Cigarrenkiste mit Kleinigkeiten.

Als Kochgeschirr dient jetzt bei den Kaffern allgemein ein dreibeiniger Eisentopf europäischen Fabrikats.

Bevor der Europäer mit dem Kaffer in Verbindung trat, muß der letztere doch ein sehr verschiedenes Geschöpf gewesen sein. Sehr viele heute für ihn wesentliche Dinge hatte er damals noch nicht: vor allem Tabak, dann Mais, wollene Decken, Kochtöpfe. Auch Streichhölzer, Gewehre, Pulver, Zündhütchen und Schrot sind heute sehr verbreitet.

Ich war erstaunt, Pulver zu sehen, welches hier in Pondoland gemacht war; anderes aus Basutoland, welches viel glänzender war und augenscheinlich besser. Die Ingredienzien kann man ja überall bekommen, denn in allen Stores kann man Salpeter und Schwefel kaufen. Zündhütchen können die Kaffern jedoch nicht machen, und deshalb haben dieselben hier einen verhältnismäßig viel höheren Wert als Pulver.

Wir aßen nur zweimal täglich, morgens und abends. Meist gab es Hühner oder Blaubock (imputi) zusammen mit Bataten gekocht. Abends oft Maiskolben, geröstet oder in Wasser gekocht. Diese dienten als Brot. Zuweilen bekamen wir Mießmuscheln; Kaffee und Thee hatten wir mitgebracht, sowie Zucker. Milch bekamen wir selten.

Das Lugubu ist ungefähr das einzige Musikinstrument der Kaffern. Es sieht etwa aus wie ein Bogen zum Schießen. Der Kaffer faßt es unten mit der linken Hand und setzt den aus einem Kalabas bestehenden Resonanzboden an seine nackte Brust. Mit einem Grashalmstück schlägt er die einzige Saite, die von Bast gefertigt ist. Der eine Ton wird nur dadurch variirt, daß die Saite mit dem linken Zeigefinger hin und wieder gegen den Bogen gedrückt wird, und daß die Oeffnung des Kalabas zuweilen mit der Brustwand geschlossen, zuweilen geöffnet wird. Der Rhytmus ist auch fast immer derselbe, indem in einem fort kurze schnelle Schläge gethan werden. Die Hauptsache dabei ist der Gesang. Derselbe ist zwar nicht Gesang nach europäischer Art, hat aber doch einen eigenen, unheimlichen, für den Kaffer vielleicht heimlichen Laut.

Verschiedene Lieder sang mir Lavuta vor. Alle fangen sehr leise an, und Musik und Gesang erheben sich nie zu einer Stärke, sondern klingen nur wie geflüstert. Dazwischen einige schnärrende Saitengeräusche. Diese Musik klingt stets wie von fern kommend, gedämpft, oft wie ein dumpfes, unheimliches Stöhnen; oft setzt es ein, ganz allmählich, man weiß nicht, von wo es kommt, wie eine Aeolsharfe. Immer aber bleibt es dumpf und ziemlich leise. Zuweilen klingt es wie ein Stöhnen eines im Schlafe von Alpdrücken heimgesuchten Menschen. Dazwischen wird tief Atem geholt mit blasendem Geräusch, wie eine

Schlange. Das gehört augenscheinlich zur Musik und macht sie noch unheimlicher: wie wenn jemand mit Beklemmung erwacht. Ich fragte nach dem Sinne eines der Lieder, deren Worte sich stets wiederholten. Es hieß darin: „Gehet und grabet; warum grabet ihr nicht? Wenn ihr nicht grabet und säet, so werdet ihr nichts zu essen haben." Allerdings nicht sehr poetisch! Ich glaubte, es sei von der großen Schlange, vom Leopard und von allen Schrecknissen des Waldes, mit seinen Nachtgespenstern, die Rede. Diese Musik der Pondos hat ganz entschieden eine eigene Wirkung auf das Gemüt: sie klingt finster, unheimlich, heidnisch. Welch ein Unterschied zwischen dieser Musik und einer Kunstschöpfung, wie der Paulus! In beiden widerspiegelt sich die menschliche Seele, wie sie im halbtierischen Zustande und wie sie durch Kultur vervollkommnet erscheint!

Während ich noch bei Lavuta lag, jedoch schon der Genesung nahe, waren die anderen Herrn wieder am Großen Platze gewesen und hatten mehrtägige Versammlungen mitgemacht, nach welchen ihnen auch der Bewillkommnungsochse geschlachtet worden war. Doch hatte es E. durchgesetzt, daß man vorerst von ihnen ein Beglaubigungsschreiben verlangte, daß sie auch wirklich von der deutschen Gesellschaft, welche N.'s Rechte erworben hätte, herausgesandt seien. Dieses war das Resultat des zweiten Palavers. Herr H. gab nun vor, daß er nach Kapstadt reisen müsse, um dort vom deutschen Konsul eine Beglaubigung zu erbitten und hierher zu senden. Das paßte ihm recht gut; nun war er wieder den lästigen Aufenthalt in Pondoland los, und alles ruhte auf Herrn Beyrich's und meinen Schultern, während er unser knapp bemessenes Geld verreiste. Glücklicherweise blieb uns noch Herr Sangmeister, der uns mit seinen Kenntnissen und

Mitteln in jeder Weise half, die Aufträge des Berliner Comités zu erfüllen.

Von Lavuta's Platz machten wir zunächst einen mehrtägigen Ausflug nach dem unteren Laufe und der Mündung des St. Johns-Flusses, wo eine halbe Kompagnie kapscher berittener Schützen liegt. Auf dem St. Johns-Territorium befinden sich 12 Häuser Weißer, meist Händler und Schankwirte. Am unteren, zeitweis schiffbaren Flusse sollen noch einige Flußpferde vorkommen. Die Gegend ist zum Teil äußerst wild, auch befindet sich hier ein Wald, ähnlich dem Egosa.

Auf unserer Rückreise von St. Johns berührten wir zuerst wieder den Großen Platz, wo wir die Wahl Sigcaus zum Oberhäuptling mitmachten. An diesem Tage gelang es Sangmeister auch, Sigcau zum Photographieren zu überreden, und erhielten wir ein prächtiges Bild des Oberhäuptlings.

Nun hatten wir schon einen großen Vorsprung gewonnen. Im weitern Verkehr mit Umhlangaso gewannen wir allmählich auch dessen Vertrauen zum Teil zurück. Die Hauptsache wor nun, die Repetir-Mauserbüchse zu erhalten, welche die Gesellschaft für Sigcau gesandt hatte, die aber noch mit den übrigen Sachen zu Port Shepstone war.

Als wir nun endlich diese Büchse zur Hand hatten, war bereits der März herangekommen. Es war am 11. März 1888, als es uns hauptsächlich durch die Beredsamkeit und das humorvolle Vorgehen Sangmeisters gelang, den Oberhäuptling zur Unterzeichnung des Kontraktes zu bewegen. Den Ausschlag gab schließlich die Vorführung der Mauserbüchse und einige sehr gute Ferntreffer, die Sangmeister glückten.

Als nun die telegraphische Nachricht von der Er-

langung des Kontraktes nach Berlin abgegangen war, fiel Herrn Beyrich und mir die Bewältigung der weiteren Aufgaben allein zu, die Anlage von Stationen und die Erforschung des Landes, hauptsächlich des Egosa-Waldes, auch das Sammeln von möglichst vielen meterlangen Stammabschnitten aus diesem Walde, als Holzproben.

Die Hauptsache war also nun, günstige Berichte nach Berlin zu senden. Auf Grund dieser sollten dann Mittel beschafft werden, um unsere Expedition zu erhalten. Der Vorwurf, diese Expedition mit durchaus unzulänglichen, ja ganz lächerlichen Mitteln hinausgesandt zu haben, kann dem Vorstande nicht erspart werden. Da wir es nun mit unserem Gewissen nicht vereinbaren konnten, durchaus günstige Berichte über die Kultur-Aussichten eines so wilden, zerrissenen Landes, welches seiner Aufschließung die allergrößten Hindernisse entgegensetzt und höchstens von der Kapkolonie aus kultiviert werden kann, abzusenden, so mußten wir natürlich auch auf Mittel verzichten.

Lügt, oder hungert! so hieß es für uns. Das wurde natürlich in den Aufträgen nicht in dieser Weise ausgesprochen, bewahre! Aber es war doch der nicht mißzuverstehende Sinn jener Aufträge, wenn wir auf unsere dringenden und flehentlichen Bitten um Geld immer wieder Ermahnungen bekamen, „erfreuliche" Berichte einzusenden, die noch sehr fehlten. Ganz gewiß war es bei vielen Herrn des Berliner Komitees weniger Mangel an Aufrichtigkeit, als blinder Eifer, in welchem sie sich den einfachsten Thatsachen ohne böse Absicht verschlossen. Zu diesen einfachsten Thatsachen rechne ich den Mangel an Wegsamkeit des Gebietes vom Binnenlande und besonders von der felsigen Küste aus, sowie den Anspruch, welchen die Kapkolonie bereits auf Pondoland erhob, für welches sie schon Hunderttausende von Pfunden Sterl. ohne Revenüen verwandt

hatte. Hieß das nicht aus unserer Notlage Nutzen ziehen, indem man uns in Pondoland monatelang darben ließ, in der Erwartung von günstigen Berichten? Ich kann es heute noch nicht recht verstehen, wie auf meine den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Berichte nicht einfach das Unternehmen aufgelöst worden ist und die zum Teil sehr wohlhabenden Begründer desselben uns zurückriefen und uns unsere für die Gesellschaft gemachten Ausgaben ersetzten. Das wäre doch eigentlich nur recht und billig gewesen. Wahrscheinlich versuchte man aber immer noch Dumme zu finden, an welche man die Konzessionsrechte verkaufen und die Gesellschaft abschieben konnte. Ich hörte, daß man sogar in London Versuche machte, die N.'schen Rechte zu verkaufen. Vor solchen Arten von Gründungen kann man doch nur warnen. Ich habe im Jahre 1889 bei meiner Rückkehr nach Berlin dem Auswärtigen Amte schriftlich und mündlich über alle meine Erlebnisse in Südafrika und den politischen Stand der dortigen Verhältnisse berichtet und noch heute rechne ich es mir zum Verdienste an, daß ich das ganze Unternehmen zum Scheitern gebracht habe und vielleicht dadurch viel deutsches Kapital rettete. Daß einige Gimpel ihr Geld schlauen Berliner Herrn verschrieben, das hätte ja nicht so viel geschadet, aber vor der gänzlichen Verkrachung des Pondoland-Unternehmens wäre ja, falls meine Berichte aus Pondoland unwahr ausgefallen wären, eine Expedition mit großen Mitteln, der sich einige Kolonisten anschließen wollten, ausgesandt worden. Dieses ganze Kapital, Menschenkräfte und wohl auch Menschenleben wären unrettbar verloren gewesen. Meine Auslagen und einen Teil meiner Anteilscheine hätte ich ja dann vielleicht bekommen, aber ich könnte nicht mit demselben ruhigen Gewissen, wie jetzt, an jene Zeit zurückdenken.

Herr Beyrich und ich hatten unserem Auftrage gemäß an der Küste eine Station angelegt, indem wir einen verlassenen Kaffernkraal mit vieler Mühe notdürftig für unsere Pferde einrichteten und für uns selbst aus Schiffstrümmern eine Hütte bauten. Das ganze war eine richtige Robinsonade. Die Passagiere der verbeifahrenden Dampfer richteten stets mit Neugierde ihre Gläser auf diese Ansiedelung der abenteuernden Deutschen. Was für schreckliche Wochen wir im Anfang im Kampfe gegen Feuchtigkeit, Schmutz, Ungeziefer und die Faulheit und auch Nichtsnutzigkeit des Kaffernvolkes, meist ohne Baarmittel, durchgemacht hatten, das weiß allein Herr Beyrich und ich.

Der Küstensaum von Pondoland ist nur spärlich bevölkert, da die Weide für das Rindvieh nicht sehr geeignet ist. Unsere Verproviantierung mit Lebensmitteln war deshalb eine sehr unzulängliche und unregelmäßige. Das Oberhaupt des nächsten, etwa 10 Minuten von unserer Station Lombas liegenden Kraals hieß Fadaan; wir lebten mit ihm in gutem Einvernehmen und konnten auch im großen und ganzen über die von ihm geforderten Preise nicht klagen. Seine Familienangehörigen bestanden in einigen Frauen und deren Kindern und Schwiegertöchtern. Zwei Kaffernmädchen nebst einigen kleinen Jungens aus diesem Kraal hüteten zur Zeit des reifwerdenden Maises die dicht bei unseren Hütten liegenden Maisfelder vor den räuberischen Affen und Vögeln. Auch hatten sie dort eine kleine Hütte errichtet. Von dort kamen sie oft aus Neugierde zu uns, und um Tabak zu betteln, welchen die Mädchen und Kinder der Pondos fast noch in höherem Grade lieben, als die erwachsenen Männer.

So kamen sie eines schönen Tages auch wieder einmal angezogen, mit etwas Kaffern-Zuckerrohr, einem saftigen süßen Grase, welches wir gern kauten, einigen Mais-

kolben und einem Huhn. In letzter Zeit hatten wir ihnen Milchperlen in Tausch gegeben, doch nahmen sie dieselben heut nicht mehr gern, da sie deren schon genug hatten. Nach dem Handel hatten sie sich an die Mauer unserer Hütte gesetzt; mit ihnen war heute ein etwa 10 jähriger hübscher Bursche gekommen, der natürlich gänzlich unbekleidet war und dessen Haupthaar mit Ausnahme einer wolligen Locke auf dem Vorderkopfe kahl geschoren war. Natürlich zupften wir das Kerlchen immer an dieser Locke, was ihm und den beiden Mädchen vielen Spaß machte. Ich setzte mich heute einmal zu ihnen, da ich gerade nichts zu thun hatte, und fing eine Unterhaltung mit ihnen an, indem wir zuerst Pfeifen rauchten. Dann bewunderten sie meinen Regenmantel, den ich bei dem kühlen Wetter über meine Schultern gehängt hatte, während diese abgehärteten Naturkinder nur einen kurzen ledernen, mit Perlen verzierten Rock um ihre Hüften trugen, und doch nicht froren. Die Kaffernmädchen und Frauen werden nicht verwöhnt. Sie führen ein rauhes Leben und sind durch körperliche Arbeit oft stärker und abgehärteter, als die Männer, welche heutzutage meist ihre Zeit mit Versammlungen und Biergelagen hinbringen. Die eine der „Kousinen", denn so bezeichneten wir unsere schönen Nachbarinnen immer, fing an mit ihrem Handspiegel zu kokettieren. Als ich ihn mir besah, fand ich, daß er nur noch eine kleine Spur von Belag hatte. Daher zeigte ich ihnen einen neuen Spiegel, den ich neulich für 6 Pence in einem Laden gekauft hatte, und das Ah! und Oh! der Bewunderung wollte gar nicht enden. Jedenfalls hatten sie lange nicht solch einen schönen neuen Spiegel gesehen. Das Mädchen betrachtete sich darin mit größtem Wohlgefallen. Sie legte ihre rattenschwanzähnlichen fettigen Löckchen, die vom Hinterkopf hingen,

über ihre Schultern nach vorn, hob ihre hübsche Büste sans gêne empor, um sie im Spiegel zu bewundern, zeigte ihre blanken Zähne, spitzte die Lippen, liebäugelte sich im Spiegel an, kurz war ganz entzückt über ihre Erscheinung. Besonders schienen es ihr ihre runden Schultern und Oberarme angethan zu haben, die sie nicht genug bewundern konnte. Dann kam die andere an die Reihe. Nachdem beide sich lange betrachtet und satt gesehen hatten, gaben sie mir den Spiegel zurück. Doch ich hatte denselben als ein Geschenk für unsere hübschen Nachbarinnen ausersehen und gab ihn der einen wieder. Sie sahen sich nun erstaunt und fragend gegenseitig an, denn sie hielten es für unmöglich, daß ich ihnen einen solchen herrlichen Spiegel schenken würde. Deshalb gab das Mädchen mir den Spiegel abermals zurück. Erst als ich ihr denselben in ihre lederne Umhängetasche gesteckt hatte, in welcher sie ihren Tabak, ihre Pfeife und ihren Kamm aufbewahrte, da überzeugte sie sich, daß sie ihn wirklich als Geschenk haben sollte. Nun ging der Jubel und die Freude aber erst an, wie ich noch nie ein Menschenkind sich habe freuen sehen. Beide Mädchen waren über alle Maßen entzückt und ließen ein Oh! und Ah! über das andere hören. Ohne Aufhören fielen sie einander in die geöffneten Arme, klatschten in die Hände und dann wieder sich gegenseitig auf die Schultern, und den kleinen Jungen, der auch mit freudestrahlenden Augen dabeisaß, auf die Beine und auf die Schultern, und dann umarmten sie sich gegenseitig wieder vor heller Freude, stießen sich gegenseitig vor die Brust und küßten sich, küßten dann beide den Spiegel und riefen oh! und oh! einmal über das andere. Herr Beyrich und ich hatten natürlich auch unsere Freude daran, denn wir hatten nicht erwartet, diese Menschenkinder mit dem kleinen Geschenke so glücklich zu machen. Nun hatten sie

aber bald keine Ruhe mehr. Sie sprangen auf und hüpften von dannen, gewiß ungeduldig, den herrlichen Spiegel ihren Verwandten zu Hause zu zeigen.

An einem der nächsten Tage kamen nachmittags unsere „Kousinen" wieder angezogen und brachten noch ein anderes, etwa zwölfjähriges hübsches Mädchen mit, sowie ihre beiden kleinen Brüder, die wir Max und Moritz getauft hatten. Die ganze Gesellschaft kam im Gänsemarsch. Ich war in meiner Hütte, deren Thür offen stand, und that, als ob ich sie gar nicht bemerkte. Sie hatten sich aber bald draußen an der Mauer niedergelassen und fingen dort an zu kichern. Da ich wieder gerade nichts Besonderes vor hatte, weil es regnete, so war mir der Besuch der schwarzen Kinder nicht unwillkommen, und ich beschäftigte mich wieder ein wenig mit ihnen. Die Unterhaltung begann mit dem Zeigen von Bildern, die freilich nur aus einigen alten Blättern einer englischen illustrierten Zeitung bestanden. Einige modische europäische Damen erregten indes große Bewunderung der Mädchen und besonders betrachteten sie mich mit einer Art von Ehrfurcht, als ich ihnen sagte, daß dies meine Mutter und meine Schwestern seien. Noch einige andere Bilder schnitt ich ihnen aus und schenkte sie ihnen, worauf stets ein Ah! und Oh! erfolgte. Dann zeigte ich ihnen photographische Landschaften aus Pondoland, die sie aber wegen der dunklen Farbentöne — meist waren sie bei grellem Sonnenlicht aufgenommen — nicht gut und schnell auffaßten. Doch ein großer Jubel und nicht endenwollendes Gelächter entstand bei der Betrachtung einer Photographie, welche zwei Sulus darstellte, von denen einer den anderen frisiert, sowie die eines Kaffernmädchens aus Natal. Dann zeigte ich ihnen meinen Kompaß und sie staunten darüber, daß die Nadel stets nach derselben Seite zeigte. Die eine der

„Kousinen" wurde aber etwas unruhig, wohl aus Aberglauben, weil sie meinte, die Nadel zeige mit der Spitze stets auf sie. Schließlich rauchten wir noch Pfeifen zusammen und auch das etwa zwölfjährige Mädchen rauchte schon wie eine Alte. Max und Moritz versuchten es auch, und wollten sehr ernst dabei erscheinen; doch spuckten und husteten sie noch viel. Als ich die Gesichter nachahmte, welche die „Kousinen" beim Ausblasen des Rauches machten, gab es wieder ein Heidengelächter. Ueberhaupt war auch heute wieder die Heiterkeit groß; trug ich selbst nichts bei zur Unterhaltung, so hatten sie irgend etwas unter sich, was Lachen erregte oder Gekicher, ganz wie bei uns Backfische und die junge Gesellschaft es machen. Einen Hauptspaß gab es auch, als ich versuchte, einer der „Kousinen" mit meiner Scheere eine der fettigen Locken vom Hinterkopf abzuschneiden und sie sich stets ihr Tuch über den Kopf hielt, um es zu verhindern. Aber unbemerkt hatte ich eine Locke durch ein Loch des Tuches hervorgezogen und mit der Scheere abgeknipst. Das gab nun ein schadenfrohes Gelächter der übrigen, doch gelang es dem Mädchen, mir die Haarlocke wieder aus den Händen zu entwinden; gewiß dachte sie an einen Zauber, den ich mit der Locke über sie ausüben könnte.

Viele Unterhaltung hatten wir auch dadurch, daß ich ihnen aus Zeitungspapier Orden, Sterne und Netze ausschnitt. Ein Netz hielten sie für eine Ziehharmonika und sangen dazu eintönige Melodien mit ihrer tiefen, rauhen Stimme. Auch versuchte ich sie abzuzeichnen; doch erklärten sie sich mit den Bildern meist nicht einverstanden, da die Gesichter zu sehr karrikiert waren. Max zeichnete ich mit einer noch mehr als in Natur hervorstehenden Mundpartie und so wurde wieder auf Kosten von Max gelacht, der wie ein Pavian aussah; besonders als ich

ihm auf dem Bilde noch einen langen Schwanz ansetzte, da gab es ein brüllendes Gelächter.

Ich kann nicht sagen, daß die Gesellschaft sich in irgend einer Weise etwas Ungehöriges herausgenommen hätte; Max und Moritz wurden schließlich am übermütigsten, doch blieben auch sie stets in den Grenzen des Anstandes, wie ja überhaupt im allgemeinen Kaffernjungens etwas merkwürdig Gesetztes, Würdiges, ja Blasiertes in ihrem Wesen zeigen, z. B. wenn sie im Kreise herumsitzen und sich im Reden üben, die politischen Versammlungen ihrer Väter nachahmend. Daß es mir gelang, Max und Moritz, die ich ja seit geraumer Zeit kannte, so aus sich herauszulocken, war auch etwas ganz Besonderes.

Uebrigens hatte ich nach diesen beiden vergnügten Unterhaltungen das Gefühl, daß ich meine Autorität einbüßen könnte, wenn ich diese Art Spielerei länger fortsetzen würde. Deshalb erschien es mir jetzt an der Zeit, wieder einmal im Ernst mit ihnen zu sprechen. Ich hatte heut schon mein Mißfallen darüber kundgegeben, daß die großen Mädchen anfingen, sich im Aufstoßen (Rülpsen) zu üben, obgleich ich glaube, daß sie dieses in guter Absicht thaten, da ja bei den Kaffern Aufstoßen als Zeichen des Wohlbehagens gilt. Ich verbot es ihnen aber, und sie verstanden mich auch und thaten es dann nicht mehr.

Endlich war es Zeit, Mais zum Abendbrot zu kochen, da er ja immer einige Stunden vor der Mahlzeit im eisernen Topfe aufgesetzt werden muß. Thys, mein Grikwa-Diener, machte Feuer, und als ich mich nicht mehr um die junge Gesellschaft kümmerte, brach sie auf und zog munter singend im Gänsemarsch ab.

Als wir nun bis zum 9. April hier gewohnt hatten und immer noch nicht unsere in Marburg zurückgebliebenen Sachen und besonders immer noch kein Geld erhielten, da

machte ich mich allein zu Pferde auf, um an der Küste entlang Marburg zu erreichen und dabei zugleich jene fast völlig unbekannten, auf einer uns gelieferten Karte gänzlich falsch dargestellten Regionen zu erforschen.

Meine frühere Beschreibung unserer Reise zu Pferde von Durban bis Marburg am untern Umzimkulu, durch den oberen Teil des Landes, gab dem Leser einen Begriff von der Beschaffenheit der höher gelegenen Terrassen von Pondoland, da letzteres Land und Natal in ihrer äußeren Beschaffenheit große Aehnlichkeit haben und sich nur durch den Grad der Kultur unterscheiden. Wir fanden ja das ganze Gebiet aus begrasten Hügelketten bestehend, zwischen denen Flüßchen mit Buschwerk an ihren nicht sehr steilen Ufern entlang strömten.

Viel zerrissener und unwegsamer ist die ganze Küstenregion. Einen Einblick in jene Gebiete hat der Leser schon bei Beschreibung unseres Rittes nach Lavuta gehabt.

Ich sollte nun gründlich Gelegenheit haben, mich von der Wildheit jenes Gebietes zu überzeugen, in dessen Grenzen ja das N.'sche Land zum größten Teile lag.

Vorerst informierte ich mich nach Möglichkeit über die Flüsse, die ich auf dem unteren Wege nach Natal zu passieren hatte, sowie über die Lage und Natur ihrer Furten.

Als alles zur Reise vorbereitet war, erklärte mein Pondo, der mich begleiten sollte, daß er einen schlimmen Fuß habe. Wahrscheinlich fürchtete er sich vor den Stämmen, deren Gebiet wir zu passieren hatten, weil dieselben mit den hiesigen Pondos auf feindlichem Fuße stehen. Ich war höchst ärgerlich, doch nur wenig erstaunt, da ich auf so etwas gefaßt war. So ritt ich dann allein ab.

Die Furt des Umzikaba, des ersten größeren Flusses,

war in seinem Unterlaufe nicht passierbar, und so mußte ich denn einen weiten Bogen machen, um ihn in seinem Mittellaufe zu überschreiten. Zuerst kam ich zum Mateku-Fall. Man gelangt leicht an den oberen Felsrand, der halbringförmig einen waldigen Thalkessel umschließt. In der Mitte stürzte sich das gerade vom Regen ziemlich stark angeschwollene Flüßchen Mateku, ein Nebenarm des Umzikaba, wohl 300 Fuß tief hinab, anfangs in einigen Kaskaden, dann etwa 100 Fuß in einem Sprunge, unten wieder stufenweis. Der Fall selbst und seine Umgebung sind außerordentlich malerisch. Ich beobachtete ihn von einem überhängenden Felsrande aus, wo ich, mich niederlegend, senkrecht hinab auf die Baumwipfel des Kessels blicken konnte. Auch wälzte ich einen ziemlich schweren Steinblock zum Rande, rollte ihn hinüber, sah ihn lange fallen und hörte ihn dann mit Gekrach in das Astwerk der hohen Bäume schlagen.

Unten sammelt sich das Wasser in einem Felsbecken, welches tief schwarz erscheint, in schönem Kontrast zu dem weißen Schaum des Falles selbst und dem schäumenden Wasser des Flüßchens weiter unterhalb. Dort schlängelt es sich durch den herrlichen dunklen Buschwald und verschwindet dann in einer engen, wohl 150 Fuß tiefen Schlucht. Diese windet sich weit hinab bis dicht zur Stelle, wo sich der Mateku mit dem Umzikaba vereinigt. Vor dem Meere hat das nunmehr bedeutende Gebirgswasser noch ein großes Berghindernis zu überwinden, durch welches es im Laufe der Jahrmillionen ein etwa 1000 Fuß hohes Felsenthor gebrochen hat. In allen Thälern und Schluchten erblickt man dunkelgrünen Wald, auf den Abhängen und Höhen herrliche hellgrüne Weiden; darüber hinaus den blauen Ozean. Ein prachtvolles Bild.

Der Mateku-Fall hat auch eine sehr liebliche De-

koration von Buschwerk aller Art, welches an den Felshängen, außer an den steilsten Stellen, Halt findet. Wieder labte sich mein Auge an den herrlichsten Formen der Gruppen von bananenartigen Strelitzien sowie von Dattelpalmen (Phoenix reclinata), von denen im Thalgrunde schöne Exemplare von 30 Fuß Höhe wuchsen, durch die Luftbewegung des fallenden Wassers wie Straußfedern wallend und winkend.

An den Abhängen des Felsplateaus, auf welchem ich mich befand, wächst eine baumförmige Protea und noch weiter eine gelbblühende Acacia, beide lichte Gehölze bildend.

Ich sammelte einige schöne Exemplare einer Bartflechte (Usnea oder Alectoria), die 1 bis 2 Fuß lang von Zweigen strauchförmiger Protea und Sizygium herabhängt.

Nachdem ich mich satt gesehen, und mein Pferd sich mittlerweile an dem jungen Grase und frischen Wasser erquickt hatte, sattle ich wieder auf und durchreite den Mateku leicht oberhalb des Falles auf einer horizontalen Felsplatte. Dann ging es weiter über tiefliegende und oft ziemlich sumpfige Wiesen. Auf diesen bildete eine sehr niedliche Cyperacee mit ihren goldgelben und eine andere Form mit schneeweißen Blütenköpfen eine große Zierde, ebenso auch eine Anzahl anderer lieblich-blühender Kräuter.

Ich konnte keinen Weg nach dem Umzikaba hinunter bemerken und deshalb auch nicht hoffen, dort eine Furt zu erreichen. Deshalb ritt ich weiter hinauf, wo ein Kaffernpfad nach einem großen Kraal führte. Hier fand ich eine große Gesellschaft von Pondos, die in ziemlicher Erregung waren; es ertönte viel Geschrei und Gelächter. Als ich näher ritt, fand ich ein großes Biergelage. Gruppen von Kaffern mit geröteten Augen und erregten

Mienen standen umher. Ich ritt heran, schüttelte einigen der Aelteren die Hände und fragte nach dem Wege über den Umzikaba. Sie wiesen mir einen Weg, der anfangs auf einem Bergrücken entlang, bei Maisfeldern vorbei, und dann sehr steil hinabführte; zum Danke gab ich den Auskunftgebenden einige Zündhütchen. Ich ritt weiter, und bald kam ein junger stattlicher Kaffer auf seinem Pony hinter mir hergesprengt. Ich will nicht erörtern, ob Gefühle der Menschenfreundlichkeit, mich zu begleiten, oder Neugierde, oder die Lust, auch Zündhütchen zu bekommen, ihn leiteten. Er war übrigens eine der hübschesten Reiterfiguren, die ich je gesehen, obschon dieser Anblick in Pondoland nichts Seltenes ist. Die Pondos tragen lange nicht so viele Zierraten am Leibe, als die Natalkaffern. Er trug sein Haar in kurzen Locken, ein einfaches grellrotes Band um die Stirn, den bekannten blauen Pondostreif über der Nasenwurzel, eiserne Ringe um die Handgelenke und Messingringe um die Oberarme, auch einige unterhalb der Kniee und um die Fußgelenke, einen schwarzen Riemen um die Hüfte. Eine in rotem Ocker gefärbte Wolldecke flatterte, auf einer Schulter befestigt, lose um den stattlichen Körper. Sein Sattel bestand in einem Schaffell; das Pony war ausnahmsweise in gutem Futterzustande. So sprengte er an mich heran und bot mir die Hand zum Gruß. Er war jedenfalls der Sohn eines größeren Häuptlings. Er begleitete mich bis zum Bergabhange, wo wir den Weg übersehen konnten; dann zeigte er mir von fern die Stelle, wo mein Pfad in den Busch führte. Ich gab ihm beim Abschied 8 Zündhütchen.

Am Abhange fand ich einen 10—15 Fuß hohen Strauch mit weißer kirschartiger Blüte, die nach Mandeln roch; es ist augenscheinlich die „White Pear" der An-

siedler, die so gutes Holz liefert; ferner eine baumstrauchige Euphorbia mit runden Stammabschnitten sowie 3 Arten schönblühender Akazien. Ferner traf ich vereinzelt eine Aloë, welche auf einem 4—5 Fuß hohen Stamm der Agave mexicana ähnliche Blätter trug. Ueberall sah ich an den Ufern viel Buschwald, jedoch keine hochstämmigen Bäume. Das Thal des Umzikaba hat hier nur wenig Alluvium, meist sind seine Ufer sehr steil. Die Tiefe des Flußthales beträgt hier wohl 600 Fuß. Mein Weg führte mich einen Bergrücken hinab, der an vielen Stellen sehr steil war, sodaß mein Pferd oft nur durch vieles Zureden und Schläge zu bewegen war, über die steilen Felsstiegen hinabzutreten. Endlich, endlich war ich unten angelangt. Der breiter werdende Pfad führte zur Linken durch eine kurze Strecke etwa 10 Fuß hohen Ufergrases zu einer Furt. Von einer überhängenden Felsplatte sprang vor mir eine Fischotter in den Fluß.

An den Spuren des letzten Hochwassers in Gestalt von umgerissenen Bäumen und angespültem Schilf und Gras am Ufer konnte man die Höhe desselben erkennen. Auch jetzt noch wälzte der Fluß seine Fluten mit ziemlicher Gewalt dahin. Ich ritt hinein, doch mein Pferd konnte bei 3 Fuß Tiefe auch nicht mit Gewalt bewogen werden, weiter zu gehen. Auch sah ich, daß das jenseitige Ufer ziemlich sumpfig war. So zog ich meine Kleider am Ufer aus, packte alle meine Sachen in meinen Regenmantel und mit den Satteltaschen auf den Sattel, wo ich alles befestigte. Dann sondierte ich den Fluß und stand bald bis unter die Arme im Wasser.

Ich hielt wegen der Strömung nach oben und kam mit Mühe hindurch. Dann schwamm ich zurück und probierte, mein Pferd hindurch zu bringen; doch gelang es mir nicht. So mußte ich mich wieder

anziehen. Die Strömung war zu stark, und ich wäre wahrscheinlich mit dem Pferde an einer für Landung unmöglichen Stelle weiter unten angetrieben. Ich zog mich schnell an, bevor die durch die Gewitterluft brennende Sonne wieder meine Haut versengen konnte. Dann passierte ich den unteren Teil des Bergrückens nochmals und fand auf der anderen Seite eine Spur von einem Pfade, der zum Flusse führte. An dieser Stelle war das Ufer nicht sumpfig, sondern steinig und meist steil. Von einer Felsplatte ließ sich wieder eine sehr große Fischotter mit lautem Geplumps in den etwa 8 Fuß tiefer liegenden Fluß fallen. Hier bildete der Umzikaba zwei Arme, von denen ich den vorderen schmaleren ohne bedeutende Schwierigkeit an einer schon mehrfach als Uebergang benutzten Stelle durchritt, doch mußte das Pferd beim Heraussteigen auf eine Felsplatte treten, die mehrere Fuß hoch war und die ich beim Rückweg auf keinen Fall dem Pferde hätte zumuten können; denn ein Pferd kann nach seiner Bauart wohl eine hohe Stufe bergan schreiten, doch nicht bergab. Dann ritt ich über ein Gelände, welches mit wilden Rollsteinen und angespülten Bäumen bedeckt war, und stand bald vor einem etwa 20 Fuß breiten und reißenden Flußarm, der unterhalb einen ziemlich hohen Wasserfall bildete. Hier war offenbar ein Uebergang, der bei niedrigem Wasser benutzt wurde. Aber ich mußte auch jetzt bei Hochwasser hindurch, denn zurück konnte ich nicht mehr!

Was half es mir, mich auszuziehen? Ich hätte das Pferd nicht bewegen können, mir zu folgen. Also hinein, wie wir waren. Mit Mühe konnte sich das treue Tier zwischen den großen, glatten Steinen aufrecht erhalten. Aber in der Mitte wurde es zu tief und gar zu reißend. Es konnte nicht mehr stehen und beim Fallen

wurden wir von der Strömung ergriffen und rollten beide über und untereinander weg. Zum Glück waren meine Füße von den Bügeln frei geworden. Ich wußte nicht, was oben und was unten sei, auch stieß ich mit meinem Kopfe ziemlich heftig gegen einen Felsblock. Endlich kam mein Kopf jedoch über Wasser und nun hatte ich eine fast übermenschliche Kraftanstrengung zu machen, um mich auf das Ufer zu schwingen, trotzdem es nur wenige Schritte von mir lag. Da stand ich nun mit Brausen in den Ohren, halb betäubt und von Wasser triefend. Zu meiner Freude sah ich aber bald auch mein Pferd, kurz oberhalb von mir, mit dem Sattel, den Satteltäschen und meiner Wolldecke noch auf ihm, am diesseitigen Ufer stehen. Wir waren gerettet! Ich hatte nur meinen Hut verloren, den ich leicht durch ein Taschentuch und einige große Blätter ersetzte.

Anfangs war ich eine Zeit lang wie gelähmt von der Reaktion auf die übermäßige Kraftaufwendung, aber dann fühlte ich mich bald gestärkt von dem freudigen Gefühle, mein Leben durch Zusammentreffen einiger ganz besonderer Glücksumstände gerettet zu sehen. War ich doch dicht oberhalb des Wasserfalls ans Ufer gelangt! So achtete ich die noch bevorstehenden Schwierigkeiten gering.

Nur ein kaum erkennbarer Kaffernsteig führte nun hinan durch den wilden Busch. Ich leitete mein treues Tier am Zügel und hatte oft Aeste und Dornen hinwegzubrechen und mit dem Taschenmesser wegzuschneiden, um den Weg zu bahnen. So ging es etwa eine halbe Stunde bergan, dazwischen wieder durch offene Stellen ziemlich hoch hinauf. Beide Ufer des Umzikaba wurden nun eng und steilfelsig. Endlich hörte der Steg ganz auf und ich befand mich auf einer kleinen „Alm", wo ein Trupp Rinder weideten. Auf keiner Seite ein reitbarer Weg! Ich hatte zu wenden,

und denselben Weg zurück zu reiten. Nun mußte die andere Seite versucht werden, flußaufwärts. Aber hier war gar kein Weg. So ging es durch Buschwerk und wilde steinige Abhänge entlang, bis, nach etwa einstündigem Klettern, wobei ich vielmals Büsche und Dornen hinwegarbeiten mußte, ich mein Pferd mit Mühe bewogen hatte, einen Felsen zu erklimmen. Da standen wir wieder am Ende der Welt! Zurück konnte das Tier nicht mehr, und der einzige denkbare Weg über den Felsen hinweg und am Fuße eines anderen herum, war hier dicht am Flusse mit Buschdickicht verwachsen, das meines Taschenmessers spottete. Ich setzte mich dennoch ans Werk, aber bald hatte ich an dem harten Holz beide Klingen zerbrochen.

Was nun machen? Die Sonne neigte sich schon bedeutend. Ich nahm meinem Pferde, welches auf dieser Stelle nur eben Platz zum Stehen hatte, den Sattel ab. Dann band ich es nicht allzu fest an einen Strauch, damit es sich, wenn es unruhig werden, stolpern und fallen sollte, durch Losreißen retten könnte, und in den Fluß fallend eventuell hindurchschwimmen. Ich ließ meine Sachen an der Stelle, und nahm nur eine Satteltasche mit dem Allernötigsten, vor allem mein Tagebuch, mit mir, und kletterte den Felsen hinab und über Steingeröll, immer hart am Flusse aufwärts. Ich mußte suchen, einen Kaffer zu Hülfe zu rufen. Glücklich kam ich zu einem Maisfelde und nicht weit davon zu einem Kaffernkraal, wo ein Kaffer beschäftigt war, eine neue Hütte zu bauen. Bald machte ich ihm verständlich, daß ich mein Pferd zurückgelassen hatte und daß es gälte, es zu holen. Auch sah ich eine kleine Axt, die ich ihm in die Hand gab, und nahm ihn beim Arm mit mir. An Ort und Stelle angekommen, erforderte es nur wenig Arbeit, um die Büsche und Schlingpflanzen mit der Axt hinwegzuräumen und, indem ich das Pferd

am Zaume führte und der Kaffer es von hinten antrieb, gelang es uns, es dazu zu bewegen, hinabzuklettern; bald waren wir auf gangbarem Terrain, wenn auch noch ohne Pfad.

In diesem Teile von Pondoland wohnen keine weißen Menschen; zwischen Palmerton und der Mündung des Umzamba, in der Nähe des Umtentu, sollen zwar zwei junge Leute leben, die ich aber auch nicht auffand. Sonst wohnen hier nur Kaffern und ein Mischling. Dieses letzteren Namen ist William Roscoye, Sohn eines Engländers und einer Kafferin. Dieser soll bei den Kaffern als „Uïleem" — die Kaffern vokalisieren alle unsere Worte — bekannt sein, wie ich vorher gehört hatte. So fragte ich den Kaffer nach Uïleem, und er wies mich einen Kaffernpfad hinauf, auf dem schmalen Rücken eines Hügels entlang. Als ich auf dem oberen grasigen Plateau angekommen und die andere Seite des Umzikaba so dicht gegenüber liegen sah, konnte ich mir kaum denken, was für Mühen solch eine kurze Entfernung hatte machen können!

Oben wehte der Wind kalt, es war Abend. Ich war noch durch und durch naß. Welch eine Wohlthat war nun mein kleiner Regenmantel! Ueberhaupt ist solch ein Kleidungsstück hier unschätzbar für die verschiedensten Gelegenheiten. Erstens natürlich für Regenschauer, die hier oft sehr schnell und unerwartet eintreten; dann für die kalten Morgen und Abende, als sehr brauchbarer Ersatz eines Ueberziehers; ferner für triefende Dächer, in kalten Hütten, um das Nachtlager vor Nässe zu schützen, wie wir in letzter Zeit erfahren hatten; dann um im tau- und regenfeuchten Gras einen wasserdichten Ruheplatz zu bilden; endlich um Sachen einzuhüllen, die man beim Schwimmen durch Flüsse vor Durchnässen schützen will, obwohl ich erfuhr, daß letzterer Gebrauch nicht vollkommen zuverlässig ist.

Nun führte mein Weg über grasige Bergrücken entlang und oft noch fragte ich nach Uïleem, und wurde weitergewiesen. Endlich, als es dunkel wurde, bewog ich einen Kaffer gegen Versprechen von Waren im Werte von 6 pence, mich zu Uïleem zu begleiten. Wir hatten noch einen langen Marsch, wiewohl nun ohne Schwierigkeiten des Terrains, immer auf dem breiten Rücken einer Wasserscheide entlang, alle tieferen Einschnitte an der Seite vermeidend. Endlich Hundegebell und wir standen bald vor einer Hütte, aus welcher her eine braune, kräftige Gestalt heraustrat und mich sogleich freundlich nach Afrikander-Art mit Händeschütteln bewillkommte.

Er forderte mich in seinem gebrochenen Englisch auf, abzusatteln und, nachdem ich noch einige Schwierigkeiten zu überwinden hatte, meinen Kaffernführer mit Zündhütchen für 6 Pence abzufinden, da er Geld haben wollte, das ich aber nicht besaß, befand ich mich bald bei geröstetem Mais und saurer Milch im warmen Zimmer. Nachdem wir uns noch eine Weile über den Weg unterhalten hatten, bot man mir die einzige vorhandene Bettstelle an. William und seine Kafferin mit den Kindern zogen sich in die Küche zurück, und ich schlief bald, in trockene Wolldecken gehüllt, ein. Ich hatte nicht viel über den Weg erfahren, doch hörte ich, daß durch den Umzikaba mehr als eine Drift vorhanden sei. V i e l e Wege bedeuten stets schlechte Wege, wie Krankheiten, gegen welche viele Mittel vorhanden sind, mehr oder weniger unheilbare Krankheiten bedeuten.

Am nächsten Morgen, den 10. April, hatte ich mich nach dem Wege nach dem Umtentu erkundigt und erfahren, daß derselbe nicht weit sei, und daß 5 Meilen von hier sich ein Store befinde, welchen Mr. Alexander Reit, den die Kaffern „Alickie" nennen, verwalte. Ich traute den 5 Meilen nicht, denn ein Kaffern-Mischling hat nur eine

sehr unvollkommene Idee von einer englischen Meile. Später erfuhr ich auch, daß diese 5 Meilen aus 20 guten Meilen beständen. Auch kam ich nie zu dem genannten Store, welcher irgendwo unten am Umtentu sein soll. Mein Weg führte mich bald in ein steiles Flußthal hinab, durch Buschwald, ähnlich wie am Umzikaba. An der Stelle, wohin mein Weg ins Flußthal führte, war ein etwas breiteres Alluvium, welches ursprünglich mit einem jener lichten Gehölze einzelnstehender Akazien ganz besetzt gewesen war. Noch fanden sich Exemplare von 20—30 Fuß Höhe vor, wie ich selten solch stattliche Akazienbäume gesehen hatte. Die Turteltauben und die Zikaden ließen ihre Stimmen ertönen, wie jeder Reisende in Afrika diese Akazienhain-Konzerte kennt. Dazwischen waren unregelmäßig geformte Strecken gelichtet und urbar gemacht. Hier waren hellgrüne Maisfelder und Kaffernkornfelder, die in dem schönen sattbraunen Farbentone der reifen Körner prangten. Außerdem fand sich ziemlich viel Kaffern-Zuckerrohr angebaut, eine saftig-süße Grasart, ähnlich wie das Kaffernkorn aussehend. Einige Kaffernhütten befanden sich am Flusse, und zwischen den Feldern und nach den Hütten zu verliefen unregelmäßige Pfade. Alles dieses lag wie eine Landkarte unter mir ausgebreitet. Ich hörte die Stimmen von Mädchen und Jungens, welche als Wächter auf ihren luftigen, vogelnestartigen Baumhütten auf Diebe jeder Gestalt aufpaßten und ihre Gesänge erschallen ließen, teils sich gegenseitig begrüßend und aufmunternd, teils räuberische Vögel wegscheuchend oder durch Ermahnungen in Form von Gesängen sie daran erinnernd, daß das Kaffernkorn für die Kaffern selbst gesäet war, und nicht für die Vögel.

Ich ritt hinab, einem mehr als die anderen betretenen Pfade folgend, und kam so zum Umtentu. Derselbe ist

hier nur 30—40 Fuß breit, aber im ganzen ziemlich tief mit meist tief-eingefressenen steilen Ufern; sein Bett ist jedoch nicht felsig, sondern nur mit Rollsteinen ausgelegt. Am anderen Ufer sah ich zu meiner Freude zwei Kaffern, die sich gerade anschickten, herüber zu kommen. Ich sah sie hineinsteigen und mit Hilfe ihrer langen, oben mit einem Knopf versehenen Stöcke sich stützen, um nicht von der Strömung umgerissen werden. Langsam mit den Füßen tastend, um zwischen den großen und glatten Steinen sicher aufzutreten, kamen sie an. Ich hatte mich inzwischen entkleidet und meinem Pferde den Sattel abgenommen, auch die Satteltaschen losgehakt. Nun versprach ich ihnen Zündhütchen, wenn sie mir beim Hinüberkommen behülflich sein wollten. Mein Pferd wurde hinübergeleitet und alle Sachen einzeln hindurch getragen. Dann ging ich selbst hinüber mit Hilfe eines von den Kaffern geliehenen Stockes. Es war ziemlich schwierig wegen der reißenden Strömung. Allein durchzukommen wäre mir ganz unmöglich gewesen. Daß ich diese beiden Kaffern gerade hier getroffen, mußte ich daher als ein ganz besonderes Glück betrachten. Hinauf führte mich ein Pfad, welcher anfangs durch viele Mais- und Kaffernkornfelder, dann über grasige Triften, immer aber auf der Wasserscheide eines Rückens entlang lief. Die Tiefe des Flußthales mochte wohl 800 bis 1000 Fuß betragen. Ich war sehr froh, als ich auch diese Klettertour hinter mir hatte. Nun ging es wieder auf dem oberen Plateau entlang, einen langen Weg, wobei ich mehrfach nach dem „Winkeele“ (Kaufmannsladen) fragte und man mir den Weg zeigte. Nach einigen Stunden Reitens stand ich jedoch wieder vor einem sehr steilen Abhang, welcher in ein Nebenthal des Umtentu führte. In der Tiefe von etwa 600 Fuß schäumte wieder eines jener tückischen Gewässer, mit denen ich nun schon zu oft

Bekanntschaft gemacht hatte. Das Hinabsteigen machte meinem Pferde mehr zu schaffen als mir. Die Passage durch das Flüßchen war indes leichter, als ich erwartet. Hinauf ging es nur etwa 3—400 Fuß, dann kam ein zweites Flüßchen oder Bach hinter dem Bergrücken; also wieder hinab, über den Bach, und dann die ganze Höhe wieder hinauf. Natürlich führte ich mein treues Tier die ganze Strecke am Zaume und nur durch stetes Zusprechen konnte ich es vom Stehenbleiben und Grasen abhalten. Es ist auch für ein Pferd ein hartes Los, wenn es am Tage so selten Zeit bekommt zum Grasen; nachts kann es doch nicht genügend Futter finden. Mais ist für das Pferd in diesen Gegenden nicht zu bekommen. Der noch junge („grüne") Mais ist überdies für die Pferde unverdaulich und schädlich.

Ich war also wieder oben auf dem windigen Plateau, wo ich vom Steigen in der schwülen Luft des engen Flußthales von Schweiß durchnäßt ankam. Ich ließ mich mit Vergnügen von dem kühlen Wind durchwehen, denn davon erkälte ich mich — seitdem ich länger als ½ Jahr hier in Afrika lebe — nicht mehr. Ich erinnerte mich, wie ich in den ersten Monaten in Afrika stets das Gefühl hatte, als müßte ich mich zum Tode erkälten bei solchem plötzlichen Temperaturwechsel. Mit Staunen sah ich damals Afrikander, von Schweiß triefend, nur mit Hosen und Hemde bekleidet, sich dem kalten Zugwind mit Behagen aussetzen, wie z. B. die jungen Burschen und auch den guten Pastor Faure, als wir bei Troe-Troe Criquet spielten. Jetzt war ich gleichfalls in dieser Beziehung akklimatisiert. Auch in einem anderen Punkte war ich afrikanisiert: Wenn ich in Deutschland von früh morgens ohne Frühstück aufbrechend, bis abends ohne einen Bissen hätte marschieren müssen, noch dazu mit Ausziehen, Baden,

Anziehen, Schwitzen, Wieder-Trocknen, Bergsteigen u. s. f., so hätte ich mich wohl recht schlecht und schwach im Magen gefühlt. Seitdem hat aber der Magen, wie der ganze Mann „Geduld" gelernt. Solche Geduld und Entsagung kennt nur ein Reisender. Gern hätte ich wenigstens ein Pfeifchen Tabak gehabt, doch war dieses Kräutchen auch schon aufgebraucht. So mußte es also auch ohne dies gehen. Weiter ging es also, doch bald schien mir die Richtung verkehrt, denn der Weg drehte sich doch gar zu weit nach links, nach N. zu. Daher fragte ich nach dem „Winkeele", und man wies mich weiter denselben Weg. Doch als der Pfad zwar langsam aber stetig sich nach W. drehte, da war ich überzeugt, daß ich auf einem falschen Wege sei, und nun kam mir der Gedanke, daß die Leute hier vielleicht den „Winkeele" von Zalo meinten, denn der Weg hatte die Richtung nach Zalo. Ich schlug also die andere Richtung ein und hielt mich nach S.O., denn so mußte ich endlich nach dem unteren Umtamvuna kommen, wenn ich auch nicht nach Mr. Alick Reits Store gelangte.

Nach vielen Stunden Reitens, als sich die Sonne schon nahe zum Horizont gesenkt hatte, sah ich einen großen Kaffernkraal, wo mehrere Pferde gesattelt grasten. Ich fand eine große Gesellschaft anwesend, Bier trinkend und in ziemlicher Aufregung. Wie ich später hörte, wohnte in diesem Kraal ein großer Regendoktor. Derselbe hatte in diesem Jahre sehr gute Geschäfte gemacht, da ihm der liebe Gott reichlich zu Hülfe gekommen war. Ich ritt in kurzem Bogen vorbei und begrüßte einige Kaffern, welche zu mir kamen, freundlich mit Händeschütteln. Als mir zu viele sich um mein Pferd drängten, machte ich dasselbe ein wenig wild, so daß es sich bäumte, was den braunen Gesellen sichtlich imponierte. Ich fragte nach dem Wege nach dem „Winkeele" von Alicki und sagte, daß ich nach

Natal wollte. Da bot sich Einer an, mit mir zu gehen, und mich nach dem Laden zu bringen. Er wollte 6 Pence haben und ich war es zufrieden. Konnte ich doch von Mr. Reit leicht 6 Pence borgen, wenn ich ihn auch noch nicht kannte. Bald forderte der Schelm jedoch schon 1 Schilling und ich bedeutete ihm, daß ich dann allein meinen Weg finden würde. Es blieb also bei 6 Pence.

Es war ein langer Weg und schon dunkel, als wir von weitem ein Feuer sahen und näher kommend eine längliche, doch sehr kleine nach Art der Farbigen erbaute Hütte vorfanden, unweit derselben 3 Kaffern bei einem Holzfeuer, über welchem ein dreibeiniger Eisentopf stand, hockten. Dieses sollte der Store sein. Ich wollte erst weiter, doch mein Führer sagte mir, daß der Umzamba, der noch vor dem Umtamvuna kommt, noch sehr weit sei. Ich sah beim Schein eines Feuerbrandes, daß im Innern der Hütte auf einem Brettergestell Wolldecken und einige andere Kaffernwaren lagen; also wirklich ein Store, wiewohl hier kein weißer Mann lebte, wie man wohl gleich sehen konnte.

Nun kam die unangenehme Aufgabe, meinem Führer zu sagen, daß ich kein Geld habe, und daß er mit mir bis zum Umtamvuna gehen müsse, dort wollte ich ihm den Schilling bezahlen, den ich von einem weißen Mann erst bekommen würde. Endlich wurde dieses, wiewohl ungern, angenommen. Ich sagte auch den Kaffern, die mich einluden, mich mit ihnen ans Feuer zu setzen und mitzuessen, daß ich kein Geld für sie hätte, doch zeigte ich ihnen Zündhütchen (Amadoopies), die sie als Zahlmittel gelten ließen. So sattelte ich ab und ließ mein Pferd grasen. Auch setzte ich mich mit ans Feuer und bemühte mich, mit den schwarzen Gesellen Freundschaft zu schließen. Das macht man, wenn man die Kaffernsprache nicht genügend kennt, durch Gesichterschneiden und Nachahmung besonderer

Eigentümlichkeiten der Gesellschafter. Wenn man erst zusammen lacht, dann ist die Freundschaft schon halb geschlossen. Besiegelt wurde sie, als ich gefragt wurde, von wo ich komme, und antwortete, daß ich von Lombaas komme und einer der Amadjellimaane sei. Jetzt gab es ein Gejauchze und freundliches Händeschütteln, und ich war mit den vier Wilden ganz intim. Einer von ihnen schnitzte mir einen hölzernen Spahn als Löffel für den Kürbisbrei, der mir zuerst angeboten wurde. Ein anderer wusch sich die Hände und wusch dann eine Blechschüssel aus für weitere Gerichte. Der Kürbis schmeckte mir natürlich vorzüglich; dann kauten wir Zuckerrohr zusammen und inzwischen war das Hauptgericht, Maispapp, fertig. Auch hiervon bekam ich zuerst in einer Schüssel angeboten und dann aßen die anderen mit Holzspähnen, die man sich schnell aus dem Feuerholz zuschnitt. Die Burschen aßen gar nicht so gierig, sondern erst, nachdem die Speisen genügend erkaltet waren. Dann sagte man einander, daß man wohlgespeist habe, mit einem Ausdruck, den man auf deutsch „Rülpsen" nennt. Es schien ein kleines Preisrülpsen stattzufinden. Darauf spülten sich alle den Mund aus, und einige rieben ihre Zähne, den Zeigefinger als Zahnbürste benutzend. Ob dieser höchst vorteilhafte Gebrauch Instinkt ist, oder ob er ein Rest früherer gesetzgeberischer Weisheit, wie man viele Kafferngebräuche geneigt wäre, zu erklären, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls beschämen die Kaffern darin viele Weiße, welche *wissen* sollten, daß zersetzende Speisereste zwischen den Zähnen die Hauptquelle der Zahnfäulnis bilden, es auch sogar wissen, aber dennoch, ohne ihre Zähne gereinigt zu haben, zu Bette gehen und die Milchsäure, die sich aus der Zersetzung von Fleisch oder Stärke oder Zucker bildet, nachts an dem Schmelz der Zähne fressen lassen.

Diese Nacht war am Osthimmel ein sehr helles Zodiakallicht, einen schiefen, mit seiner Achse in der Sonnenbahn liegenden Lichtkegel darstellend. Zuerst glaubte ich, der Vollmond gehe auf, bis ich mich erinnerte, daß es ungefähr Neumond sei.

Die Kaffern unterhielten sich noch lange sehr vergnüglich, wenigstens drei von ihnen. Der vierte schien ein schwärmerischer Jüngling zu sein; er nahm keinen Teil an der Unterhaltung, sondern sang nur hin und wieder dieselben kurzen Worte und dieselbe kurze Melodie. Entweder war er verliebt, oder er hatte einen tüchtigen Kater, oder beides. Als es schon ziemlich spät war, begaben wir uns in die Hütte, welche keine Thür hatte, sondern nur eine Oeffnung. Ich bekam zwei alte Säcke auf den schmutzigen Grund gelegt; sehen konnte ich nur zum Beginn, als einer der Kaffern mit einem Feuerbrand in die Hütte leuchtete. Ich hatte auch keine Streichhölzchen mehr. Dann zog ich einige Stücke Holz und einen Knochen unter den Säcken hervor und machte mir den Grund so eben als möglich. Meinen Kopf legte ich auf meinen Sattel, und meine Wolldecke zog ich über mich. So verbrachte ich die Nacht mit Unterbrechungen, wenn ich nicht gut zugedeckt war und fror, im Halbschlaf. Jedenfalls war ich froh, als es Tag wurde.

Die Kaffern dehnten sich und gähnten eine gute Weile, bis sie sich erhoben. Dann steckte sich der schwärmerische Jüngling eine Dacha-Pfeife an. Dieselbe besteht aus einem Kuhhorn, welches lose mit Maiskolbenscheiden ausgestopft ist und in welches in der Mitte ein kleines Loch in das hohle Innere gebohrt ist. In diesem Loche steckt ein kurzes Röhrchen, auf welchem ein Stück einer ausgehöhlten Batate aufgesetzt ist. In die Batate stopft man das Hanfkraut, die weite Oeffnung des Horns wird an den

Mund gesetzt und kräftig inhaliert. Der Rauch des brennenden Hanfes kommt natürlich bis tief in die Lunge und erregt heftige Hustenanfälle. Sobald der Husten sich gelegt hat, werden wieder einige Züge gethan; dann wieder Husten und so fort. Der Kaffer setzte die Pfeife vielleicht 6—8 mal an, dann saß er ruhig da, und indem seine Augen reichlich zu laufen anfingen, sammelte sich im Munde schaumiger Speichel, den er nur mit Mühe zusammenhalten konnte. Er verdrehte die Augen schrecklich und gewährte so mit dem Schaum vor seinem Munde ein widerwärtiges Bild. Nun nahm er ein Röhrchen und blies durch dieses den zähen, blasigen Speichel hindurch, so daß er unten herausfloß. Hiermit beschrieb er eigentümliche Figuren auf der Erde vor sich, deren Form ich aber für unwesentlich halte. Ob die reichliche Absonderung von Schleim beim Dacha-Rauchen etwas wohlthätiges ist? Bei altem Luftröhrenkatarrh und Asthma, woran fast alle alten Leute bei den Kaffern leiden, könnte das wohl sein. Alte Männer und Frauen sollen bei den Pondos fast ausnahmslos Dacha rauchen. Auch junge Leute fröhnen diesem sehr angreifenden Genußmittel und sollen oft eigene Rauchhütten haben, in denen sie zusammensitzen und oft bis zur Erreichung eines Zustandes rauchen, der dem Wahnsinn ähnlich ist. Tabak rauchen im Pondoland hauptsächlich nur die Frauen, Mädchen und Kinder.

Zum Glück waren einige Hühner da. Ich kaufte eines für 10 Zündhütchen und gab den Kaffern noch 15 Stück für das Abendessen. Einer von ihnen warf das Huhn mit seinem Knopfstock, welcher vor Einführung des Feuerrohres eine der Hauptwaffen der Kaffern bildete, recht geschickt tot und rupfte es. Dann zerlegte ich dasselbe und setzte es mit Wasser in dem großen Topfe auf. Zum Glück erhielt ich auch etwas Salz, welches die Kaffern sonst

meist nicht haben. Als das Huhn weich gekocht war, aß ich es zusammen mit meinem Führer.

Dieser hatte sich inzwischen sein Pferd holen lassen, eine schmutzig-weiße Ponystute, die von Schweiß triefend angejagt wurde. Als Sattel diente ihm ein Schaffell. Die andern Kaffern und noch zwei Jungens, die gerade vorbei kamen, nagten die Knochen ab, die wir ihnen gaben. Ich habe Pondokinder Hunden die Knochen abjagen sehen, die ich ihnen gab. Erwachsene thun dieses jedoch gewöhnlich nicht.

Die Sonne stand schon ½9 Uhr, als wir aufbrachen. Der Store, in dem ich übernachtet hatte, mußte ungefähr, so wie mir der Kaffer beschrieb, 1 Meile vom linken Ufer des Umyameni und wenige Meilen von der Küste entfernt gelegen haben. Wie ich später erfuhr, gehörte er einem Mr. Kippen, den ich zwei Tage später kennen lernte, der aber nur hin und wieder dorthin kam.

Dieser Küstenstrich war fast gar nicht bevölkert, im Gegensatz zu den oberen Teilen des Landes, wo man stets mehr als einen Kraal auf einmal sehen konnte. Es ist ein welliges, grünes Weideland, mit meist kurzem Grase, welches hier weiter nach der Küste vielfach sumpfige Stellen mit sauren Gräsern enthält. Die Bäche bilden keine sehr tiefen Schluchten, auch senkt sich das ganze Land hier allmählich zur Küste hinab, keine Felsterrassen bildend, wie an einigen Stellen nach dem St. Johns River zu.

Wir ritten teils Kaffernpfade entlang, teils ohne Weg über die grünen Flächen. Die einzige Baum-Vegetation besteht aus Gruppen der schon bekannten Protea, welcher etwa 20 Fuß hohe Baum steinige Hügelabhänge liebt und von weitem an einen Apfelbaum erinnert.

Wir hatten mehrere sehr felsige Bäche zu passieren, von denen uns zwei ziemlich lange aufhielten, da ich mein

Pferd nicht mit Sattel u. s. w. durchbekam, sondern diese Sachen einzeln hinübertragen ließ. Dann mußte es frei hinübergehen, und ich jagte es dabei von hinten etwas an. Ich selbst mußte zweimal über Felsblöcke springend meinen Weg finden, einmal zog ich mich aus. Ueberhaupt findet man kaum zwei Flüsse oder Bäche, die man auf ganz dieselbe Weise passieren kann, außer den guten „Driften", die man einfach durchreitet. Es sind unzählige Modifikationen beim Passieren eines Flusses möglich, die man gelegentlich anwenden muß. Einige oft recht unscheinbare Bäche, die keine felsigen Ufer haben, sondern hie und da sumpfige Wiesen bilden, sind mit dem mir vom Westen der Kapkolonie bekannten Palmiet (Prionum Palmita) bewachsen. Solche Stellen sind oft unerwartet tief, und man ist froh, eine Drift zu finden, wo der Grund steinig statt sumpfig ist, und die Ein- und Ausgänge nicht zu steil.

Die Bäche und Flüßchen, die wir passierten, schienen mir alle Küstenflüsse zu sein. Ihre Mündungen konnte ich jedoch nicht sehen. Später erfuhr ich von Mr. Smith am Umzamba, daß sie alle linke Seiten-Zuflüsse des Umyameni gewesen seien.

An diesem Tage verlor ich meinen Regenmantel, was für mich einen schweren Verlust bedeutete.

Die nächsten Flüßchen waren die beiden Umpahlanas. Beide sehen sich sehr ähnlich. Sie sind ganz kurz, aber in ihrer Mündung von den Gezeiten weit ausgewaschen und haben beide Sandbarren. Jenseits der Umpahlanas fand ich einen kleinen Bestand einer sehr hübschen Dumpalme (Hyphaene) von etwa 12 Fuß Höhe, mit fächerförmigen Blättern und Trauben einer nußähnlichen Frucht. Diese Palmenart war bisher nur nördlich von Natal bekannt; jedenfalls erreicht sie hier die Südwest-Grenze ihres Vorkommens.

Dann kamen wir an einen recht bedeutenden Fluß, der uns wieder langen Aufenthalt bereiten sollte. Das war der Umzamba. Wir kamen an sein Ufer, dicht bei seiner Mündung. Hier erstreckt sich von links, den Fluß eindämmend, eine Sandbarre, gerade so wie bei dem gleich zu erwähnenden Umtamvuna. Dicht an ihrer Mündung waren diese Ströme also natürlich zu tief. Man mußte sie etwas weiter oben durchreiten, wo sie breiter, aber auch flacher und an beiden Seiten mit sandigen Ufern versehen waren.

Wie tief mochte der Fluß hier wohl sein? Ich ritt hinein, doch konnte ich meine Beine nicht trocken halten und kehrte daher um. Es half nichts, ich mußte mich wieder entkleiden. Ich watete hinein, aber bald mußte ich schwimmen, zwar nur etwa 10 Schritt, dann konnte ich wieder Grund fassen. Ich merkte, daß die Flut im Steigen war, und deshalb durften wir keine Zeit verlieren. Ich packte meine Sachen so gut es ging in meine Schuhe, in meine Gamaschen, in die Sattelsäcke u. s. w. und machte alles möglichst hoch am Sattel fest. Doch half mir alles dieses nichts, denn als ich mein Pferd, welches der Kaffer von hinten anjagen mußte, am Zügel haltend hindurchschwamm, wurde doch alles durchnäßt. Nur mein Hemde hatte ich glücklicherweise dem Kaffer mit in seinen Bockfellsack zu stecken gegeben, wo er seine wenigen Utensilien aufbewahrte, die er mit sich trug. Als ich mein Pferd glücklich durch hatte, holte ich das Pferd des Kaffern herüber, denn mein Pondo konnte natürlich, wie alle Kaffern, nicht schwimmen. Nun kam der Kaffer an die Reihe. Wie ihn hinüberbringen? Ich nahm seine Ledertasche in eine Hand und seinen Stock in die andere und wies ihn an, sich an dem Knopf des Stockes festzuhalten. Es war der kouragierteste Pondo, den ich bis jetzt kennen gelernt!

Ich schwamm und hielt ihn an seinem Stocke möglichst hoch über das Wasser. Er strampelte und hielt sich über Wasser, so gut er konnte. Auch hielt ich ihn auf diese Weise mit dem Stocke mir vom Leibe, damit er nicht etwa, falls er Wasser zu schlucken und ängstlich zu werden anfing, sich an mir festhalten und mich behindern könnte. Wir wurden beide von der Flut ein ganzes Stück stromaufwärts gespült. Doch kamen wir bald auf den Sand zu stehen, und der Umzamba war glücklich passiert.

Wie ich später erfuhr, gab es an den Furten des Umzamba und Untamvuna noch Krokodile und machten die Passage gefährlich. Einem Missionar war vor einigen Jahren beim Uebersetzen des Umzamba ein Arm von den Bestien glatt abgebissen worden.

Nun ging es, nachdem ich mich angezogen hatte, am linken Ufer dieses Flusses entlang, welcher hier weiter oben seinen Weg durch steile Felsen gefressen hat, wie auch der Umtamvuna. Wir passierten wieder schöne grüne Weiden, und bald sah ich zwei Hütten, welche nach ihrer Form einem Weißen oder wenigstens Mischling zu gehören schienen. Es dauerte auch nicht lange, so stand ich einem wirklichen weißen Mann gegenüber, der mich abzusatteln und in seine Hütte zu treten aufforderte. Ich erfuhr, daß hier zwar kein Laden sei, daß aber Mr. Smith, der Besitzer dieses Platzes, mich hier über Nacht beherbergen wolle. Nachdem mein Pferd besorgt war und sich an dem guten saftigen Grase auf dem vom Rindvieh wohlgedüngten Platze gütlich that, bekam ich ein Gefäß mit aus Mais bereitetem (süßerem) Kaffernbier vorgesetzt, sowie dicke Milch, welches für mich herrliche Erfrischungen waren. Auch aßen wir dann Huhn und süße Kartoffeln zum Abendbrot.

Mr. Smith lebt hier schon seit vielen Jahren. Er

hat zwar keine weiße Frau, sondern eine Kafferin. Von drei Töchtern, die ich sah, war besonders die eine sehr hübsch, sprach aber leider kein Wort englisch oder holländisch.

So konnte ich Gonguan, so hieß mein Pondobegleiter, immer noch nicht bezahlen und ließ ihm durch Mr. Smith sagen, er müsse mich nun noch bis zum Umtamvuna begleiten, wo er in dem Store von mir ein schönes Geschenk bekommen werde.

Sehr gemütlich war die Hütte nicht eingerichtet. Eine von rohen Aesten gemachte Bank, mit einigen alten Säcken und Fellen darauf, sollte mein Bett sein. Wegen der Unebenheit der Bank zog ich jedoch den Lehmboden vor, wo ich mit Gonguan zusammen auf einigen Säcken und Fellen, in meiner halbnassen Wolldecke, gerade nicht sehr wohlgebettet schlief. Morgens bekam ich frische Milch, die mir sehr gut schmeckte. Auch lieh ich mir einen von den Töchtern aus Palmblättern geflochtenen Hut, denn meine Nase und Ohren waren von der Sonne schon böse verbrannt.

Bald brachen wir auf und kamen nach kurzem Ritt durch den Umtentuana, einen Bach, der dicht bei Mr. Smiths Platz vorbei fließt. Dann gelangten wir nach 2—3 Meilen Rittes an den Umtamvuna, welcher jedoch auch noch ziemlich viel Wasser enthielt, obgleich Ebbezeit war. Die Mündung ist sehr ähnlich der des Umzamba. Wir passierten sie dicht am Meere, wobei Gouguan hindurchritt und ganz naß wurde. Aber er ließ einfach das Wasser von seinem Fell ablaufen und war dann fertig. Wir armen Weißen können nicht so kurzen Prozeß machen, deshalb mußte ich mir wieder die Kleider ausziehen und alle Sachen so gut wie möglich verpacken. Doch wieder wurde fast alles naß; nur mein Hemd blieb teilweise

trocken. Auch mein zu Kapstadt gekauftes Tagebuch, welches ich in wasserdicht sein sollendes Papier gepackt hatte, wurde auf dieser Tour vollständig durchnäßt. Meiner Uhr erging es aber am schlimmsten. Auch sie wurde naß und ihr Werk verrostete von dem brackischen Wasser total. Die Verluste auf einer solchen Reise sind größer als man denkt.

Gegen Mittag kam ich zu Mr. Kippen, einem jungen Natalier von schottischer Abkunft, der seinen hiesigen Store erst seit 3 Monaten eröffnet hat und vorerst in einer sehr dürftigen Kaffernhütte lebt. Er lud mich ein, abzusatteln, und wir aßen zusammen Huhn und süße Kartoffeln. Mein Pferd hatte heut auch zum erstenmale wieder Mais bekommen. Es sah recht heruntergekommen aus. Dennoch wollte ich weiter. Ich hatte nun Mr. Kippen gebeten, mir bis ich wieder zurückkäme, etwas Kredit zu geben, was er auch bereitwilligst that.

Ich ließ Gonguan sagen, daß ich ihm für 2½ Schillinge Waren kaufen wolle, doch forderte er 10 Schillinge. Dennoch war er schließlich mit einem baumwollenen sehr bunten Tuche und einem roten Sacktuche zufrieden, welche Artikel zusammen 2½ Schillinge kosteten. Ich hatte nicht geglaubt, ihn so billig los zu werden. Auch sagte er mir beim Abschiede, ohne eine Redensart zu gebrauchen, wie mir Mr. Kippen mitteilte, daß er hoffe, daß ich glücklich am Umzimkulu ankommen möge. Er war von allen Pondos, die ich bis jetzt kennen gelernt, an Mut und Anstand etwa der beste. Ich schärfte ihm noch ein, daß er mir den verlorenen Regenmantel verschaffen und bei Mr. Smith abgeben solle und versprach ihm dafür weitere 2½ Schillinge. Doch habe ich denselben nie wieder gesehen.

Ich hörte von Mr. Kippen, daß der Weg an der

Küste von hier bis Marburg nicht ganz leicht zu finden sei. Deshalb ritten wir zu mehreren Kaffernhütten, wo Mr. Kippen versuchte, einen Führer für mich zu engagieren (für 1 Schilling pro Tag), der mich die 20 Meilen bis zu Herrn von Zieglers Platz bringen sollte. Doch vergebens; keiner wollte mitgehen, trotzdem für diese Faullenzer ein Schilling viel Geld ist. So ritt ich denn wieder allein los. Ich folgte der Weisung, nie die Küste aus den Augen zu verlieren und die schmalen Pfade von einem Kaffernkraal zum andern zu reiten. Der Weg war sehr sumpfig. Es sind dies die Mulden hinter den Dünen, welche keinen Abfluß haben, wie bei Marburg. Jetzt nach dem Regen waren sie sehr schwer passierbar und bald sah ich ein, daß ich mit meinem totmüden Pferde heute abend unmöglich noch 20 Meilen weiter gekommen wäre. Es konnte oft kaum seine Füße aus dem Schlamm herausziehen. So mußte ich denn zu Mr. Kippens Platz zurückkehren. Er empfing mich auch wieder sehr freundlich und hielt es für das beste, daß ich morgen früh den Weg, welcher auf dem Plateau weiter hinauf nach Izingolweni führt, reite. So brauchte ich zwar noch 2 bis 3 Tage bis Marburg, aber hatte doch wenigstens einen passierbaren Weg.

Ich ließ meinem Pferd noch tüchtig Mais geben, was ihm sehr gut that. Dann aßen wir Abendbrot mit Thee und saßen noch eine gute Weile und rauchten, denn hier fand ich auch wieder Tabak vor.

Mr. Kippen gab mir einen alten Filzhut, aus dem ich mir eine Art Jockeykappe zurechtschnitt, die mir beim Reiten im Winde bessere Dienste leistete, als der breitkrämpige Strohhut. Auch wusch ich mir hier einige Wäschestücke und mein Hemd, und hängte alles zum Trocknen bei der Hütte auf; es war ja hier eine ungenierte Jung-

gesellenwirtschaft. Mein Pferd bedurfte auch notwendig einiger Stunden Rast.

In dieser oder ähnlicher Weise ging es nun noch drei Tage lang, bis ich endlich in Marburg am Unterlaufe des Umzimkulu ankam, wo ich und mein Pferd einige Tage Ruhe genießen konnten. Ich hörte von Herrn Sangmeister, daß er drei Stunden zuvor zwei Kaffern mit Herrn H.'s Pferd mit Packsattel und zwei Packeten sowie Briefen den untern Weg ins Pondoland gesandt habe. Ich schickte sofort den Deutschen Norden, der bei Herrn Sangmeister in Dienst stand, zu Pferde hinterdrein, welcher die Kaffern mit dem Pferde auch am folgenden Tage zurückholte. Denn erstens durften die Kaffern mit dem Pferde und den Sachen nicht den untern schlechten Weg gesandt werden, zweitens mußte ich meine Briefe zur Beantwortung hier haben. Auch hörte ich von Herrn Sangmeister, daß er vor 14 Tagen vier Kaffern mit vier Säcken und Briefen abgesandt habe. Später erfuhr ich, daß sie zwar angekommen waren, aber die Sachen in einem schrecklichen Zustande.

Zu Marburg erholte ich mich einige Tage in dem gastlichen Hause des Herrn Sangmeister und seiner liebenswürdigen Frau, einer Missionarstochter aus Natal. Ihr Haus erschien mir nach der ausgestandenen Kafferei wie ein Palast. Auch war inzwischen ein wenig Geld vom Berliner Comitee eingetroffen, welches eben hinreichte, um die dringendsten für Rechnung der Gesellschaft von Weißen im Pondoland verauslagten Gelder zu bezahlen. Vor allem fand ich aber auch gute Nachrichten von meinen Lieben aus der Heimat vor.

Am unteren Umzimkulu bei Marburg herrscht eine sehr üppige Vegetation. Doch finden sich auch schon viele gelichtete Stellen, an welchen Zuckerrohr, Ananas, Kaffee

und Thee angebaut werden. Eines Tages machte ich, wie ich dieses öfter that, zur Beobachtung der Natur und zum Sammeln von Pflanzen und Insekten einen kleinen Ausflug nach dem Flußufer. In dem mit Schlingpflanzen dicht durchzogenen Gebüsch segelten stattliche Schmetterlinge der Schwalbenschwanzform um die blühenden Büsche und Baumkronen. Die grüne Holztaube ließ ihre eigenartigen Töne erklingen, welche sich wie eine schwingende metallene Feder anhörten: Als ich an das Flußufer gelangte, raschelten einige Leguane, große und gefährlich aussehende, jedoch ganz harmlose Eidechsen im Schilf und stürzten sich mit lautem Geplätscher in das Wasser. Krokodile und Riesenschlangen (Python) bekam ich leider nicht zu Gesicht, obgleich beide Tiere in hiesiger Gegend nicht ganz selten sein sollen.

Wie ich so auf dem ziemlich engen Pfade am Flusse entlang ging, fielen auf einmal vor mir eine Anzahl Blättchen oder Schuppen herab, die im Sonnenschein lebhaft glitzerten. Ich betrachtete einige derselben näher und fand, daß es Insektenflügel waren. Nun sah ich bald, daß sich in der Luft eine Menge fliegender Termiten umhertummelten, die von vorbeifliegenden Schwalben aufgeschnappt wurden und dabei ihre Flügel verloren. Ich setzte mich in den Schatten eines nahen Busches, um das Schauspiel besser beobachten zu können. Aus einer Anzahl spaltförmiger Oeffnungen im roten Thonboden des Abhanges seitwärts vom Flußbett kamen langsam, aber in ununterbrochener Folge, die geflügelten Termiten hervorgekrochen. Ihre vier Flügel lagen, sich völlig deckend, flach auf einander, auf dem Rücken des etwa 1 cm langen Körpers. Die Flügel selbst maßen etwa 3 cm in der Länge. Das geflügelte Insekt kroch durch die dichte Schar seiner flügellosen Artgenossen, welche die Oeffnungen in

spannenweitem Umfang dicht umlagerten, im langsamen schwerfälligen Schritt hindurch. Doch hier schon traten ihm Feinde entgegen; eine etwa 1½ cm lange schwarze Ameise, sowie eine sehr kleine, doch äußerst bissige und zahlreiche Termite, ein Geschlecht mit dickem Kopfe, fielen über sie her und bissen ihnen ihre Flügel ab, oft auch töteten sie die Flügeltermiten oder schleppten ihre Opfer in ihre Gänge. Ferner hüpften einige Grillen heran und spähten gierig nach den geflügelten Insekten aus. Auch einige Kröten tummelten sich umher, obgleich es heller Tag war, und fraßen von den Insekten soviel sie habhaft werden konnten; ebenso trieb es eine Käferart. Aber ein Teil erreichte trotz aller Feinde Gras- und Blattspitzen, und es gelang ihnen, von diesen erhabenen Standpunkten aus sich in die Luft zu erheben. Doch auch von diesen war der größte Teil sicherem Tode geweiht, denn ein halbes Hundert Schwalben flogen in einer Höhe von etwa 5 Metern in einem großen, wohl 50 Schritt im Durchmesser haltenden Ringe herum, alle in derselben Richtung, und sobald eine der Schwalben an die Stelle gelangte, wo die Termiten aufflogen, so schnappte sie mit knackendem Geräusch ihres Schnabels eine derselben hinweg, wobei deren Flügel sofort abbrachen und hinabflatterten. Fast jede Sekunde hörte man das Knacken der zuschnappenden Schwalben. Das ganze Tournier verlief in schönster Ordnung und erinnerte mich lebhaft an das Karoussel-fahren mit Ringstechen, wie man es auf Jahrmärkten in Deutschland sieht. Ich beobachtete das Spiel etwa ¼ Stunde lang, ohne daß eine wesentliche Veränderung in dem Vorgange eintrat. Einzelne Schwalben, die wohl satt sein mochten, schieden hin und wieder aus; für sie traten neue ein. Schließlich wurde die Kreisfigur unregelmäßig und von allen Seiten kamen Schwalben, die

nach den Termiten schnappten. Die wenigen der letzteren, die den Schwalben entgingen, flogen so lange über den Fluß, bis sie ins Wasser fielen, wo sie natürlich ein Raub der Fische wurden ; viele verloren auch ohne erkennbare Ursache beim Fluge selbst ihre Flügel und fielen herab, zur Beute irgend eines Tieres.

Sollte wohl die griechische Sage von den mit Wachs angeklebten Flügeln des Dädalus und Ikarus nicht von der Beobachtung der fliegenden Termiten herrühren? Der naive Beobachter empfängt entschieden den Eindruck, als ob die Flügel dieser Tiere nicht angewachsen, sondern nur lose angeklebt seien. Das ganze Schauspiel des „Hochzeitsfluges“ der Termiten, denn so benennt die Wissenschaft das interessante Phänomen, war höchst anziehend.

Nun machte ich von Marburg aus noch die Kaffern mit den Packpferden flott, welche den Rest unserer Sachen nach unserer Station Lombaas bringen sollten. Mit ihnen zusammen trat ich dann den Rückweg an. Diese Reise war allerdings bedeutend ungefährlicher, als meine Herreise, da die Flüsse inzwischen schon viel leerer geworden waren. Immerhin boten sich noch Mühseligkeiten genug, besonders für unsere armen Pferde. Was für Strapazen hatten die treuen Tiere in diesen 6 Tagen auszustehen gehabt! Ich ließ natürlich beide abwechselnd den Packsattel tragen und ging selbst meist zu Fuß, um mein Pferd zu schonen, und führte es am Zügel. Aber doch sahen die beiden Tiere am Ende der Tour höchst heruntergekommen aus, da bei dieser Art zu reisen von genügender Nahrung nicht die Rede sein kann, geschweige denn von sonstiger Pflege.

Man sattelt ja auch bei Tage einige Male für kurze Zeit an schönen Stellen ab, aber diese kurze Zeit genügt für die Pferde nicht, um sich an dem wilden Grase, welches

sehr wenig nährt, satt zu fressen. Mais giebt es doch nur selten, besonders geschrotenen oder erweichten. Wenn man die Tiere mit gequollenem Mais täglich einmal füttern und sie einige Stunden lang sich Futterkräuter auf einer größeren Weide zusammensuchen lassen könnte, dann ginge es ja eher.

Auch die vorher abgesandten 4 Packpferde waren in einem miserablen Zustande auf der Station angekommen: zerschunden von den Felsen, von den Packsätteln wund gerieben und gedrückt, mit lahmen Beinen und hohläugig, kurzum in einer Verfassung, daß sie sich kaum wieder erholen konnten. Sie hatten je 160 Pfund geschleppt, welche Ladung durch Aufsaugen großer Mengen Regen- und Flußwassers aber noch bedeutend vermehrt worden war. Aber nun erst die Sachen in den Säcken; ihr Zustand spottete jeder Beschreibung! Alle Säcke waren unzählige Male abgeschnürt und wieder aufgeschnürt worden, gefallen, gegen Baumstämme und Felsblöcke gestoßen und gequetscht, mit Fluß- und Brackwasser getränkt, von der heißen Sonne gekocht u. s. w. Was nicht gerade unverwüstlich war, fand sich beschädigt oder zerbrochen, stockig, verdorben. Von der Gesellschaft befanden sich darunter ja hauptsächlich nur Handwerkzeug und Konserven, die meist noch brauchbar waren, obgleich auch eine Anzahl Blechbüchsen durch die harten Stöße aufgegangen waren. Aber Beyrichs und meine Privatsachen waren fast sämtlich verdorben. Uns diese Sachen zu ersetzen, hat aber die Gesellschaft später nicht für nötig gefunden, ebenso wie sie uns ja für unsere Ausrüstung keine Mittel bewilligt hatte.

Das Resultat meiner Reise in Bezug auf die Karte von Pondoland bestand darin, daß der „Waggonroad to Natal" auf der Henkel'schen und ihrer Kopie, der N'schen

Karte, eine bloße Erfindung ist bezw. auf verkehrten Informationen beruht. Der Weg ist nur ein Fußpfad für Kaffern, und selbst im Winter, der trockenen Jahreszeit, für Pferde sehr beschwerlich und sogar gefährlich. Für meine später von der Gesellschaft veröffentlichte „Vorläufige Kartenskizze des Gebietes der D. P. L. G." war diese Reise sehr wertvoll. Auch habe ich eine Menge botanischer und zoologischer, sowie geologischer Notizen gemacht, die ich später ausarbeitete und hoffentlich noch einmal in einer naturwissenschaftlichen Beschreibung des Pondolandes, an der Hand der von mir auf den Stationen gemachten Sammlungen, herausgeben kann.

Der letzte Theil meiner Aufgabe im Pondoland bestand nun darin, eine Station am Egosawalde anzulegen und meterlange Stammabschnitte von den wichtigsten Holzarten zu sammeln. Zu diesem Zwecke mietete ich einen verlassenen Kaffernkraal am oberen Rande des Waldes, in einer recht einsamen Gegend. Nun begannen für mich aufs neue alle jene Schwierigkeiten, welche wir schon bei Anlage der ersten Station durchgekostet hatten. Damals hatte allerdings Herr Beyrich die Hauptlast zu tragen gehabt, da er während meiner Reise nach Natal den größten Teil unserer Robinsonhütte mit den Kaffern zusammen erbaut und gezimmert hatte, nachdem ich freilich in den ersten Wochen den Aufenthalt in der schmutzigen und vom Regen überströmten Kaffernhütte mit ihm geteilt hatte. Nun begann aber die Not auf der Egosastation für mich allein, denn Herr Beyrich sollte in der Station Lombaas (Port Grosvenor) bleiben und Versuche mit Ackerbau und Viehzucht (ohne Geld!) treiben.

Ich führte nun einen schier unglaublichen Kampf gegen die Faulheit der Kaffern, die ich zur Arbeit gemietet hatte, gegen Feuchtigkeit, Schmutz, Ungeziefer aller Art,

und hatte bei den fehlenden Geldmitteln die größte Not, mich und meine Kaffern zu ernähren.

Wenn nicht ganz zufällig ein weißer Afrikaner in der Nähe gewohnt hätte, der Holz zum Wagenbau und zu Brettern im Walde fällte und der mir die von der Gesellschaft geforderten Holzproben lieferte, so wäre es mir ferner ganz unmöglich gewesen, dieser Verpflichtung nachzukommen, denn die Pondokaffern sind für eine solche Arbeit absolut untauglich.

Aus dieser Zeit meines Aufenthalts stammen viele zoologische und botanische Sammlungen und Aufzeichnungen über Leben und Sitten der Pondos, deren Ausführungen mich hier natürlich zu weit führen würden. Ein von mir gesammeltes Wörterbuch der Pondosprache ist später in Deutschland gedruckt worden.*)

Meine Station am oberen Rande des Egosawaldes nannte ich nach der Kaffernbezeichnung des letzteren: Intsubana.

Man sollte glauben, daß ein Wald in der Nähe des Wohnplatzes in Afrika stets eine große Annehmlichkeit sein müsse. Wie herrlich, sich bei dem heißen Wetter im kühlen Waldesschatten zu ergehen! Das ist aber lange nicht in dem vorausgesetzten Grade der Fall, und zwar aus mehreren Gründen. Allerdings, wenn man vom Wohnplatze aus einen ebenen Weg in den Wald hätte, so wäre ein solcher Spaziergang, soweit man im Walde einen gangbaren Weg fände, eine Erquickung, denn Schatten freilich findet man dortselbst, tiefsten Schatten im dichten Blätter- und Schlingpflanzengewirr. Aber fast stets ist es unten im Walde, denn derselbe liegt beinahe immer in Gründen oder Schluchten, ganz windstill,

*) Siehe „Zeitschrift für afrikanische Sprachen“. Jahrgang 1889—1890, Heft I.

während an den heißesten Tagen auf den Hügeln und im offenen Lande doch meist eine etwas bewegte Luft herrscht. Mag es nun dann im Walde auch um einige Grad kühler sein, die Luft ist dort jedenfalls unerträglicher als außerhalb, denn sie ist verhältnißmäßig feucht und unbewegt und deshalb beengend und schwül. Dazu kommt, daß man, je weiter man in den Wald hinabgestiegen ist, desto höher wieder hinaufsteigen muß, was allein schon jede Erquickung eines Waldspazierganges bei heißem Wetter illusorisch macht.

Auch sonst ist der Charakter der hiesigen Wälder völlig von dem, was wir in Deutschland unter Wald verstehen, verschieden. Meist ist der Boden kahl, Moosteppiche sind nie vorhanden. Mögen an einigen Stellen auch noch so schöne Gräser, Salaginellen, Farnkräuter oder Tradeskantien den schwarzen Humusboden bedecken, eine frische ozonhaltige Luft wie durch die Moosteppiche unserer Tannenwälder im Harz oder Riesengebirge wird hier nicht erzeugt. Das Laub vieler immergrüner Bäume und Sträucher und die vielfach hellgraue glatte Rinde der Bäume erinnert allerdings oberflächlich an unsere Buchenwälder im Hochsommer, wenn auch natürlich bei dem großen Artenreichtum im Egosawalde die verschiedensten Blattformen angetroffen werden. Von den Laubformen der hiesigen Wälder macht man sich ein annähernd richtiges Bild, wenn man sich ein Gemisch von Rotbuchen, Kamelien, Orangen, Eschen und Liguster vorstellt.

Aber wie groß ist der Unterschied in der Luft hier und dort! Schon die beengende Fülle der Vegetation hindert die Bewegung der Luft im hohen Grade, indes die Unmenge von Baumleichen, welche den Boden bedeckt, der Luft einen modrigen Geruch verleiht. Ein gefallener absterbender Baum im Egosawald

Ich schwamm und hielt ihn an seinem Stocke möglichst hoch über das Wasser. Er strampelte und hielt sich über Wasser, so gut er konnte. Auch hielt ich ihn auf diese Weise mit dem Stocke mir vom Leibe, damit er nicht etwa, falls er Wasser zu schlucken und ängstlich zu werden anfing, sich an mir festhalten und mich behindern könnte. Wir wurden beide von der Flut ein ganzes Stück stromaufwärts gespült. Doch kamen wir bald auf den Sand zu stehen, und der Umzamba war glücklich passiert.

Wie ich später erfuhr, gab es an den Furten des Umzamba und Untamvuna noch Krokodile und machten die Passage gefährlich. Einem Missionar war vor einigen Jahren beim Uebersetzen des Umzamba ein Arm von den Bestien glatt abgebissen worden.

Nun ging es, nachdem ich mich angezogen hatte, am linken Ufer dieses Flusses entlang, welcher hier weiter oben seinen Weg durch steile Felsen gefressen hat, wie auch der Umtamvuna. Wir passierten wieder schöne grüne Weiden, und bald sah ich zwei Hütten, welche nach ihrer Form einem Weißen oder wenigstens Mischling zu gehören schienen. Es dauerte auch nicht lange, so stand ich einem wirklichen weißen Mann gegenüber, der mich abzusatteln und in seine Hütte zu treten aufforderte. Ich erfuhr, daß hier zwar kein Laden sei, daß aber Mr. Smith, der Besitzer dieses Platzes, mich hier über Nacht beherbergen wolle. Nachdem mein Pferd besorgt war und sich an dem guten saftigen Grase auf dem vom Rindvieh wohlgedüngten Platze gütlich that, bekam ich ein Gefäß mit aus Mais bereitetem (süßerem) Kaffernbier vorgesetzt, sowie dicke Milch, welches für mich herrliche Erfrischungen waren. Auch aßen wir dann Huhn und süße Kartoffeln zum Abendbrot.

Mr. Smith lebt hier schon seit vielen Jahren. Er

hat zwar keine weiße Frau, sondern eine Kafferin. Von drei Töchtern, die ich sah, war besonders die eine sehr hübsch, sprach aber leider kein Wort englisch oder holländisch.

So konnte ich Gonguan, so hieß mein Pondobegleiter, immer noch nicht bezahlen und ließ ihm durch Mr. Smith sagen, er müsse mich nun noch bis zum Umtamvuna begleiten, wo er in dem Store von mir ein schönes Geschenk bekommen werde.

Sehr gemütlich war die Hütte nicht eingerichtet. Eine von rohen Aesten gemachte Bank, mit einigen alten Säcken und Fellen darauf, sollte mein Bett sein. Wegen der Unebenheit der Bank zog ich jedoch den Lehmboden vor, wo ich mit Gonguan zusammen auf einigen Säcken und Fellen, in meiner halbnassen Wolldecke, gerade nicht sehr wohlgebettet schlief. Morgens bekam ich frische Milch, die mir sehr gut schmeckte. Auch lieh ich mir einen von den Töchtern aus Palmblättern geflochtenen Hut, denn meine Nase und Ohren waren von der Sonne schon böse verbrannt.

Bald brachen wir auf und kamen nach kurzem Ritt durch den Umtentuana, einen Bach, der dicht bei Mr. Smiths Platz vorbei fließt. Dann gelangten wir nach 2—3 Meilen Rittes an den Umtamvuna, welcher jedoch auch noch ziemlich viel Wasser enthielt, obgleich Ebbezeit war. Die Mündung ist sehr ähnlich der des Umzamba. Wir passierten sie dicht am Meere, wobei Gouguan hindurchritt und ganz naß wurde. Aber er ließ einfach das Wasser von seinem Fell ablaufen und war dann fertig. Wir armen Weißen können nicht so kurzen Prozeß machen, deshalb mußte ich mir wieder die Kleider ausziehen und alle Sachen so gut wie möglich verpacken. Doch wieder wurde fast alles naß; nur mein Hemd blieb teilweise

trocken. Auch mein zu Kapstadt gekauftes Tagebuch, welches ich in wasserdicht sein sollendes Papier gepackt hatte, wurde auf dieser Tour vollständig durchnäßt. Meiner Uhr erging es aber am schlimmsten. Auch sie wurde naß und ihr Werk verrostete von dem brackischen Wasser total. Die Verluste auf einer solchen Reise sind größer als man denkt.

Gegen Mittag kam ich zu Mr. Kippen, einem jungen Natalier von schottischer Abkunft, der seinen hiesigen Store erst seit 3 Monaten eröffnet hat und vorerst in einer sehr dürftigen Kaffernhütte lebt. Er lud mich ein, abzusatteln, und wir aßen zusammen Huhn und süße Kartoffeln. Mein Pferd hatte heut auch zum erstenmale wieder Mais bekommen. Es sah recht heruntergekommen aus. Dennoch wollte ich weiter. Ich hatte nun Mr. Kippen gebeten, mir bis ich wieder zurückkäme, etwas Kredit zu geben, was er auch bereitwilligst that.

Ich ließ Gonguan sagen, daß ich ihm für 2½ Schillinge Waren kaufen wolle, doch forderte er 10 Schillinge. Dennoch war er schließlich mit einem baumwollenen sehr bunten Tuche und einem roten Sacktuche zufrieden, welche Artikel zusammen 2½ Schillinge kosteten. Ich hatte nicht geglaubt, ihn so billig los zu werden. Auch sagte er mir beim Abschiede, ohne eine Redensart zu gebrauchen, wie mir Mr. Kippen mitteilte, daß er hoffe, daß ich glücklich am Umzimkulu ankommen möge. Er war von allen Pondos, die ich bis jetzt kennen gelernt, an Mut und Anstand etwa der beste. Ich schärfte ihm noch ein, daß er mir den verlorenen Regenmantel verschaffen und bei Mr. Smith abgeben solle und versprach ihm dafür weitere 2½ Schillinge. Doch habe ich denselben nie wieder gesehen.

Ich hörte von Mr. Kippen, daß der Weg an der

Küste von hier bis Marburg nicht ganz leicht zu finden sei. Deshalb ritten wir zu mehreren Kaffernhütten, wo Mr. Kippen versuchte, einen Führer für mich zu engagieren (für 1 Schilling pro Tag), der mich die 20 Meilen bis zu Herrn von Zieglers Platz bringen sollte. Doch vergebens; keiner wollte mitgehen, trotzdem für diese Faullenzer ein Schilling viel Geld ist. So ritt ich denn wieder allein los. Ich folgte der Weisung, nie die Küste aus den Augen zu verlieren und die schmalen Pfade von einem Kaffernkraal zum andern zu reiten. Der Weg war sehr sumpfig. Es sind dies die Mulden hinter den Dünen, welche keinen Abfluß haben, wie bei Marburg. Jetzt nach dem Regen waren sie sehr schwer passierbar und bald sah ich ein, daß ich mit meinem totmüden Pferde heute abend unmöglich noch 20 Meilen weiter gekommen wäre. Es konnte oft kaum seine Füße aus dem Schlamm herausziehen. So mußte ich denn zu Mr. Kippens Platz zurückkehren. Er empfing mich auch wieder sehr freundlich und hielt es für das beste, daß ich morgen früh den Weg, welcher auf dem Plateau weiter hinauf nach Izingolweni führt, reite. So brauchte ich zwar noch 2 bis 3 Tage bis Marburg, aber hatte doch wenigstens einen passierbaren Weg.

Ich ließ meinem Pferd noch tüchtig Mais geben, was ihm sehr gut that. Dann aßen wir Abendbrot mit Thee und saßen noch eine gute Weile und rauchten, denn hier fand ich auch wieder Tabak vor.

Mr. Kippen gab mir einen alten Filzhut, aus dem ich mir eine Art Jockeykappe zurechtschnitt, die mir beim Reiten im Winde bessere Dienste leistete, als der breitkrämpige Strohhut. Auch wusch ich mir hier einige Wäschestücke und mein Hemd, und hängte alles zum Trocknen bei der Hütte auf; es war ja hier eine ungenierte Jung-

gesellenwirtschaft. Mein Pferd bedurfte auch notwendig einiger Stunden Rast.

In dieser oder ähnlicher Weise ging es nun noch drei Tage lang, bis ich endlich in Marburg am Unterlaufe des Umzimkulu ankam, wo ich und mein Pferd einige Tage Ruhe genießen konnten. Ich hörte von Herrn Sangmeister, daß er drei Stunden zuvor zwei Kaffern mit Herrn H.'s Pferd mit Packsattel und zwei Packeten sowie Briefen den untern Weg ins Pondoland gesandt habe. Ich schickte sofort den Deutschen Norden, der bei Herrn Sangmeister in Dienst stand, zu Pferde hinterdrein, welcher die Kaffern mit dem Pferde auch am folgenden Tage zurückholte. Denn erstens durften die Kaffern mit dem Pferde und den Sachen nicht den untern schlechten Weg gesandt werden, zweitens mußte ich meine Briefe zur Beantwortung hier haben. Auch hörte ich von Herrn Sangmeister, daß er vor 14 Tagen vier Kaffern mit vier Säcken und Briefen abgesandt habe. Später erfuhr ich, daß sie zwar angekommen waren, aber die Sachen in einem schrecklichen Zustande.

Zu Marburg erholte ich mich einige Tage in dem gastlichen Hause des Herrn Sangmeister und seiner liebenswürdigen Frau, einer Missionarstochter aus Natal. Ihr Haus erschien mir nach der ausgestandenen Kafferei wie ein Palast. Auch war inzwischen ein wenig Geld vom Berliner Comitee eingetroffen, welches eben hinreichte, um die dringendsten für Rechnung der Gesellschaft von Weißen im Pondoland verauslagten Gelder zu bezahlen. Vor allem fand ich aber auch gute Nachrichten von meinen Lieben aus der Heimat vor.

Am unteren Umzimkulu bei Marburg herrscht eine sehr üppige Vegetation. Doch finden sich auch schon viele gelichtete Stellen, an welchen Zuckerrohr, Ananas, Kaffee

und Thee angebaut werden. Eines Tages machte ich, wie ich dieses öfter that, zur Beobachtung der Natur und zum Sammeln von Pflanzen und Insekten einen kleinen Ausflug nach dem Flußufer. In dem mit Schlingpflanzen dicht durchzogenen Gebüsch segelten stattliche Schmetterlinge der Schwalbenschwanzform um die blühenden Büsche und Baumkronen. Die grüne Holztaube ließ ihre eigenartigen Töne erklingen, welche sich wie eine schwingende metallene Feder anhörten. Als ich an das Flußufer gelangte, raschelten einige Leguane, große und gefährlich aussehende, jedoch ganz harmlose Eidechsen im Schilf und stürzten sich mit lautem Geplätscher in das Wasser. Krokodile und Riesenschlangen (Python) bekam ich leider nicht zu Gesicht, obgleich beide Tiere in hiesiger Gegend nicht ganz selten sein sollen.

Wie ich so auf dem ziemlich engen Pfade am Flusse entlang ging, fielen auf einmal vor mir eine Anzahl Blättchen oder Schuppen herab, die im Sonnenschein lebhaft glitzerten. Ich betrachtete einige derselben näher und fand, daß es Insektenflügel waren. Nun sah ich bald, daß sich in der Luft eine Menge fliegender Termiten umhertummelten, die von vorbeifliegenden Schwalben aufgeschnappt wurden und dabei ihre Flügel verloren. Ich setzte mich in den Schatten eines nahen Busches, um das Schauspiel besser beobachten zu können. Aus einer Anzahl spaltförmiger Oeffnungen im roten Thonboden des Abhanges seitwärts vom Flußbett kamen langsam, aber in ununterbrochener Folge, die geflügelten Termiten hervorgekrochen. Ihre vier Flügel lagen, sich völlig deckend, flach auf einander, auf dem Rücken des etwa 1 cm langen Körpers. Die Flügel selbst maßen etwa 3 cm in der Länge. Das geflügelte Insekt kroch durch die dichte Schar seiner flügellosen Artgenossen, welche die Oeffnungen in

spannenweitem Umfang dicht umlagerten, im langsamen schwerfälligen Schritt hindurch. Doch hier schon traten ihm Feinde entgegen; eine etwa 1½ cm lange schwarze Ameise, sowie eine sehr kleine, doch äußerst bissige und zahlreiche Termite, ein Geschlecht mit dickem Kopfe, fielen über sie her und bissen ihnen ihre Flügel ab, oft auch töteten sie die Flügeltermiten oder schleppten ihre Opfer in ihre Gänge. Ferner hüpften einige Grillen heran und spähten gierig nach den geflügelten Insekten aus. Auch einige Kröten tummelten sich umher, obgleich es heller Tag war, und fraßen von den Insekten soviel sie habhaft werden konnten; ebenso trieb es eine Käferart. Aber ein Teil erreichte trotz aller Feinde Gras- und Blattspitzen, und es gelang ihnen, von diesen erhabenen Standpunkten aus sich in die Luft zu erheben. Doch auch von diesen war der größte Teil sicherem Tode geweiht, denn ein halbes Hundert Schwalben flogen in einer Höhe von etwa 5 Metern in einem großen, wohl 50 Schritt im Durchmesser haltenden Ringe herum, alle in derselben Richtung, und sobald eine der Schwalben an die Stelle gelangte, wo die Termiten aufflogen, so schnappte sie mit knackendem Geräusch ihres Schnabels eine derselben hinweg, wobei deren Flügel sofort abbrachen und hinabflatterten. Fast jede Sekunde hörte man das Knacken der zuschnappenden Schwalben. Das ganze Tournier verlief in schönster Ordnung und erinnerte mich lebhaft an das Karousselfahren mit Ringstechen, wie man es auf Jahrmärkten in Deutschland sieht. Ich beobachtete das Spiel etwa ¼ Stunde lang, ohne daß eine wesentliche Veränderung in dem Vorgange eintrat. Einzelne Schwalben, die wohl satt sein mochten, schieden hin und wieder aus; für sie traten neue ein. Schließlich wurde die Kreisfigur unregelmäßig und von allen Seiten kamen Schwalben, die

nach den Termiten schnappten. Die wenigen der letzteren, die den Schwalben entgingen, flogen so lange über den Fluß, bis sie ins Wasser fielen, wo sie natürlich ein Raub der Fische wurden ; viele verloren auch ohne erkennbare Ursache beim Fluge selbst ihre Flügel und fielen herab, zur Beute irgend eines Tieres.

Sollte wohl die griechische Sage von den mit Wachs angeklebten Flügeln des Dädalus und Ikarus nicht von der Beobachtung der fliegenden Termiten herrühren? Der naive Beobachter empfängt entschieden den Eindruck, als ob die Flügel dieser Tiere nicht angewachsen, sondern nur lose angeklebt seien. Das ganze Schauspiel des „Hochzeitsfluges“ der Termiten, denn so benennt die Wissenschaft das interessante Phänomen, war höchst anziehend.

Nun machte ich von Marburg aus noch die Kaffern mit den Packpferden flott, welche den Rest unserer Sachen nach unserer Station Lombaas bringen sollten. Mit ihnen zusammen trat ich dann den Rückweg an. Diese Reise war allerdings bedeutend ungefährlicher, als meine Herreise, da die Flüsse inzwischen schon viel leerer geworden waren. Immerhin boten sich noch Mühseligkeiten genug, besonders für unsere armen Pferde. Was für Strapazen hatten die treuen Tiere in diesen 6 Tagen auszustehen gehabt! Ich ließ natürlich beide abwechselnd den Packsattel tragen und ging selbst meist zu Fuß, um mein Pferd zu schonen, und führte es am Zügel. Aber doch sahen die beiden Tiere am Ende der Tour höchst heruntergekommen aus, da bei dieser Art zu reisen von genügender Nahrung nicht die Rede sein kann, geschweige denn von sonstiger Pflege.

Man sattelt ja auch bei Tage einige Male für kurze Zeit an schönen Stellen ab, aber diese kurze Zeit genügt für die Pferde nicht, um sich an dem wilden Grase, welches

sehr wenig nährt, satt zu fressen. Mais giebt es doch nur selten, besonders geschrotenen oder erweichten. Wenn man die Tiere mit gequollenem Mais täglich einmal füttern und sie einige Stunden lang sich Futterkräuter auf einer größeren Weide zusammensuchen lassen könnte, dann ginge es ja eher.

Auch die vorher abgesandten 4 Packpferde waren in einem miserablen Zustande auf der Station angekommen: zerschunden von den Felsen, von den Packsätteln wund gerieben und gedrückt, mit lahmen Beinen und hohläugig, kurzum in einer Verfassung, daß sie sich kaum wieder erholen konnten. Sie hatten je 160 Pfund geschleppt, welche Ladung durch Aufsaugen großer Mengen Regen- und Flußwassers aber noch bedeutend vermehrt worden war. Aber nun erst die Sachen in den Säcken; ihr Zustand spottete jeder Beschreibung! Alle Säcke waren unzählige Male abgeschnürt und wieder aufgeschnürt worden, gefallen, gegen Baumstämme und Felsblöcke gestoßen und gequetscht, mit Fluß- und Brackwasser getränkt, von der heißen Sonne gekocht u. s. w. Was nicht gerade unverwüstlich war, fand sich beschädigt oder zerbrochen, stockig, verdorben. Von der Gesellschaft befanden sich darunter ja hauptsächlich nur Handwerkzeug und Konserven, die meist noch brauchbar waren, obgleich auch eine Anzahl Blechbüchsen durch die harten Stöße aufgegangen waren. Aber Beyrichs und meine Privatsachen waren fast sämtlich verdorben. Uns diese Sachen zu ersetzen, hat aber die Gesellschaft später nicht für nötig gefunden, ebenso wie sie uns ja für unsere Ausrüstung keine Mittel bewilligt hatte.

Das Resultat meiner Reise in Bezug auf die Karte von Pondoland bestand darin, daß der „Waggonroad to Natal" auf der Henkel'schen und ihrer Kopie, der N'schen

Karte, eine bloße Erfindung ist bezw. auf verkehrten Informationen beruht. Der Weg ist nur ein Fußpfad für Kaffern, und selbst im Winter, der trockenen Jahreszeit, für Pferde sehr beschwerlich und sogar gefährlich. Für meine später von der Gesellschaft veröffentlichte „Vorläufige Kartenskizze des Gebietes der D. P. L. G." war diese Reise sehr wertvoll. Auch habe ich eine Menge botanischer und zoologischer, sowie geologischer Notizen gemacht, die ich später ausarbeitete und hoffentlich noch einmal in einer naturwissenschaftlichen Beschreibung des Pondolandes, an der Hand der von mir auf den Stationen gemachten Sammlungen, herausgeben kann.

Der letzte Theil meiner Aufgabe im Pondoland bestand nun darin, eine Station am Egosawalde anzulegen und meterlange Stammabschnitte von den wichtigsten Holzarten zu sammeln. Zu diesem Zwecke mietete ich einen verlassenen Kaffernkraal am oberen Rande des Waldes, in einer recht einsamen Gegend. Nun begannen für mich aufs neue alle jene Schwierigkeiten, welche wir schon bei Anlage der ersten Station durchgekostet hatten. Damals hatte allerdings Herr Beyrich die Hauptlast zu tragen gehabt, da er während meiner Reise nach Natal den größten Teil unserer Robinsonhütte mit den Kaffern zusammen erbaut und gezimmert hatte, nachdem ich freilich in den ersten Wochen den Aufenthalt in der schmutzigen und vom Regen überströmten Kaffernhütte mit ihm geteilt hatte. Nun begann aber die Not auf der Egosastation für mich allein, denn Herr Beyrich sollte in der Station Lombaas (Port Grosvenor) bleiben und Versuche mit Ackerbau und Viehzucht (ohne Geld!) treiben.

Ich führte nun einen schier unglaublichen Kampf gegen die Faulheit der Kaffern, die ich zur Arbeit gemietet hatte, gegen Feuchtigkeit, Schmutz, Ungeziefer aller Art,

und hatte bei den fehlenden Geldmitteln die größte Not, mich und meine Kaffern zu ernähren.

Wenn nicht ganz zufällig ein weißer Afrikaner in der Nähe gewohnt hätte, der Holz zum Wagenbau und zu Brettern im Walde fällte und der mir die von der Gesellschaft geforderten Holzproben lieferte, so wäre es mir ferner ganz unmöglich gewesen, dieser Verpflichtung nachzukommen, denn die Pondokaffern sind für eine solche Arbeit absolut untauglich.

Aus dieser Zeit meines Aufenthalts stammen viele zoologische und botanische Sammlungen und Aufzeichnungen über Leben und Sitten der Pondos, deren Ausführungen mich hier natürlich zu weit führen würden. Ein von mir gesammeltes Wörterbuch der Pondosprache ist später in Deutschland gedruckt worden.*)

Meine Station am oberen Rande des Egosawaldes nannte ich nach der Kaffernbezeichnung des letzteren: Intsubana.

Man sollte glauben, daß ein Wald in der Nähe des Wohnplatzes in Afrika stets eine große Annehmlichkeit sein müsse. Wie herrlich, sich bei dem heißen Wetter im kühlen Waldesschatten zu ergehen! Das ist aber lange nicht in dem vorausgesetzten Grade der Fall, und zwar aus mehreren Gründen. Allerdings, wenn man vom Wohnplatze aus einen ebenen Weg in den Wald hätte, so wäre ein solcher Spaziergang, soweit man im Walde einen gangbaren Weg fände, eine Erquickung, denn Schatten freilich findet man dortselbst, tiefsten Schatten im dichten Blätter- und Schlingpflanzengewirr. Aber fast stets ist es unten im Walde, denn derselbe liegt beinahe immer in Gründen oder Schluchten, ganz windstill,

*) Siehe „Zeitschrift für afrikanische Sprachen“. Jahrgang 1889—1890, Heft I.

während an den heißesten Tagen auf den Hügeln und im offenen Lande doch meist eine etwas bewegte Luft herrscht. Mag es nun dann im Walde auch um einige Grad kühler sein, die Luft ist dort jedenfalls unerträglicher als außerhalb, denn sie ist verhältnißmäßig feucht und unbewegt und deshalb beengend und schwül. Dazu kommt, daß man, je weiter man in den Wald hinabgestiegen ist, desto höher wieder hinaufsteigen muß, was allein schon jede Erquickung eines Waldspazierganges bei heißem Wetter illusorisch macht.

Auch sonst ist der Charakter der hiesigen Wälder völlig von dem, was wir in Deutschland unter Wald verstehen, verschieden. Meist ist der Boden kahl, Moosteppiche sind nie vorhanden. Mögen an einigen Stellen auch noch so schöne Gräser, Salaginellen, Farnkräuter oder Tradeskantien den schwarzen Humusboden bedecken, eine frische ozonhaltige Luft wie durch die Moosteppiche unserer Tannenwälder im Harz oder Riesengebirge wird hier nicht erzeugt. Das Laub vieler immergrüner Bäume und Sträucher und die vielfach hellgraue glatte Rinde der Bäume erinnert allerdings oberflächlich an unsere Buchenwälder im Hochsommer, wenn auch natürlich bei dem großen Artenreichtum im Egosawalde die verschiedensten Blattformen angetroffen werden. Von den Laubformen der hiesigen Wälder macht man sich ein annähernd richtiges Bild, wenn man sich ein Gemisch von Rotbuchen, Kamelien, Orangen, Eschen und Liguster vorstellt.

Aber wie groß ist der Unterschied in der Luft hier und dort! Schon die beengende Fülle der Vegetation hindert die Bewegung der Luft im hohen Grade, indes die Unmenge von Baumleichen, welche den Boden bedeckt, der Luft einen modrigen Geruch verleiht. Ein gefallener absterbender Baum im Egosawald

bedeckt sich nicht mit Moos, auch wird er nicht schnell von saftigen Pilzen zerfressen, sondern sein meist sehr hartes Holz unterliegt einem sehr langsamen Fäulnisprozeß, da den größten Teil des Jahres über die Luft selbst in den Wäldern verhältnismäßig trocken zu sein pflegt. Schließlich fehlt den Wäldern der eigentliche Vogelgesang, statt dessen es aber an fremdartigen und unheimlichen Tierstimmen und seltsamen Vogelrufen nicht gebricht. So hört man unter anderem sehr oft das Gebrüll des Leoparden und das Geschrei der von ihm verfolgten Affenheerden. Fast stets hat man das Gefühl der Befreiung, wenn man nach einem Gang oder Ritt den Waldsaum und damit entweder die Meeresküste oder die obere Hügelregion wieder erreicht hat.

Unter den großen Schlingpflanzen vermehren einige Arten gigantischer Baumtöter in hohem Grade den unheimlichen Eindruck des Egosawaldes. Man lernt ihre Arten erst sehr allmählich kennen, da man zuerst nur die nackten tauartigen Stämme sieht, welche ihr Laubwerk erst oben in den Kronen der Bäume entfalten. Da ist vor allem die riesenhafte Mimose Entada mit ihren schrecklich aussehenden dornenbesetzten Tauen. Sie klettert wohl 70—80 Fuß in dem Astwerk der Bäume entlang. Ihre Dornen krümmen und winden sich auch gelegentlich und dienen so zum Festhalten. Diese Pflanze entsproßt der Erde meist gleich zu Dutzenden an derselben Stelle und gleicht so einem Heer von Schlangen, welches die Bäume überfällt. Hat sie die Kronen derselben und damit genügendes Licht erreicht, so entfaltet sie ihr reiches feines Laubwerk und läßt ihre mehrere Fuß langen und sehr breiten braunen Schoten herabhängen.

Eine andere Art Schlingpflanzen, mit fast fußdicken, borkigen Stämmen, die sich gleichfalls meist zu mehreren

zum Angriff auf einen Baum erheben, beschreibt mit denselben erst einige bis zu 10 Fuß im Durchschnitt haltende Kreislinien. Der Vergleich dieser Pflanze mit einem Heer von Riesenschlangen liegt so nahe, daß ihr Anblick etwas außerordentlich Unheimliches hat.

Die dritte im Bunde, und wohl die gefährlichste dieser Raubtierpflanzen ist eine im Egosawalde sehr häufige Feigenart. Dieselbe hat eine glatte braune Rinde, entwickelt bei Verletzungen einen weißen Milchsaft, und trägt glänzende ovale Blätter und feigenartige, jedoch nicht eßbare Früchte. Jeder Stamm derselben, biegsam wie ein Tau, klettert aufwärts sowohl wie gelegentlich abwärts und schlägt jederzeit bei Berührung mit dem Erdboden Wurzel, um sich zu befestigen. Die eigentümlichste und der Pflanze als Baumtöter sehr zu statten kommende Eigenschaft ist jedoch die, daß jeder Ast sehr leicht wieder mit seinem Stamm oder mit einem benachbarten Äste verschmilzt und daß so die ganze Pflanze zähe Gitterwerke bildet. Wenn nun der Stamm oder seine Aeste irgend einen Gegenstand, sei es Fels oder Baum, umflochten haben, so ziehen sie sich, offenbar durch Verkürzung, eng zusammen und umstricken denselben um so fester. Auf diese Weise bildet die Feige um dicke Baumstämme die kompliziertesten Geflechte, ohne ein Blatt zu erzeugen; oben angekommen, entwickelt sie aber ihr dunkelgrünes reiches Laubwerk und macht sich in des Wortes eigentlichster Bedeutung breit. Diese Feigenart wächst im Anfange auch oft selbständig und gerade in die Höhe, wie ein anderer ehrlicher Baum; dann erst, in einiger Höhe, fällt sie den ihr nächst stehenden Baum an und entfaltet ihre Raubtiernatur. Auch sah ich, daß nur ein einzelner dicker Ast eines selbständigen Feigenbaumes mit schöner Krone einen benachbarten Baum erreicht hatte

und auf diesem sich üppig entfaltete. Der von diesem Gewächs befallene und umstrickte Baum stirbt allmählich ab, sein Holz verrottet, und die Feige schickt oft Zweige durch das vermulmte Holz hindurch. Zuweilen ist sogar nichts von ihrem Opfer übrig geblieben und man kann durch das säulenartige Netzwerk des Feigenbaumes hindurchblicken. Der Feigenbaum muß dann wieder ein ganz selbständiges Leben führen. Eigenartig ist an dem beschriebenen Gewächs auch die Erzeugung ihrer feigenartigen Früchte, deren ich meist sechs an einem Stiel fand, am Grunde von alten Stämmen, ohne Blätter oder blättertragende Zweige in ihrer Nähe. Die Botanik nennt die Pflanzen, die solche Fruchtstände hervorbringen: Stammfrüchtler.

Mehrere große Baumarten im Egosawalde tragen am Grunde ihrer Stämme sehr merkwürdige flügelartige Bildungen, welche in die Wurzel übergehen, wie man dieses im kleinen auch an unserer Rotbuche, besonders auf felsigem Boden, beobachten kann. Jene plattenartigen Streben der afrikanischen Bäume sind aber bis zu 15 Fuß hoch, am Grunde 5—8 Fuß breit und dabei oft kaum fußdick. Offenbar sind es sehr wirksame architektonische Bildungen zur Befestigung des Baumes im Erdboden, also besonders gegen Stürme. Der Querschnitt eines solchen Baumstammes ist ein sternförmiger, mit langen Ausläufern.

Aeußerst interessant waren die Gewitter, welche ich von der Egosastation aus beobachtete; viele auffallende Blitzformen habe ich in meinem Tagebuche aufgezeichnet und beschrieben.

So ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß mehrere, bis zu fünf Blitze ziemlich parallel hinabfahren; ferner, daß ein sehr intensiver Blitz erscheint, welcher für eine größere

Menge Elektrizität die Bahn frei macht, so daß dann eine ganze Reihe zuckender Strahlen vom Himmel zur Erde fließt. Sehr häufig beobachtete ich auch ringförmig in sich geschlossene Blitze in den Wolken, sowie mehrere Male komplizierte Blitzformen, welche einen Teil des Firmamentes wie ein Netzwerk umspannen. Gar nicht selten sind Blitze in Gestalt von runden Lichterscheinungen, welche sich zuweilen mit großer Geschwindigkeit um ihren Mittelpunkt drehen, so daß das Phänomen mit den „Sonnen" unserer Feuerwerke die größte Aehnlichkeit hat. Mir scheint, daß allein die Menge der sich in diesen Teilen Südostafrikas bildenden Elektrizität den Grund für die meisten jener abweichenden Blitzformen abgiebt. Die Heftigkeit der Gewitter in Natal und Pondoland ist in Südafrika übrigens eine bekannte Thatsache; dieselbe steht besonders in einem scharfen Gegensatze zum Südwesten des Kontinentes, wo Gewitter selten sind und meist sehr zahm aufzutreten pflegen.

Von Schlangen erbeutete ich eines Tages eine rote Abart der Puffadder, ein sehr großes Exemplar, in einer unserer Hütten. Auch hier wurde mir von den Einwohnern versichert, ebenso wie in der Kapkolonie, daß die Puffadder mit nach hinten übergebeugtem Kopf beiße, sowie daß die Jungen sich durch den Leib der Mutter durchfressen, wobei diese zu Grunde ginge. Von kleineren Reptilien fand ich ein sehr schönes kleines Chamäleon, welches sich als eine neue Art herausstellte und später in Berlin als Chamaeleon caffer beschrieben wurde.

Meine eifrig betriebene Leopardenjagd mit einem im Walde angepflöckten Zicklein führte mich leider nicht zum Ziel, obgleich mehrere dieser Bestien mich jede Nacht umkreisten und dabei unheimlich nach Katzenart schnurrten. Mein Nachfolger auf der Station, Herr Beyrich, ist glück-

licher gewesen und hat an derselben Stelle ein riesiges Exemplar eines Leoparden erlegt, gerade als derselbe sich zum Sprunge auf ihn anschickte; den Balg brachte er als Jagdtrophäe heim. Blauböcke, eine kleine Antilopenart, waren leider ein gar zu seltenes Wildpret. Ich war schon froh, hin und wieder einige Papageien zu schießen, welche im gebratenen Zustande recht gut schmeckten, wenn sie jung waren. Auch Meerkatzenbraten verschmähten wir damals nicht.

Mit der Zeit wurde es aber immer trauriger mit der Verpflegung. Geschrotener Mais, noch dazu oft schimmeliger, sogenannter Grubenmais, von dem ich Halsentzündung bekam, war oft tagelang unsere einzige Speise. Eine Zeitlang hatte ich von einem benachbarten Kaffernkraal täglich eine oder zwei Flaschen Milch geliefert bekommen, die jedoch mehrfach mit Wasser verpantscht war. Aber auch dieser Genuß wurde mir bald verleidet, weil ein seit langer Zeit im Pondoland ansässiger Weißer mich gelegentlich darauf aufmerksam machte, daß es den Kaffern leicht einmal beifallen könnte, mir Gift mit der Milch beizubringen, blos um zu sehen, wie ich mir als Arzt helfen würde.

Endlich bot sich mir eine Transportgelegenheit für die Hölzersammlung, deren Ueberführung nach Port Shepstone meine größte Sorge war. Und so reiste ich denn selbst, nachdem ich von Herrn Beyrich in Lombaas Abschied genommen hatte, zu Pferde ab, das wilde Pondoland nicht gerade im besten Andenken behaltend.

Am 27. Oktober erreichte ich Marburg, wo ich von Herrn Sangmeister und seiner liebenswürdigen Gattin Abschied nahm, welche beide solch regen Anteil an uns genommen hatten. Ja, ohne Herrn Sangmeisters liberale Unterstützung mit Rat und That wäre es uns

ganz unmöglich gewesen, die Bedingungen der Gesellschaft zu erfüllen.

In Durban angelangt, genoß ich noch einige Tage die Gastfreundschaft des Herrn Kapitän Kieselbach. Dieser freundliche Herr, der jetzt in seiner alten Heimatstadt Memel lebt, hat uns damals gleichfalls die größten Dienste geleistet. Seine Briefe an die Berliner Gesellschaft hatten Herrn Beyrich und mich in offener und wohlwollender Weise gegen verschiedene Ungerechtigkeiten unserer Auftraggeber in Schutz genommen, schließlich auch gegen unwahre Berichte über uns von Seiten unserer eigenen Expeditionsgenossen.

X.

Die Rückreise.

Von Durban reiste ich Mitte November nach Port Elizabeth, von wo ich einen mehrtägigen Abstecher nach Kimberley unternahm, um Südafrika nicht zu verlassen, ohne jenen berühmtesten Ort des Landes kennen gelernt zu haben, welcher gleich den Goldfeldern ebenso viel Fluch als Segen über das Land gebracht hat.

Von Kapstadt aus, wo ich noch etwas verweilte, machte ich dann noch einen Ausflug nach Hopefield. Meine dortigen Freunde waren natürlich sehr begierig, von meinen Schicksalen und Fahrten zu hören, besonders da sie in den kapschen Zeitungen die wildesten Tatarennachrichten über die abenteuernden Deutschen in Pondoland gelesen hatten, deren Station bei Port Grosvenor für die vorbeifahrenden Dampfer stets ein Objekt größter Neugierde gewesen war.

Meine Heimfahrt auf dem „Mexican" verlief programmmäßig, mit kurzem Aufenthalt auf St. Helena und Madeira. Nach einem kurzen Besuche Londons, wo der kalte Nebel und die wimmelnde Menschheit mich sehr unsympathisch berührten, erreichte ich über Holland bald Berlin, wo ich am 2. Januar 1889 anlangte. Im trauten Heime meiner Eltern, welches ich bei der mir ungewohnten Winterkälte nur ungern verlassen mochte, söhnte ich mich bald mit der alten Heimat wieder aus.

Das Pondoland-Unternehmen ist aber dann allmählich an angeborener Lebensschwäche selig entschlafen.

XI.

Rückblicke und Vorausblicke.

Wenn ich im ersten Kapitel des Buches meine Pläne und Hoffnungen schilderte, welche mich bei der Ausfahrt in die große Welt begeisterten, so muß ich jetzt am Ende des Buches, nachdem der freundliche Leser mit mir Freud und Leid in Südafrika im Geiste geteilt hat, wieder an die Gedanken anknüpfen, welche mich damals hinaustrieben.

In materieller Hinsicht war ich ohne Erfolge zurückgekehrt; auch viele meiner damaligen Ideale hatte ich mittlerweile zu Grabe tragen müssen. Dennoch blicke ich auf die in Südafrika verlebten Jahre keineswegs mit Bedauern zurück, sondern sehe sie als einen wertvollen Abschnitt meines Lebens an. Die Araber sollen ein Sprichwort haben: „Die Tage, welche wir auf der Jagd zubringen, rechnet uns Allah nicht an." Die innere Wahrheit dieser Worte lernte auch ich kennen; in dem herrlichen Klima von Südafrika kann ein einigermaßen rüstiger Körper in seinen jüngeren Jahren *bei sonst zweckmäßiger Lebensweise* sich auch bedeutender Mühen und Strapazen zu seinem Vorteile unterziehen.

Ferner halte ich es für einen großen Gewinn für mich, ein uns blutsverwandtes Volk in seiner Eigenart kennen gelernt zu haben, welches trotz aller Gewaltmaßregeln englischer Politik stets den Kern der südafrikanischen Bevölkerung bilden wird. Sehr vieles können auch wir von diesem Volke lernen: Die einfache, natürliche Lebensweise, besonders auch die Mäßigkeit in geistigen Getränken, da der geborene Afrikaner die uns ziemlich fremde Kunst versteht, auch ohne Alkohol fröhlich zu sein; die Offenheit

und Biederkeit ihres aller Heuchelei fremden Charakters; die wohlwollende Gesinnung gegen ihre Mitmenschen, ohne Sentimentalität in der Behandlung der Schwarzen; die schlichte Frömmigkeit, ohne jeden Pietismus; den festen Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit, wie er sich am schönsten in dem großen Herzen Paul Krügers offenbart.

Hand in Hand mit diesen Wertschätzungen einiger vortrefflicher Eigenschaften der Afrikaner ging eine kritische Betrachtung der europäischen Kultur, welche mich zu dem Resultate führte, daß wir doch noch sehr, sehr viel bei uns selbst zu bessern haben. Deshalb sollte der moderne erleichterte Weltverkehr dazu beitragen, daß wir den fremden Völkern nicht nur unsere Kultur zutragen, sondern auch das Gute annehmen, was wir bei ihnen kennen lernten. Schon in dieser Hinsicht, ganz abgesehen von politischen Gründen, wünschte ich auch, daß wir durch Deutsch-Südwestafrika in nähere Beziehungen zu den Buren treten möchten, indem dieselben unten den liberalsten Bedingungen in unser Schutzgebiet aufgenommen würden.

Die Resultate meines Aufenthaltes in Südafrika, die dort gewonnenen Erfahrungen und Lehren erstrecken sich also hauptsächlich in zwei Richtungen; oder besser gesagt: die südafrikanische Zeit hat mich in zwei Hauptidealen meines Lebens bestärkt: Erstens in dem Wunsche, daß wir es in Zukunft einmal zu einer *richtigen, die medizinische Wissenschaft, die Gesetzgebung und das deutsche Volksbewußtsein eng verknüpfenden Gesundheitspflege des Körpers und der Seele* bringen möchten; und zweitens, daß es unseren Enkeln oder Urenkeln einmal gelingen möge, hoffentlich ohne Krieg, *jenes schöne und unglückliche Land, zu dessen*

endgültiger Gewinnung durch unsere angelsächsischen Vettern ich nicht das geringste Vertrauen habe, ganz mit dem deutschen Vaterlande zu vereinigen, zum Segen Deutschlands und Südafrikas.

In diesen beiden großen nationalen Kulturaufgaben bestärkt mich ein unerschütterlicher Glaube an den guten Kern des deutschen Volkes, an die innere Kraft der deutschen Volksseele, welche uns durch alle Stürme und Fährlichkeiten dieser gährenden Zeit, dieses inneren Dranges nach Gesundung, glücklich hindurch führen wird zu besseren Tagen!



Typographia
Kunst- und Setzmaschinen-Druckerei G. m. b. H.
Berlin SW., Friedrichstr. 16.

